GS
7195

J. M. S. Barthel

Mungo Parks

Wundarzt und Reisenden im Dienst der afrikanischen Gesellschaft

neueste und letzte Reise

ins

Innere von Afrika

nebst dem Tode

dieses

merkwürdigen Reisenden

aus seinem Tagebuche

und

den Relazionen seiner übrig gebliebenen Gefährten

niedergelegt

bei der afrikanischen Gesellschaft zu London.

Herausgegeben

und mit Anmerkungen versehen

von

Harry Wilkens.

Vollständige Uebersetzung.

Hamburg, 1807

bei Hieronimus Daniel Müller.

Egens Lybiae deserta peragro.

VIRGIL.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Nöthige Vorerinnerung

des

teutschen Uebersetzers.

Mungo Parks Reisen gehören unstreitig unter die merkwürdigsten, die je gethan wurden. Das allgemeine Interesse welches ganz Europa an dem kühnen Manne nahm, hat diese Behauptung vollkommen gerechtfertigt. Wenn auch der Reise selbst mancher von jenen Vorzügen mangelt, die andre schmücken, so liegt dieses im Zusammenhange der Dinge. Mungo Park reiste nicht in das an Kunstschätzen des Alterthums reiche Sirien und Egipten, nicht in das für Religion und Völkergeschichte interessante Indien, oder für Erklärung der alten Klassiker wichtige Griechenland; nicht mit einer Gesellschaft Gelehrter, nicht unterm Schutze mächtiger Fürsten, noch der Bedeckung eines Gefolges — einsam und schmachtend irrte er durch Afrikas brennende, unwegsame, unwirthbare Sandwüsten. Tausend Gefahren, die Reisende in bekannten Ländern nicht ahnen, drohten ihm auf jedem seiner Fußtritte, brennende Sonnenhitze, Hunger, Mangel an jeder Bequemlichkeit und Todesangst, waren in jenen fürchterlichen Einöden seine unzertrennlichen Gefährten. Selbst das Geld, jenes sonst allgepriesne Universalmittel, sich die Beschwerden des Lebens zu erleichtern, ward ihm gefährlich und vermehrte sein Unglück, indem es einen Hauptbeweggrund für die räuberischen Volksstämme enthielt, ihn zu morden — kämpfend gegen das Verzweiflung brütende heiße Klima, gegen alle — oft die nöthigsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens, irrte er, gewiß ärmer, als der ärmste Bettler in irgend einem andern Lande, umher. Der schlechteste Bettler kann

auf ein Nachtlager, Brod und Wasser rechnen, aber wer konnte in jenen unermeßnen Sandwüsten dem ärmsten einen Trunk Wasser reichen? — Man erinnre sich aus seiner ersten Reise der Stelle, wo er an einem Sumpfe seinen brennenden Durst stillen wollte, der so über und über mit großen Fröschen bedeckt war, und die ein so fürchterliches Gequake machten, daß davon sein Pferd scheu wurde, und er, um das schlammige Wasser durchs Schnupftuch schlürfen zu können, so lange als er und sein Pferd trank, mit einem Zweige auf das mit Fröschen bedeckte Wasser schlagen mußte. — Wem sollte er sich verständigen, und wessen Mitleid konnte er erregen, da alle ihn als ein weißes, fremdartiges, feindliches Wesen betrachteten, oder ihre Gier nach seinen Knöpfen und Lumpen richteten, ihn um dieser Willen mehr als einmal morden wollen, und nur dann, als sie des abgemateten, kranken, armen Menschen Hülflosigkeit sahen, vergönnten in einer einsamen Hütte sich langsam zu erholen. Welche Ausbeute konnte eine solche Reise ihm versprechen, deren Ausgang er nicht zu berechnen vermochte?

Seine Schicksale sind schon äußerst interessant und rührend, wäre es auch das Land und seine Erfahrungen in Hinsicht desselben nicht so sehr, als es wirklich ist. Gewiß ist Mungo Park der kühnste und merkwürdigste Reisende zu Lande, wie ein Anson es zur See war.

Wenn der edle Trieb Wahrheit zu erforschen, und in jene noch unbekannte Wüsten zu dringen, ihn jede Gefahr vergessen, den Tod selbst verachten lehrte, wenn wir diesen Heldenmuth, diese unerschrockne Kühnheit, die uns Bewundrung abzwingt, anstaunen, wenn wir seinen Leiden, seinem oft schmachtenden Leben und der edeln Resignazion, mit der er sich seinem Schicksal übergab, unsre theilnehmenden Thränen nicht versagen können, und am Ende den unbedeutenden Ertrag für seine Mühe den kleinen Gewinn, in Vergleichung der Mühseligkeiten die geringe Ausbeute bedauern

— wie viel mehr ward unser Interesse gespannt, als wir von der zweiten Reiseunternehmung dieses unermüdeteten Forschers benachrichtigt wurden. Keine der schrecklichen Gefahren seiner erstern Reise konnten seinem Muthe Grenzen setzen, selbst der augenscheinliche Tod, und die Wiederholung alle jener schon einmal mit genauer Noth überstandenen Gefahren überredeten ihn nicht, von seinem Vorhaben zurückzutreten. Mit mehr Vorsicht trat er seine Reise an, von der er aber diesmal leider nicht zurückkehrte. Er starb als Opfer seines Berufs, gewiß von jedem bedauert, der ihn und sein rühmliches Unternehmen kannte, und ihn aus seiner erstern Reise liebgewann.

Indem ich in einer möglichst getreuen Uebersetzung seines letzten Tagebuches, das beim Untergange seines Verfassers glücklicherweise erhalten wurde, und den übrigen Relazionen seiner Gefährten, die Resultate seiner zweiten Reise dem Publikum vorlege, hoffe ich dem teutschen Publikum kein unangenehmes Geschenk zu machen, und einen gewiß nicht uninteressanten Beitrag zur Kunde vom innern Afrika zu liefern. Da in dieser Reisebeschreibung alles interessirt, so habe ich absichtlich nichts weggelassen, was bald den Reisenden, bald die Reise selbst karakterisirt. Mungo Park interessirt als Reisendrr so sehr, als die Gegend welche er bereiste; und seine einzelnen Bemerkungen an Ort und Stelle, dürften gewiß nicht ohne innige Theilnahme gelesen werden.

Daß ich da, wo die englische Sprache weitschweifige Umschreibungen macht, den Stil gedrängt und der teutschen Sprache genuin gemacht habe, bedarf wohl keiner Erinnerung; es ist unerläßliche Pflicht eines jeden Uebersetzers.

Was die einzelnen Bemerkungen seiner Reisegefährten betrifft, so habe ich sie jedesmal am gehörigen Orte eingeschaltet, da sie im englischen Originale von einander getrennt, jedes für sich, erscheinen. Bemerkungen anderer Reisenden sowohl, als meine eignen in der Naturgeschichte und Sternkunde, welche mit

der des Reisenden verglichen werden können, habe ich als Noten eingeschaltet.

Biografische Bemerkungen über den Reisenden selbst habe ich mit in Mungo-Parks Text gezogen. — Ich glaube diese Reisebeschreibung so bearbeitet zu haben, wie sie für den teutschen Leser bearbeitet werden mußte.

Die Menge von Kupfern und Karten, welche das englische Original zieren, würden diese Ausgabe, welche als Lesebuch für alle Stände geeignet ist, zu sehr vertheuern, und ihrer schnellern Verbreitung schaden. Es sind mehr denn 36 Zeichnungen ohne die große Karte vom Lauf des schwarzen Flusses und der Reise selbst, welche die englische Prachtausgabe zieren, auf die wir aber bei der gegenwärtigen aus mancherlei Ursachen Verzicht thun müssen. Demungeachtet wird dieses Buch jedem Leser, dem es mehr um Sachkenntniß als Bilder zu thun ist, gewiß keine unangenehme Lektüre seyn.

Der Uebersetzer.

Vorrede
des
englischen Herausgebers.

Unter der Menge patriottscher Verbindungen, deren sich außer unserm Grosbrittanien keine Nazion der Welt rühmen kann, zeichnet sich auch die afrikanische Gesellschaft zu London vorzüglich und ruhmvoll aus. Der Geist der Industrie, der jedem edeln Britten beseelt, der einer unzählbaren Menge interessanter Anstalten ihr Daseyn gab, vereinigte auch eine Anzahl Gelehrter, reicher Lords, Partikuliers, Kaufleute und selbst auswärtiger bedeutenden Personen zu einem für die Erd- und Völkerkunde, als dem Handel gleich nützlichem Zwecke, unter dem Namen der afrikanischen Gesellschaft.

Diese edle Verbindung hat die nähere Kenntniß des innern Afrika zu ihrem Zwecke, und in wie fern dieser noch wenig entdeckte Welttheil für den Handel unsrer Nazion zu benützen sey? — Alles, was zur Kenntniß dieses Welttheils gehört, wird fleißig gesammelt. Man hat ein besonderes Haus in London eingerichtet, wo, gleich der indianischen Gesellschaft, ein eignes Komtoir für die afrikanischen Angelegenheiten arbeitet. Beträchtliche Fonds werden angewendet, 1) alles anzuschaffen, was zur Kunde von Afrika ge-

hört; die seltensten Bücher, Karten und Zeichnungen, alle Naturprodukte, Mineralien, Pflanzen — alles, was einer Bearbeitung als Handelsgegenstand mehr oder minder fähig seyn könnte, findet man hier in reichhaltigen Kabinetten. 2) Reisende zu besolden, welche nach Afrika reisen, immer tiefer und tiefer in diesen im Verhältniß gegen jeden andern noch sehr wenig bekannten Welttheil eindringen, nnd in ihren Tagebüchern fleißige Berichte ablegen, in wie fern dieses oder jenes Land für Handel, Kultur, Faktoreien anwendbar sey? 3) An gewissen Orten in ihren Namen und auf ihre Rechnung Handlungsbureaux und Faktoreien anzulegen, um Afrika, so wie einst Indien und Amerika, für Kultur und Handel nutzbar zu machen.

Das Klima sowohl, als die mancherlei Schwierigkeiten des Landes, wozu besonders die verhältnißmäßig noch sehr eingeschränkte Bekanntschaft mit ihm gehört, haben bis jetzt diese Gesellschaft an schnellern und bedeutendern Fortschritten verhindert. Indessen ist es für sie ein desto größerer Ruhm, auf dieser rauhen Bahn allen Hindernüssen kühn entgegen zu treten, als jeder Gesellschaft, die sich um die Kunde andrer Länder, die schon seit Jahrhunderten zugänglich sind, und wo man mit weniger Widerwärtigkeiten zu ringen hat. Unsterblich wird dereinst die afrikanische Gesellschaft werden, wenn es ihr gelungen seyn wird, Afrika dereinstens ganz zu kultiviren, und der Segen dieses ganzen Welttheils wird sie zu den Sternen erheben.

Schriftsteller, welche von ihrer Verfassung und den Verhältnissen mit Afrika nur wenig, oder im Grunde gar nicht unterrichtet waren, haben sich er-

frecht, ohne gehörige Kenntniß dieser edeln Gesellschaft die ungereimtesten Vorwürfe zu machen.

Unter diese gehört vorzüglich der:

Es sey der Gesellschaft nicht sowohl um Länder und Völkerkunde zu thun, als die erworbenen Kenntnisse zu ihrem Vortheil für den Handel zu benutzen und Sklaven aus den neuentdeckten Ländern zu ziehen, den ruhigen Völkern in ihrer glücklichen Einsamkeit ihre Freiheit zu rauben, und sie so unglücklich zu machen, als ihre Brüder an der Sklavenküste.

Man unterläßt bei dieser Gelegenheit nicht, in die überspanntesten Deklamazionen für Menschenrechte, Freiheit, gekränkte Menschheit, gegen niedrige Habsucht, Raubgier, Spekulazionsgeist der brittischen Nazion auszubrechen.

Wenn man diese Tiraden liest, wird man allerdings überredet, jenen unberufenen Apologeten des Menschengeschlechts zu glauben. Allein, wenn man mit Unbefangenheit, von gehöriger Sachkunde unterstützt, und bei kaltem Blute ihre schöne Reden voll Feuer und Eifer untersucht, wird man nur zu bald von ihrer Nichtigkeit überführt.

Es ist wahr: Handlungsspekulazion ist die mächtige Triebfeder zu neuen Entdeckungen; aber war sie das nicht bei jeder andern Entdeckungsreise, so wie hier? Alles was in der Schifffarth von den Fönizien an bis auf unsre Weltumsegler grosses und merkwürdiges in der Erdkunde gethan wurde, geschah durch den Handel.

Und ist es denn so unerlaubt, für seine Bemühungen Lohn zu fordern, von seinem Fleiße Früchte zu genießen, um selbst diesen Genuß wieder zum Besten des Vaterlandes anzuwenden? Thut denn hier

die afrikanische Gesellschaft etwas anders, als was jede andre, jeder Privatmann thun würde, der Nuzzen aus seinen Entdeckungen zu schöpfen sucht? Hat es die ostindische Gesellschaft in Holland und England und jedem andern handelnden Lande anders gemacht? Ist es so unrecht, fremde Produkte, die in ihrem Vaterlande ungenützt verderben, zur Bequemlichkeit des seinigen anzuwenden, die man auf dem rechtlichen Wege des Handels an sich gebracht hat? Welche Menge Heilmitttel, welche Anzahl Produkte zum Nuzzen als zur Bequemlichkeit müßte Europa ohne diesen Handelsgeist entbehren?

Dieses ist indessen der geringste Vorwurf, den man der afrikanischen Gesellschaft macht. Der Sklavenhandel ist der bedeutendste. Die Ausfuhr jedes andern Produkts findet man sehr verzeihlich — aber Menschen? Menschen unsre Brüder! — das schreit um Rache.

Allerdings hat die Vorstellung zusammengetriebener Negerhorten in den engen Raum des Sklavenschiffs gepackt, etwas fürchterliches, und scheint sich schwer vertheidigen zu lassen. Aber das Grasse des ersten Anblicks verschwindet, sobald man nähere Untersuchungen angestellt hat.

Ungerecht bleibt der Sklavenhandel immer, wenn er mißbraucht wird, und nicht zum Besten der Menschheit abzweckt. Er ist der größte Eingriff in die angebornen Rechte des Menschen, ohne das der vernünftige Mensch als unabhängiges Geschöpf nicht denkbar ist und zum Lastvieh herabgewürdigt wird.

Allein wenn man betrachtet, daß ein großer Zweck erreicht werden muß, und daß diese Erreichung ein Opfer verlangt, so wird dieses, freilich unter andern

Umständen unverzeihliche Mittel wo nicht geheiligt, doch sehr entschuldigt.

Kultur jener Welttheile ist der erhabene Zweck, nach welchem gerungen wird. Kultur, das höchste Glück vernünftiger Wesen wollen die gebildeten Europäer auch auch auf jene Wilden übertragen, die in dumpfem Müßiggange, gleich den Thieren, ihre höhern Vorzüge nicht kennen. Die Kultur ihres Bodens soll ihnen dieselben Früchte bringen, deren wir uns erfreuen, ihr Verstand soll erleuchtet werden, wie der unsrige, Staaten sollen in jenen Welttheilen entstehen, wie in Europa. Gleichwohl muß dieses unter europäischer Anleitung geschehen, und die Menschen, die ihren wahren Vortheil nicht begreifen, zur Arbeit gezwungen werden. Man versetzt sie in andre Welttheile, weil Afrika noch keiner Kultur fähig war, Indien und Amerika aber arbeitsamer Hände bedurfte. Die Menschen selbst aus diesem Welttheile dürfen in Hinsicht ihrer geistigen Fähigkeiten nicht mit unserm Maasstabe gemessen werden, und müssen freilich da mit Zwangsmitteln angehalten werden, wo beim Europäer vernünftige Vorstellungen hinreichen. Dann muß man auch nicht glauben, daß Sklaverei für den Neger der schreckliche Zustand sey, wie ihn der an Freiheit und Bequemlichkeit gewöhnte Europäer ansieht.

Die wenigsten — gar keine Sklaven werden von unsrer Nazion im Sklavendienst gezwuugen. Freiwillig, dem Hungertode zu entrinnen, kommen sie zu reichen Pflanzern und bieten sich an.

Hungersnoth tritt fast alle Jahre in der heißen Jahrszeit in Afrika ein, und Mütter verkaufen ihre Kinder an reiche Fürsten und Gutsbesitzer um wenig

Reis oder Binsen, um sich vom Hungertode zu erlösen. Diese führen sie erst haufenweis den englischen Faktoreien zu.

Ich glaube demnach, die Frage sey nicht schwer zu entscheiden, welches besser sey, frei in der Wüste mit Frau und Kind zu verhungern, oder gegen freiwillige Verzichtleistung auf eine wirklich nutz- und zwecklose Freiheit sein Leben zu erhalten? Auch ist der Zustand der Sklaven bei weitem so schlimm noch nicht, als er geschildert wird, und die brittische Nazion hat schon viel zu seiner Erleichterung gethan.

So bald diese noch rohe Menschenklasse ihren wahren Nutzen begriffen haben wird und selbst ihre Felder zu bauen beginnt, wird der Sklavenstand von selbst aufhören. Ueberdies ist Sklavtnhandel nichts weniger, als eigentliche Beschäftigung der afrikanischen Gesellschaft, welche sich mehr mit dem Wissenschaftlichen befaßt und manche Entdeckung bekannt macht, welche andre Handelsgesellschaften benutzen.

Der Vorwurf der Eigennützigkeit und des Sklavenhandels, den man ihr macht, ist also völlig ungegründet, und wer die Verfassung dieser edeln Verbindung nur einigermaßen kennt, wird das Unstatthafte jener verläumderischen Beschuldigungen finden. Länder- und Völkerkunde, und die durch diese möglichst erreichbare Kultur derselben leuchtet aus allen ihren Unternehmungen hervor, und ein einziger Blick in ihre Rechnungen dürfte beweisen, daß der Gewinn von den bisherigen Unternehmungen bei weitem den Verlust der Summen noch nicht übersteigt, die zur Anlage hergeschossen wurden.

Doch — kein Unternehmen, so edel es immer seyn mag, blieb vom scheelsüchtigem Tadel frei. Die Tem-

pelherrn wurden einer Menge Laster beschuldigt, ohnerachtet ihr Orden der Kristenheit die wichtigsten Dienste geleistet hatte, den Freimauern ging es nicht besser, den Illuminaten in Teutschland ebenfalls, die Gesellschaft der Propaganda in Schweden und Dänemark, welche den kristlichen Glauben den Indiern predigen läßt, und zur Kultur dieses Landes unendlich beiträgt, die Kalekuttsche Gesellschaft, die sich in England zu ähnlichen Zwecken vereinigt hat, wurde von mehr als einem literarischen Schwindelkopfe getadelt und wegen Proselitenmacherei öffentlich lächerlich gemacht, die afrikanische Gesellschaft, welche sich um keine Religionsmeinung bekümmert und nur Länderkunde zum Vorwurf hat, erhält die Vorwürfe, sie erkaufe Tollkühne und Lebensatte, Abentheurer, welche sie als Spione in Afrikas Wüsten schicken, um auszuwittern, wie weit sich ihre Habsucht noch erstrecken könne, und wo Sklaven aufzugreifen wären; käm ein solcher Abentheurer glücklich durch, so erhielt er einen Bettlerlohn, und die Erlaubniß zu gehen wohin er wolle, würde er erschlagen oder verschmachte in Afrikas Wüsten, so ließ man seine Reisebeschreibung drucken, und suchte sich durch sein Werk auf Kosten des Lebens des Reisenden schadlos zu halten."

Die Abgeschmacktheit solcher und ähnlicher Vorwürfe, verdient kaum eine Würdigung.

Nie hat die afrikanische Gesellschaft jemand gezwungen noch zwingen können, da sie keine öffentliche Gewalt über Menschen hat, sich ihrem Dienste zu widmen oder zu opfern, wer kömmt, und sich zur Reise anbietet, ist, wenn er die dazu gehörigen Fähigkeiten besitzt, willkommen, aber wer in aller Welt; will im freien Brittanien, einen freien Menschen, einen Ge-

lehrten zwingen, sein Leben irgend einem Unternehmen zu opfern? im freien Bittanien, wo man nicht, wie auf dem Sklavenmarkte zu Tunis, Stambul und Tripoli, Aerzte, Gärtner oder Musikanten vom Sklavenhändler kauft.

Wahr ist's: Die afrikanische Gesellschaft macht öffentlich bekannt; sie suche irgend einen Mann, der eine Reise auf ihre Kosten unternehme. Nun steht es ja in eines jeden freien Willen, ob er sich melden will oder nicht? Wer sich erbietet, erbietet sich freiwillig, und sollte man die Korrespondenz der Gesellschaft nachsehen, so würde sich finden, daß unter Hunderten die sich anbieten, kaum einer oder zwei ausgewählt werden, da man sehr fleißig auf die Tauglichkeit Rücksicht nimmt, und wohl vorsieht, daß man die Reisekosten nicht wegwirft.

Wenn also die afrikanische Gesellschaft Leute sucht, so thut sie nichts anders, als was jede Herrschaft, jeder Privatmann thut, wenn er einen Hofmeister für seine Kinder, einen Gärtner, oder Pfarrer für seine Gorfgemeinde sucht, und dem Bewerber die Stelle überträgt, den er, nach vorgegangener Prüfung für den Tauglichsten hält. Deswegen steht es dem Erwählten noch immer frei, den Dienst anzunehmen oder nicht.

Will nun einer nach Afrika reisen, so setzt man bei ihm gewiß so viel Kunde voraus, daß er wisse, es sey keine Spatzierreise von London nach Manchester. — Man thut aber noch mehr: Man giebt ihm Reisebeschreibungen sowohl als Tagebücher früherer Reisenden, welche im Manuskript bei der Gesellschaft niedergelegt sind, damit er alle Gefahren und die Mitttel ihnen auszuweichen, kennen lerne. Man läßt

ihm Bedenkzeit, man macht ihn mit allen Verhaltungsregeln bekannt, sich vor Schaden zu hüthen, kurz man thut alles, was jeder kluge Mann thut, der einen Kontrakt schließt, sich gegen Vorwürfe jeder Art sicher zu stellen, und gegen Mißdeutungen des Publikums zu verwahren.

Wenn also ein Reisender den Auftrag übernimmt, so setzt man voraus, daß er Ueberlegung genug habe nichts einzugehen, was nicht sein wahrer ernstlicher Wille sey. Wenn ihm nun mit aller Ueberlegung dennoch ein Unglück begegnet, wie kann die Gesellschaft dafür?

Wenn Mungo Park die beschwerliche Reise übernahm, so war es ja nicht die Schuld der Gesellschaft sondern seine, wenn er verunglückte. Er hatte alle mögliche Fälle vorgesehen, und die Gefahr freiwillig übernommen. Alle Unfälle, die ihn auf seiner ersten Reise trafen, wußte er vorher, und konnte sie dadurch umgehen, daß er sich nicht zur Reise meldete. Allein er selbst ohne persönliche Aufforderung, begab sich in die Gefahr, wie aus seinr Vorrede zur ersten Reise deutlich erhellt, wo er gleich am Eingange sagt: „Da ich bei meiner Zurückkunft aus Indien in London erfuhr, daß die afrikanische Gesellschaft jemand suche, der auf ihre Kosten das Innere von Afrika bereise, so erbot ich mich.“

Mit Uebernahme der Reise, übernahm er auch jede Gefahr, den Tod selbst — der so vielen Reisenden in jenen Ländern entgegen kam.

Der edle Trieb zu neuen Entdeckungen, der Anson und Magellan auf unbekannte Meere trieb, der Volney sein Vermögen nebst seinem Leben wagen ließ, und so viele andre auf eigne Kosten auf Reisen sendete,

bestimmte auch Mungo Park. — Er kam einmal aus tausend entgangenen Gefahren zurück, und unternahm zum zweitenmale den kühnen Weg, von dem er nicht wieder zurückkehrte, wie die ganze Gesellschaft von reisenden Gelehrten, welche der König von Dänemark aussendete, und von denen nur der einzige Niebuhr zurückkam, und wem in aller Welt ist es je eingefallan, dem Könige von Dänemark einen Vorwurf über den Tod dieser Reisenden zu machen. —

Doch — ich fühle, daß ich den Leser ermüde, indem ich etwas beweisen will, was keines Beweises bedarf, indem ich etwas zu rechtfertigen suche, das keiner Rechtfertigung, wenigstens in den Augen der Vernünftigen bedarf. — Jene unzeitigen, hämischen Schreier, verdienen nur stillschweigende Verachtung.

Gegenwärtige Reisebeschreibung, welche ich dem Publikum vorlege, enthält Bemerkungen Mungo Parks auf seiner zweiten Reise, so wie er sie in sein Tagebuch an Ort und Stelle niederschrieb. Ich habe sie geordnet, mit den Erfahrungen früherer Reisenden verglichen und bereichert, so daß ich mir schmeichle der Lesewelt kein uninteressantes Buch zur Belehrung sowohl als angenehmen Unterhaltung in dieser Zusammenstelluug geliefert zu haben, betrachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Erscheinung dieses Buches, so wird man sie gewiß nicht unwillkommen finden.

Mungo Parks

neue Reise

ins

Innere von Afrika.

Einleitung.

Ich hatte bei meiner Rückkehr von meiner ersten Reise, die leider nicht so ergiebige Ausbeute geliefert hatte, als ich wünschte, die Fragmente meiner Erfahrungen der afrikanischen Gesellschaft vorgelegt. Sie war zufriedner damit als ich natürlich seyn konnte. Jemehr ich meine zurückgelegte Reise überdachte, desto mißvergnügter wurde ich. Jeder Reisende zeichnet wenigstens seinen Weg, legt seine Land- und Reisekarte vor — meine war verloren und nur ein Fragment, wie ich es aus dem Gedächtnisse aufzeichnete, und wie unvollkommen dergleichen Zeichnungen werden, bei denen uns die Erinnerung vieles anders vorstellt, wird jeder

wissen, der ähnliche Erfahrungen im Kleinen gemacht hat. Meine Zeichnungen waren verloren, so wie mein Tagebuch, und was ich der afrikanischen Gesellschaft vorlegte, waren Fragmente die ich aus meinem Gedächtnisse niederschrieb.

So leicht nun auch ein Reisebericht von einigen Meilen aus dem Gedächtnisse verfaßt werden mag, wo die Frische der Eindrucke uns zu Hülfe kömmt, desto schwerer und minder gelingender ist es bei einer langwierigen Reise, wo die Beschwerden mit denen man zu kämpfen, die Weite des Raums den man bis zum Zeitpunkte der ruhigen Besinnung zurücklegen muß, die Eindrücke verwischen.

Ich fieng an, andre Reisenden mit mir zu vergleichen und ihre Werke zu betrachten, je mehr ich sie mit meiner Relazion verglich, desto mißvergnügter mußte ich über die meinige werden. Ich kam mir gegen die Werke eines Browne, Volney, Niebuhr, Hamilton, Kooke, Denon, le Vaillant, Sparrmann, und anderer, wie ein armer unglücklicher Bettler vor, der nichts als sein armseliges Leben davonbrachte; Zeit und Geld hielt ich für verloren. Ich hieng diesem Gedanken immer mehr nach, marterte mich mit Vorwürfen und betrachtete mein Leben unnütz und zwecklos. Mehrmals kam ich auf den Gedanken durch Selbstmord zu vollenden, oder durch einen raschen

Sprung in die Themse mein qualvolles Leben abzukürzen, hätte mich nicht meine Religion, die mich in den größten Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, auch hier getröstet, und ein Freund den in meiner Seele schlummernden Vorsatz geweckt: eine neue Reise anzutreten.

Mit ihm ward's Licht in meiner Seele, und sobald ich mich bei der afrikanischen Gesellschaft gemeldet hatte, ward mir leicht ums Herz. Ich fühlte meine Bestimmung zu reisen, und machte die nöthigen Anstalten mit einem Eifer, den ich nur aus ähnlichen Gelegenheiten in mir kannte, und aus denen ich mich für einen gebornen Reisenden hielt.

Mehrere Freunde riethen mir ab. Man legte mir meine erste Reisebeschreibung vor, schlug das Kupfer auf, wo ich krank und hülflos auf einer Matte vor Kamalia lag, stellte mir alle Gefahren vor Augen und bewirkte, daß ich eifriger als je auf meinem Entschlusse beharrte.

Doch nahm ich andre Maasregeln als bei der vorigen Reise. Ich hatte das Land kennen gelernt, das ich bereisen wollte, war vertraut mit den Gefahren, die dort mich erwarteten, und konnte diese desto leichter umgehen.

Ich wählte mir mehrere entschlossene Reisegefährten, welche, so wie ich von der afrikanischen Gesellschaft mit den nöthigen Instruktzionen und Instrumenten versehen wurden, und deren jeder sein bestimmtes Fach hatte.

Ich werde in der Folge umständlicher von ihnen zu reden Gelegenheit haben.

Nächst dem erhielt ich eine militärische Bedeckung von 25 Mann Soldaten, mit gehöriger Munizion zur nöthigen Vertheidigung versehen.

Am 13. Jänner 1805 begaben wir uns am Port eines Kriegsschiffes the Endavour, welches eben von einer Fahrt aus Bengalen zurückkam, und steuerten muthig in den Ozean. Die ersten Tage unsrer Reise waren stürmisch, und schienen meinen Genossen nicht von der besten Vorbedeutung. Ich hatte mehr Stürme zu Wasser und zu Lande erlebt. Mein ganzes Leben war ein immerwährender Orkan, ich achtete nicht darauf und vertraute auf die Vorsicht und Gottes Vatergüte, die alles zum Besten lenkt, und kam glücklich in Brasilien vor Anker. Hier wurde frisches Wasser geladen, und das Schiff mit verschiedenem Proviant versehen, da es, wenn es uns an der afrikanischen Küste abgesetzt haben würde, noch eine weitere Reise zu machen hatte.

Ich kaufte, um meinen Leuten die Reise und das beschwerliche Tragen ihres Gepäckes zu erleichtern, hier zwölf Maulesel, welche mit nach Afrika übergeschifft wurden, wo wir in dem Hafen von Zilli frei im Lande der Foulahs abgesetzt wurden, und unsre Reise begannen.

Erstes Kapitel.

Medizinische Bemerkungen über Afrika.

Die Bewohner von Soudan, sowohl Neger als Mohren, haben eine ganz außerordentliche Furcht vor den Pocken, ingleichen die Bedouinen in Egipten. Unter den Christen zu Kahira giebt es mehrere, die sich der Inokulazion bedienen. Dasselbe thun auch einige, jedoch nur wenige, Mohamedaner. Bei den meisten ist aber alles Zureden, die Pockenkranken nach unserer Methode zu behandeln, vergebens. Es ist bekannt, daß diese Seuche, besonders unter den Negern, die fürchterlichsten Verheerungen anrichtet. Hieran ist aber nicht allein die schlechte Behandlungsart schuld, sondern es rührt auch zum Theil von der Beschaffenheit ihrer Haut her, welche so dick ist, daß die Krankheitsmaterie nicht durchdringen kann, und folglich wieder ins Blut tritt. Ein Mann, der viele Sklaven hatte, an deren Erhaltung ihm mehr, als an der gewissenhaften Befolgung seiner Religionsgebräuche gelegen war, drang so lange mit Bitten in mich, bis ich fünf dieser Sklaven die Pocken einimpfte.

Als Präparativ verordnete ich ihnen gleich anfänglich eine starke Porzion Sennesblätter, und sodann schrieb ich ihnen die gehörige Diät vor.

Drei dieser Pazienten bekamen in allem kaum viergig Blattern, und wurden in kurzer Zeit wieder hergestellt. Die zwei andern hatten viel auszustehen und einer derselben starb, als die Blattern zum Ausbruch kamen, ob sie gleich ziemlich gut standen, und nicht zusammenflossen. Uebrigens konnte ich nicht recht dahinter kommen, ob er vielleicht die Blattern schon gehabt hatte, und nicht recht auskurirt war, oder ob die Ursache seines Todes in seiner körperlichen Beschaffenheit lag.

Alle diese Sklaven gehörten zu dem ächten Negergeschlecht, welches Ferkit genannt wird, und keiner war über zwölf Jahre alt.

Die Mohamedaner in Fur wie auch die Araber, nennen die in ihrer Nachbarschaft wohnenden Götzendiener Ferkit, von dem arabischen Ausdruck improbus fuit. Mit demselben Worte bezeichnen sie auch die Krankheit, welche wir den Guinnea-Wurm nennen. Sie ist ein sehr gewöhnlicher, äußerst schmerzhafter Zufall, woran besonders die Sklaven leiten, wiewohl mitunter auch freie Menschen damit behaftet sind. Einige halten sie für ansteckend, welches aber erst

noch erwiesen werden muß. Sie besteht in einer weißlichen Beule, die anfänglich hart ist, und Schmerzen verursacht. Bald zeigt sie sich in der Gegend des Kniees, bald in den fleischichten Theilen des Dickbeins, bald unten am Fuß.

Wenn diese Beule aufbricht, kömmt ein kleiner weißer Wurm zum Vorschein, welchen man nach und nach herauszieht, und wenn dies geschehen ist, giebt die Wunde viel Eiter und Materie von sich.

Ereignet es sich, daß der Wurm im Herausziehen abreißt, so verursacht dies bisweilen sehr üble Zufälle, die unter vier bis sechs Monaten nicht nachlassen.

Noch ist man immer nicht darüber einig, wie diese Krankheit eigentlich zu kuriren sey.

Am häufigsten zeigt sie sich zu Anfang des Winters, wenn kein Regen mehr fällt; sobald aber die heiße Jahrszeit eintritt, bemerkt man von ihr keine Spur mehr. Allem Vermuthen nach rührt sie vom Wasser her, das eine unbeschreibliche Menge kleiner Thierchen enthält, und dessen Reinigung von den Einwohnern gänzlich vernachläßigt wird.

Sobald das Schwellen nachläßt, kann man das äußerste Ende dieses Wurms, welches die Bewohner

von Fur, Wullad-el-Fertit nennen, sehr deutlich erkennen. Alsdann durchbohren sie die Haut auf der Stelle wo er sich zeigt, mit einem glühenden Eisen, damit der Wurm, ihrer Meinung nach, vollends heraus kriege. Diese Verfahrungsart kam mir immer sehr schmerzhaft vor, nnd verfehlt dennoch ihren Zweck.

Einige Personen haben mehr Anlage zu dieser Krankheit, als andere. Uebrigens ist weder Alter noch Geschlecht, noch Farbe davon ausgenommen.

In Egipten ist der Skorbut etwas sehr ungewöhnliches, wenigstens weiß ich mich nicht zu erinnern, daß ich je im erstern Lande Spuren davon wahrgenommen hätte. In Darfur merkte ich ihn zwar am Zahnfleische, das Blut aber war nie von skrofulösen Bestandtheilen durchaus verunreinigt. Dies rührt zum Theil davon her, daß die Transspirazion in jenen Gegenden fast ununterbrochen fortdauert, und ungemein stark ist, wodurch dann unfehlbar eine Menge bösartiger Säfte verdunsten, und das Anhäufen derselben verhindert wird. Hierzu kömmt noch der Umstand, daß man in den ebengenannten Ländern von eingesalzenem Fleische, das in den nördlichen Gegenden von Europa den Skorbut hauptsächlich verursacht, fast gar nichts weiß, und endlich, daß die Nahrung der dortigen Völkerschaften meistens in Vegetabilien besteht.

Das wirksamste Präservativ gegen diese Krankheit ist aber zuverläßig das Nilwasser, welches schon an und für sich ein vortreffliches auflösendes Mittel ist, und in dessen Bestandtheilen zur Zeit der Ueberschwemmung eine gewisse Veränderung vorgeht, wodurch es die Kraft erlangt, das Blut zu reinigen.

Die Lustseuche, jene fürchterliche Krankheit, die das Zeugungsvermögen des Menschen nicht nur schwächt, sondern dasselbe völlig erschöpft, und von Europäern, welche sich theils aus Heroismus und Menschenliebe, theils aus geldgierigen und gewinnsüchtigen Absichten in ferne Weltgegenden wagten, leider über ganze Nazionen verbreitet wurde, zeigt sich in Egipten bei weitem nicht in jener Schreckensgestalt, worin sie bei zunehmendem Wachsthume in andern Ländern zu erscheinen pflegt.

Die Luft, die Lebensart, besonders aber die Temperatur, wodurch der Körper in immerwährender Transspirazion erhalten wird, mildern ihre Wirkungen, und machen, daß sie dort weit weniger zu fürchten ist, als bei uns oder auf den Inseln der Südsee.

Mohamed hat zwar verordnet, daß Leute, die mit dieser Seuche behaftet sind, sich des Beischlafs enthalten sollen; wäre sie aber bösartig, wie in an-

dern Gegenden, so würde jenes Verbot ihrer weitern Verbreitung gewiß wenig Einhalt thun.

Mitunter bekömmt man freilich auch offne Schäden, Gesichter ohne Nasen, und andre ekelhafte Folgen dieser Krankheit zu sehen. Sie sind aber selten, und rühren entweder von außerordentlicher Nachläßigkeit her, oder von wiederholter Ansteckung, nachdem man zuvor die gehörigen Mittel nicht angewendet hat, sich auszukuriren.

Ein wahres Glück für die Egipter, daß sich diese Seuche bei ihnen nicht mit solcher Gewaltsamkeit äussert, wie in andern Ländern; denn der Merkur, das einzige Mittel, welches man zeither mit glücklichem Erfolg gegen sie gebraucht hat, ist dort bei weitem nicht so wirksam, wie in solchen Gegenden, die unter einem gemäßigten Grad der Breite liegen. Gesetzt auch, man verordnet ihn den Pazienten in kleinern Porzionen, als es in Europa gebräuchlich ist, so verursacht er entweder in kurzer Zeit Speichelfluß, oder er geht, ohne die mindeste Wirkung zu äußern, durch den Stuhlgang fort.

Ein Franke, der zu Kahira als Arzt praktizirte, und mit der Beschaffenheit des dortigen Klima bekannt war, verordnete einem venerischen Pazienten zwei Drachmen Merkur, die mit arabischem Gummi und

Zichorienſirup verſetzt, und in dreißig Pillen vertheilt waren, wovon er täglich nur eine einzige einnehmen ſollte. Als der Pazient dieſe Vorſchrift ſieben Tage lang befolgt, nachher drei Tage ausgeſetzt, und ſodann fünf Tage nach einander täglich zwei ſolcher Pillen eingenommen hatte, bewirkten ſie in ſeinen Umſtänden nicht die mindeſte Veränderung, ſondern ſie giengen im Stuhlgange fort. In einigen andern Fällen hatte dieſer nämliche Arzt den Merkur in noch kleinern Gaben verordnet, und dennoch erfolgte nach Verlauf von zwei Tagen eine Entzündung der Speicheldrüſen, ſo daß er von dem Gebrauch dieſes Arzeneimittels abſtehen, und andere wählen mußte.

Die Eingebornen wiſſen zwar weder den Merkur noch andre Mineralien zum innerlichen Gebrauch anzuwenden, doch rühmen ſie ſich, gewiſſe Arzeneimittel zu beſitzen, die gegen die Luſtſeuche ungemein gute Dienſte thun ſollen. Unter andern bedienen ſie ſich zu dieſem Behuf des Leinöls, friſch, wie es aus dem Saamen gepreßt wird. Ein als Seeſoldat (Galnougi), in Dienſten des Murat Bey ſtehender Grieche, welchen Browne zu Kahira kennen lernte, war ebenfalls angeſteckt worden, und klagte ſeinen Zuſtand einem Franken, welcher ſich mit dergleichen Kuren abgab, und ihm den Rath ertheilte, ſogleich Merkurialmittel zu brauchen. Da er aber keine Luſt hatte, ſich inne zu halten und in Acht zu nehmen, ſo gieng er nach Jize

zu einem Kopten, der im Rufe stand, dergleichen Kranken helfen zu können. Dieser rieth ihm, alle Morgen, wenn er noch nichts zu sich genommen habe, zwei Kaffeetassen voll Leinöl zu trinken. Uebrigens schrieb er ihm weiter nichts vor, als daß er sich warm halten solle. Der Grieche that nichts von alle dem, sondern trank nach wie vor seinen Branntewein, opferte sogar der Venus (denn man will bemerkt haben, daß Leute, die schon einmal venerisch waren, und völlig wieder hergestellt wurden, nicht zum zweitenmale angesteckt werden) und achtete es nicht, sich zum öftern der Sonnenhitze bloszustellen. Als er diese Lebensart etwan zwei Monate fortgesetzt hatte, bekam er über den ganzen Körper, besonders aber am Kopfe und den Halsdrüsen, einen heftigen Ausschlag. In diesem Zustande besuchte ihn Browne, der damals Egipten bereiste. Sein Aeskulap hatte ihm weiter nichts verordnet, als daß er die kleinen Geschwüre, womit sein Gesicht überall bedeckt war, mit einer Art rother Erde bestreuen sollte, die man in gewissen Gegenden Egiptens findet. Nach und nach trockneten sie ab, und vergiengen, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Am Ende des dritten Monats, von jener Zeit an gerechnet, wo er den besagten Kopten brauchte, und etwan vier Wochen nach erfolgtem Ausschlag, befand sich dieser Mensch wieder vollkommen wohl, und seine Haut war wieder so rein und glatt, wie zuvor.

Den Saamenfluß heilen die Egipter gewöhnlich vermittelst eines Dekokts von Malven: auch setzen sie großes Vertrauen auf den Gebrauch diuretischer Mittel. Das Einspritzen wird meines Wissens nur von solchen Aerzten verordnet, die sich der europäischen Heilmethode bedienen. Wenn sich Harnstrenge oder Entzündung äußert, so hilft man dem Pazienten durch Umschläge, die aus zerquetschten Wurzeln und Kräutern zubereitet werden.

Der Schanker, und andere dergleichen Zufälle, sollen, wenn anders der Sage zu trauen ist, blos dadurch kurirt werden, daß man die leidenden Theile öfters mit Seife und Wasser abwäscht, nachher dieselben mit der angeführten rothen Erde bestreut. Zwar hatte Browne nie Gelegenheit, die Wirkung dieses Verfahrens zu beobachten. Man versicherte ihn aber, daß die Kur sehr schnell und glücklich von Statten gehe.

In Darfur ist die Lustseuche weder mehr noch weniger bösartig, als in Egipten. Mitunter kamen mir einige Personen zu Gesicht, deren Zeugungsglieder dadurch verstümmelt waren.

Die alten Weiber, welche dort, wie gewöhnlich, in die Heilkunde pfuschen, bereiten einen Absud aus gewissen Wurzeln, welche sie weder nennen noch vor-

zeigen wollten. Dieser Absud, welchen sie mit einer verhältnißmäßigen Quantität Bouza vermischen, stellt die venerischen Pazienten aufs glücklichste wieder her.

Die Tripperkrankheiten grassiren hier stark, wie es denn überhaupt etwas sehr gewöhnliches ist, daß sich eine Menge Menschen durch unmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes vor der Zeit entkräften, und zum Kinderzeugen untauglich machen.

Zu Kahira sieht man von Zeit zu Zeit Beispiele, daß die sogenannten Etuves, oder Schwitzkasten, in mehreren Fällen von sehr großem Nutzen sind. Wenn aber Savari im ersten Bande seiner Reise S. 108 behauptet, daß dadurch eine Radikalkur der Lustseuche bewirkt werde, so läßt sich dieses schwerlich ohne alle Einschränkung behaupten. Gewiß ist, daß sie die schlimmsten Folgen dieser Krankheit etwas mildern.

In keinem Lande hört man so wenig von der Lungensucht, als in Egipten. Dies wäre gewißlich der Fall nicht, wenn die gedachten Schwitzkasten dergleichen verursachten.

Der Aussatz zeigt sich weit öftrer in Syrien, als in Egipten; daß er aber auch nebst allen damit verwandten Krankheiten, in letzterem Lande vorhanden ist, ersieht man deutlich genug an den aufgedunsenen

ganz verdrehten Gliedmasen, wie auch an der zusammengeschrumpften, aufgesprungenen, mit blauen Flekken unterlaufenen Haut, u. s. w.

Den Borras, wie auch den Jiddam, bekömmt man hier in mancherlei Gestalten zu sehen. Für die Unglücklichen, welche damit behaftet sind, giebt es zu Kahira keine Versorgungsanstalt. Man gestattet ihnen, öffentlich auf den Straßen umherzugehen und zu betteln.

Gleichwohl ist ihnen, nach Maasgabe ihrer Religionsvorschriften, ausdrücklich verboten jemanden zu berühren, und vermöge der Polizeiverordnung, sollen sie von allem menschlichen Umgange ganz abgesondert seyn; warum sich aber niemand bekümmert.

Man erzählte Browne unter andern den merkwürdigen Fall, daß der Aussatz, und zwar in seiner bösartigsten Periode, durch den Gebrauch des korosiven Sublimats, der aber freilich in ganz kleinen Gaben verordnet wurde, geheilt worden sey. Den Eingebornen ist kein eigentliches Spezifikum bekannt.

In Darfur giebt der Borras, welcher dort nicht selten ist, den Schwarzen das Ansehn, als ob sie schäckig wären; denn ihre Haut und ihre Haare werden dadurch so verändert, daß beide ganz weis aussehen.

sehen. Ein Krankheitszufall, welcher sich zuerst in den Händen äußerte, und den ich auf den ersten Blick für den Jiddam erkannte, ward vor meinen Augen von einem aus dem Königreiche Baghermi gebürtigen Sklaven geheilt. Dieser Mensch wollte mir aber die Mittel, deren er sich bedienet hatte, schlechterdings nicht entdecken.

In Egipten sowohl, als auch in Darfur, hört man öftere Klagen über Zufälle, die von allzustarker Ergießung der Galle herrühren. Die Eingebornen nennen dergleichen Krankheiten, wenigstens in ihrer ersten Entstehung Murar (die Galle) oder die Kolma; denn einer Krankheit ihren bezeichneten Namen zu geben, fällt ihnen gemeiniglich nicht eher bei, bis sie unter verschiedenen Anzeitzen zum Vorschein kömmt. Allem Vermuthen nach ist ihnen kein Mittel bekannt, welches sich gegen diese Zufälle wirksam erzeigt; daher kömmt es denn, daß sie ununterbrochen fortdauern, und um so mehr überhand nehmen müssen, da die Pazienten keine Diät halten.

Der Tüppal oder Teppal (morbus epleniticus, Milzsucht), ist hier sehr gewöhnlich.

Eines ihrer Anzeigen besteht darin, daß in der Gegend, wo die Milz liegt, ein Geschwulst entsteht, welcher zwar hart zu seyn scheint, aber bald ab- bald

zunimmt, und daß der Leib oberhalb des Nabels gemeiniglich stark aufgetrieben ist.

Unter den Kristen in Egipten herrscht, wie auch unter den minder bigotten Mahomedanern die Gewohnheit, daß jene, wie diese, viel Branntwein trinken, sobald sie einen Anfall von dieser Krankheit bekommen. Jenes Getränk wirkt als ein schmerzstillendes Mittel, und weiter wünschen sie nichts. In Darfur bedient man sich gepülverter Sennesblätter mit Honig vermischt, zu Pillen geformt, welche gelind abführen.

Die heilsame Wirkung dieses Heilmittels ist unverkennbar. Das Pulver des D. James thut denen, bei welchen es als Brechmittel wirkt, ebenfalls ungemeine gute Dienste. Die Ausdehnung der Milz hat die Folge, daß der Magen die gewöhnliche Anzahl Speisen nicht zu sich nehmen kann, obgleich der Appetit nicht die mindeste Abnahme leidet. Und da hiernächst die Leber, wegen wiederholter Extravasazionen der Galle, ihre Verrichtungen nicht gehörig fortsetzen kann, so wird dadurch der Umlauf des Blutes, welches sich ohnehin nur langsam aus der Milz in jene Drüsen ergießt, nur noch mehr gehemmt, so ist es in der Milz Verhärtungen verursacht, endlich in derselben ganz stockt, sie auf eine widernatürliche Art ausdehnt, durch die im Grimmdarm (Colon) befindliche facies verdorben wird, und zugleich in Fäulniß geräth.

Kömmt es erst so weit, dann ist der Pazient schwerlich zu retten.

Dergleichen Verhärtungen dauern aber oft Jahre lang und haben dennoch keine gefährlichen Folgen.

Wenn ein Hinderniß obwaltet, daß sich die Galle, nachdem sie bereits aus der Gallenblase in die Leber getreten ist, nicht in das Eingeweide ergießen kann, so geht sie wieder ins Blut, und verursacht die Gelbsucht. Auch diese Krankheit ist unter den Bewohnern von Für eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und wird von ihnen Saffafir genannt. Bei den Schwarzen erscheinen die ersten Anzeigen in den Augen.

Um zu verhindern, daß die zystische Galle keine allzugefährlichen Folgen verursache, giebt es kein wirksameres Mittel als Natron, woran die dortigen Gegenden einen so großen Ueberfluß haben.

Die Bewohner Egiptens leben größtentheils von Gemüsen und Obst, und nehmen eine große Quantität Zucker, Honig, und andere Süßigkeiten zu sich, mithin ist es nicht zu verwundern, wenn dort eine große Anzahl Menschen von allen Klassen und Ständen mit dem Bandwurme (arab. Dud) geplagt sind. Einige europäische Aerzte zeigten Browne Stücke davon, die außerordentlich lang waren, schienen aber

noch immer nicht zu wissen, wie sie ihn völlig abtreiben sollten. Die Eingebornen halten die Anzeigen welche vom Bandwurm, den Spulwürmern u. s. f. herrühren, für ganz verschiedne Krankheiten, welche sie dann auch auf sehr verschiedene Arten zu heilen suchen. Die gemeinen Leute und Kristen, welche sehr eifrig auf ihre Religionsgebräuche halten, und daher während ihres Fastens keine andern, als ungesunde Nahrungsmittel genießen, sind am meisten mit dem Bandwurm behaftet, überhaupt aber ist niemand davor sicher. Er äußert sich dadurch, daß dem Pazienten in der Gegend des Nabels der Leib schwillt, und daß die Haut um die Augen herum eine ganz andre Farbe bekömmt.

Bruce scheint der Meinung zu seyn, als würden die Abissinier blos deswegen so häufig von Würmern geplagt, weil sie zu oft und zu viel rohes Fleisch essen.

Allein fürs Erste ist es noch lange nicht erwiesen, daß die Würmer in den Eingeweiden des menschlichen Körpers wirklich aus rohem Fleische entstehen, und zweitens, wird man nicht leicht ein Volk irgendwo antreffen, das sich so sehr über dieses Uebel beklagt, wie die Egipter, die doch keine andre Fleischspeisen genießen, als solche, die vorher am Feuer den gehörigen Grad von Zubereitung erhalten haben.

Brüche sind in Egipten unter den geringern Volksklassen ein sehr gewöhnliches Uebel, besonders unter den Schiffleuten, die dergleichen gefährlichen Zufällen mehr oder weniger ausgesetzt sind, und öfters daran sterben. Dieses kann zum Theil von ihrer amfibischen Lebensart, zum Theil aber auch davon herrühren, daß sie gewohnt sind, die Schaamtheile immer herabhängen zu lassen, haupesächlich aber, ziehen sie sich dergleichen Gebrechen dadurch zu, daß sie sich bei dem Befrachten und Ausladen ihrer Boote außerordentlich anstrengen, und sie mitunter auf den Schultern von einer Stelle zur andern tragen.

Die gemeinen Leute in der Stadt, welche sich ebenfalls in der Nothwendigkeit befinden, schwere Lasten zu heben, und sie auf den Rücken zu nehmen, sind auch mit dergleichen Gebrechen behaftet. Die Bruchbänder, welche man zu Kahira verfertigt, taugen nicht viel, und sind gewöhnlich so plump, daß sie dem Pazienten statt der gehofften Erleichterung nur desto mehr Beschwerden verursachen. In Fällen dieser Art wird das Skrotum bisweilen mit einem glühenden Eisen gebrennt, und wenn kein Darm eingeklemmt ist, so geschieht diese Operazion mit gewünschtem Erfolg. In Darfur ist zwar die Anzahl derer, die dergleichen Leibesschaden an sich haben, eben nicht gar groß, doch bekömmt man deren bisweilen zu sehen.

Wasserbrüche kommen in Syrien oft vor, besonders in Beirout. Auch äußern sie sich häufig in Egipten, und zwar meistens unter den in beiden Ländern befindlichen Kristen. Einige schreiben die Entstehung desselben dem Nilwasser zu, andere der Luft, andere dem Gebrauch, oder vielmehr dem Mißbrauche des Branntweins, und noch andre dem Genusse gewisser Nahrungsmittel, und keine von allen diesen angeblichen Ursachen scheint mir die wahre zu seyn.

Die Bewohner jener beiden Länder bedienen sich einer zwar einfachen, aber sichern Verfahrungsart, dieser Art Gebrechen durch den Schnitt zu heilen. Vermittelst derselben wird zwar das Wasser abgeführt, und dem Pazienten eine Zeitlang Ruhe verschafft, doch stellt sich das Uebel bald wieder von neuen ein. Die einzige Radikalkur geschieht durchs Brennen und wiewohl man hierbei ziemlich ungeschickt zu Werke geht, so wird solche doch immer mit so glücklichem Erfolge vollbracht, daß der Kranke, wenn er sonst Muth genug besitzt, sich derselben zu unterwerfen, nicht die mindeste Gefahr zu befürchten hat.

Hämorrhoiden und fistula in ano gehören mit zu den Krankheiten, welche in Egipten und Darfur sehr gewöhnlich sind. Im letztern Lande heilt man dieselben durchs Brennen. Die fistula in ano, welche sich dort

ebenfalls äußert, wird ohne Schnitt blos durch Umschläge geheilt.

Während meines Aufenthalts in Darfur, wurden zwei Menschen vom Schlage gerührt. Der eine war ein Sklav von 16, der andre ein Mann von ungefähr 40 Jahren, beide sehr vollblütig. Jener stürzte sinnlos darnieder, als er sich bei kaltem Wetter an ein großes Feuer gestellt hatte. Sein Puls stand still, und das Blut schoß ihm häufig zu den Nasenlöchern heraus.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden verschied er. Ich rieth dem Eigenthümer des Sklaven, er solle ihm zur Ader lassen; die Umstehenden wollten es aber durchaus nicht zugeben, sondern sagten, er sey Sheitan (vom Teufel besessen). Der andre vom Schlag gerührte, war schon todt als ich ihn zu sehen bekam. Um ihn her bemerkte ich viel extravasirtes Blut. Er hatte in der Sonnenhitze gearbeitet. Der eigentlich sogenannte Sonnenstich ist dort eine seltne Erscheinung.

Wenn die Einwohner weit zu gehen, oder viel zu arbeiten haben, so verwahren sie sich dadurch vor der nachtheiligen Wirkung der Sonnenstralen, daß sie ihr Hemd um den Kopf wickeln und den Leib unbedeckt lassen.

Nabelerhöhungen und Nabelbrüche sind in Dar-fur sowohl unter den Sklaven, als auch unter den freien Leuten vielfältig wahrzunehmen. Da die Nabelschnur des Negers viel länger ist, als bei Europäern, so läßt sich vermuthen, daß jene Gebrechen entweder von Unwissenheit, Sorglosigkeit, oder einer bei der Geburt begangenen Verwahrlosung herrühren. Uebrigens hat es damit eben nicht viel zu bedeuten. Wenn die Nabelschnur abgelöset worden, pflegen die Egipter den übrigen Theil mit einem glühenden Eisen zu brennen.

Die Entbindungen der Araberinnen gehen außerordentlich leicht und glücklich von statten. Von den Weibern der Beduinen erzählt man, daß sie sich einen Platz aussuchen wo Wasser ist, dann niedersetzen, und sich von ihrer Leibesfrucht selbst befrein. So viel ist richtig, daß sowohl die Weiber der Mohamedaner als auch der Kopten, gleichviel, ob sie in Städten oder Dörfern wohnen, eine Mannsperson äußerst ungern zu Hülfe nehmen. Eben so gewiß ist es aber auch daß die Hebammen, ob sie gleich, wie man sich leicht vorstellen kann, eben keine große Geschicklichkeit besitzen, sich dennoch selten ein Versehen zu Schulden kommen lassen, das von erheblichen Folgen seyn könnte.

Die Weiber in Fur nehmen auch nur Personen ihres Geschlechts zu Hülfe, und halten sich selten lange

inne. Uebrigens scheint es eben nicht, als ob ihnen die Natur das Kindergebären so leicht mache, wie den Egipterinnen; auch unterlassen sie bisweilen sich selbst und ihre neugebornen Kinder gehörig abzuwarten.

Wenigstens weiß ich mich einiger Fälle zu erinnern, wo sich die Mutter nach ihrer Niederkunft erkältet, und ihr Leben dadurch in Gefahr setzte.

Die Rabies canina (Wasserscheu), ist in Egipten und Darfur entweder gar nicht, oder doch nur sehr wenig bekannt. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, je in Darfur etwas davon gehört zu haben. Dies verdient um so mehr hier bemerkt zu werden, da es nicht nur in beiden eine Menge Hunde giebt, die oft weit und breit kein Wasser antreffen, wodurch eben, wie man ehedem glaubte, diese fürchterliche Krankheit entstehen soll, sondern hauptsächlich deswegen, weil dieses Faktum dazu beiträgt, jene Erfahrungen zu ergänzen, die dereinst die wahre Ursache dieses Uebels ergründen werden.

Die Bewohner von Egipten und Afrika bedienen sich überhaupt einer sehr einfachen Verfahrungsart, die Heilmittel zu ordnen. Ihres Erachtens bestehen dieselben blos aus zwei großen Abtheilungen, nämlich aus kühlenden und erhitzenden Heilmitteln. Jene sind ihrer Meinung nach, der Gesundheit insgesammt zus

träglich, so wie ihr hingegen die letztern durchaus zum Nachtheil gereichen. Wenn ein Arzt, sey er übrigens noch so geschickt, dem Kranken etwas verordnet, das dieser für erhitzend hält, so ist alles Zureden, sich eines solchen Mittels zu bedienen, vergebens.

Das Skarifiziren oder Aufritzen der Haut, wird in mancherlei Krankheiten verordnet, gleichviel übrigens, ob der Pazient zwei, oder sechzig Jahre alt ist. Es geschieht auf eine sehr einfache Art, am Kopf, auf der Brust, an den Lenden, an den Dickbeinen, je nachdem es der Arzt für gut findet. Meines Erachtens hilft es wenig oder nichts. Wenn jemand heftiges und anhaltendes Kopfweh hat, es mag nun von allzugroßer Anstrengung oder andern Ursachen herrühren, so ritzt man ihn die Kronnaht (sutura coronae) auf, und verschafft dadurch dem Blute hinlänglichen Abgang.

Zum Schröpfen bedient man sich einer Art Hörner, die eigends zu diesem Behuf eingerichtet sind, und die nämlichen Dienste thun, wie unsre gläsernen Schröpfköpfe. Das Verfahren selbst ist sehr einfach, verursacht nicht die mindesten Schmerzen, und setzt den Wundarzt in Stand, so viel Blut abzuzapfen, als er für nöthig erachtet. Die Adhäsion wird dadurch bewirkt, daß man die engere Oeffnung des Horns an den Mund setzt, und die Luft herauszieht. Sobald

dies geschehen ist, sitzt es fest auf dem Fleische. Der Einschnitt geschieht vermittelst eines Scheermessers.

Die Egipter pflegen das Erdharz, welches man in den Mumiengräbern findet, mit Butter zu vermischen, und sich dessen bei entstehenden Verwundungen sowohl innerlich als äußerlich in starker Quantität zu bedienen. Dieses Heilmittel soll Wirkungen hervorbringen, die über alle Erwartungen sind. Das Steinöl, welches man vom westlichen Gestade des arabischen Meerbusens aus der Gegend bei Suez zum Verkauf bringt, wird sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, und ungemein geschätzt.

Die morgenländischen Völkerschaften setzen noch immer ein außerordentliches Vertrauen auf die Wirkung des Bezoar. Nicht selten geben sie für einen kleinen Stein dieser Art so viel an Werth, als sieben Guineen betragen. Sogar europäische Aerzte bedienen sich bisweilen dieses Mittels als eines niederschlagenden Pulvers, und ihrer Versicherung zu Folge soll es sehr gute Dienste thun.

Unter allen egiptischen Drogereien ist vielleicht keine, die so ausgebreiteten Nutzen stiftet, als das Salmiak. Die Vorsehung scheint Egipten um deswillen reichlich mit diesem Heilmittel gesegnet zu haben, damit es den dortigen Einwohnern nicht an einem Spe-

zifikum fehlen möge, den Krankheiten, von welchen sie am öftersten befallen werden, Einhalt zu thun. Es wirkt ganz gelinde und führt sowohl Blähungen als auch den Urin ab. Wenn man einige Tropfen von diesem Spiritus in Wasser einnimmt, so vergeht das Kopfweh und jene Mattigkeit in den Gliedern, die von der großen Hitze herrührt, welche gewöhnlich vor dem Anwuchs des Nils eintritt. Auch fühlen sich diejenigen dadurch erleichtert, die, wenn zu gewissen Jahreszeiten die Südwinde wehen, und die Luft erhitzen, an der Lunge leiden. Ferner mildert es die nachtheiligen Folgen, welche daraus entstehen, wenn man nach einem brennend heißen Tage von dem kalten nächtlichen Thau durchnäßt wird. Ja man sollte beinahe glauben, daß es ein nicht zu verachtendes Mittel sey, sich gegen die Pest zu verwahren, weil es die Eigenschaft hat, sich gegen die Pest zu verwahren, weil es die Eigenschaft hat, eine regelmßige unterbrochene Transspirazion zu befördern, wodurch die Ansteckung am sichersten vermieden wird.

Von allen in der Materia medika vorkommenden Artikeln, werden wohl keine so stark in Requisizion gesetzt, als die welche zur Wollust reizen. So geschieht zum Beispiel häufige Nachfrage nach der Laserta stincus, die als Pulver eingenommen wird, und nach tausend andern Dingen von eben der Art. Dies ist die eigentliche Absicht, warum ganze Felder mit

Haspisch, dem Baug der Ostindier besäet werden. Man bedient sich dessen unter allerlei Formen, doch soll es sich in keiner so wirksam erzeigen, als wenn man daraus eine Art Latwerge bereitet, die auf arabisch Maijeu genannt wird, und welche sowohl Manns- als Weibspersonen mit der größten Begierde zu sich nehmen.

So wahr ist's, daß der unvermögende Greis und der durch Krankheit oder unmäßigen Genuß erschöpfte Wüstling, trotz aller vom Abkömmling Ismaels hinterlassenen Orakelsprüche, sich um den Beistand des canopus bewirbt, damit ihm diese Gottheit durch ihren wohlthätigen Einfluß neue Kräfte verleiht.

Zwischen einem Neger und einem Weisen, findet, was die Stärke und Dicke der Haut anbelangt, eine große Verschiedenheit statt, die, man nenne sie nun spezifisch oder nicht, in sofern dieselbe auf die animalische Beschaffenheit Bezug hat, als die Ursache zu betrachten ist, warum sich beide, sowohl in kranken als gesunden Tagen, so wesentlich von einander auszeichnen. In allen Hautkrankheiten, oder in solchen, die zuletzt in Supperazion übergehen, leiden die Schwarzen ganz entsetzliche Schmerzen. Peitschenhiebe, die einem Weisen zwar eiternde Schwielen verursachen würden, nachher aber aufplatzen, trocknen, heilen, und nach Verlauf einiger Wochen wieder vergehen, peinigen den Neger oft länger als ein Jahr.

Zu den andern Eigenheiten gehört die glänzendrothe Farbe ihrer Fiebermuskeln, die offenbar stärkere Anziehungskraft, wie auch die Weiße, Festigkeit und Schwere ihrer Knochen. Gewöhnlich sind ihre Augen so geeignet, daß sie alle vorkommenden Gegenstände sehr genau unterscheiden können. Es giebt unter ihnen sehr wenig Kurzsichtige und fast gar keine Blinde. Sie haben weise feste Zähne, klagen selten über Zahnschmerzen, und behalten ihre Zähne noch immer wenn sie schon in die Jahre sind.

Die Furianer sowohl, als auch die in ihrer Nachbarschaft wohnenden Neger, lassen sich die Mühe nicht verdrießen sie öfters zu putzen. Dieses bewirken sie dadurch, daß sie dieselben mit den zarten Schößlingen eines Baumes abreiben, welcher Shaw genannt wird.

Das Natron wird stark als Arzeneimittel für das Vieh gebraucht.

Wenn die Kameele, Pferde, Esel, Schaafe und dergleichen getränkt werden, legt man allemal ein großes Stück Natron in das für sie bestimmte Wasser; denn die Bewohner der dortigen Gegenden nehmen für bekannt an, ihr Vieh werde dadurch gereizt, desto mehr zu fressen, so daß es fett werden müsse. Einige Kameele wollen es durchaus nicht zu sich neh-

men; die meisten aber saufen dasjenige Wasser am liebsten, das am stärksten impregnirt ist.

Wollen sie das Natron nicht schlucken, so wird es gepülvert, mit Maismehl vermischt, zu Pillen geformt und ihnen, ehe sie etwas zu saufen bekommen, in den Schlund geschoben. Die Menschen bedienen sich des Natrons, um Kopfschmerzen, remittirende und intermittirende Fieber und andre dergleichen Krankheiten zu vertreiben, welche sich während der Regenzeit einstellen.

Gewöhnlich nimmt man zwei bis drei Unzen rohes, jedoch in Wasser aufgelöstes Natron ein, und zwar früh morgens ganz nüchtern.

Eigentlich ist es ein drastisches Purgirmittel, wirkt aber auch in einigen Fällen als Brechmittel.

Starke und vollblütige Personen können sich dessen ohne alles Bedenken bedienen, mir selbst aber war es mehr schädlich, als nützlich.

Die Tamarinden, Thummara Hindi, ist unstreitig das nützlichste und einträglichste Produkt jener Gegenden, wodurch der Mangel vieler andern reichlich ersetzt wird.

Da es dortigen Einwohnern an Zitronen und andern Säuern gebricht, so vermischen sie ihr Trinkwasser mit einer verhältnißmäßigen Dosis Tamarinden, und bereiten sich dadurch ein kühlendes und wohlschmeckendes Getränk. Auch pflegen sie dieselben zu trocknen, im Mörser zu zerstoßen und sodann in Pasten zu formen, deren jede zwei bis dreihundert Drachmen wiegt.

Das daraus bereitete Dekokt wirkt als ein gelindes kathardistisches und diaforetisches Heilmittel.

Die Bewohner der dortigen Gegenden sind der Meinung, es besitze eine vorzügliche Kraft, die Wirkung gewisser Giftarten zu vereiteln.

Savari macht die Bemerkung, daß in Egipten jede Mutter, zufolge der ausdrücklichen Verordnung Mohameds, ihr Kind selbst stillen, und daß dieser Gebrauch viel dazu beitrage, gewisse Krankheiten zu verhüthen.

Wahr ist es allerdings, daß die Natur jedem neugebornen Kinde die Muttermilch zur Nahrung angewiesen hat, weswegen sie dann auch dieselbe schon geraume Zeit vor seiner Geburt zu diesem Behuf von andern Säften absondert und aufbewahrt. Eben so wenig kann man in Abrede stellen, daß sie vermöge

ihrer

ihrer säuerlichen Beschaffenheit, weit mehr als jedes etwanige Surrogat, dessen man sich in eben dieser Absicht bedienen möchte, dazu geeignet ist, die Ausleerung der Unreinigkeiten zu befördern, welche sich während der Schwangerschaft im Körper des Kindes angehäuft haben.

Indessen giebt es Fälle, wo ihm, sobald dieses geschehen ist, die Milch jeder andern Weibsperson zuträglicher seyn kann, als die seiner Mutter, da manchem diese letztere sogar anfangs schädlich ist. Ueberhaupt muß erst bewiesen werden, daß die Muttermilch in allen und jeden Fällen die möglich beste sey, welche man dem Kinde zu reichen vermag.

Hiernächst ist ja sattsam bekannt, daß eine Mutter, die während des Stillens wieder schwanger wird, und ihren Säugling nicht entwöhnt, demselben wahres Gift reicht.

Die Araber halten dieses für so schändlich, daß sie in ihrer Sprache einen eignen Fluch haben, welcher so viel bedeutet, als: die sich während des Stillens mit einem Manne einläßt.

Opium (arab. Aphium), von ihm ist bekannt, daß es in Stambul einer großen Anzahl Menschen zum unmäßigsten Genusse dient.

Einige dieser Leute haben sich so sehr daran gewöhnt, daß sie zwei Drachmen, auch wohl noch mehr von dieser stark wirkenden Spezerei zu sich nehmen können, ohne sich dadurch aufzuheitern, oder in jene angenehme Betäubung zu versinken, die so viel Reiz für sie hat.

Wenn dieses der Fall ist, so nehmen sie in einem dazu schicklichen Vehikel mehrere, man sagt, an die zehn Gran, korrosiven Queckſilbersublimat ein, um die verlorne Reizbarkeit ihrer Nerven wieder herzustellen.

Die Wirkung des Opiums, in sofern es ein antidötum gegen eine der stärksten mineralischen Giftarten ist, übersteigt allen Glauben, und ich würde Bedenken tragen, derselben zu erwähnen, wenn ich nicht durch die glaubwürdigsten Zeugnisse versichert wäre.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine Bemerkung auf, die ich hiermit als Problem zur nähern Erörterung vorlege.

Man sagt, der pontische König Mithridates habe seinen Körper durch den allzuöftern Gebrauch solcher Mittel, die dem Gifte widerstehen, dergestalt gestärkt, daß alle Giftmittel, wodurch er seinem traurigen Schicksal ein Ende zu machen suchte, ihre Wirkung verfehlten, wiewohl er dergleichen zu wiederholten Malen

und zwar auf mancherlei Art zubereitet, zu sich genommen habe.

Da nun Pontus vor Alters eben so, wie noch heutiges Tages, dafür bekannt war, daß es das beste Opium liefert; so entsteht die Frage, ob sich nicht etwan Mithridates dieses so mirksamen Mittels bedient habe, und ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Wirkung dieses Produkts den Einwohnern des Landes, wo es erzeugt wird, vor allen andern bekannt gewesen sey? Zwar könnte man einwenden, mineralische Gifte wären in jenem Zeitalter gar nicht üblich gewesen, und unter den wenigen mineralischen Gegengiften, die damals bekannt waren, hätte vielleicht manches dieselbe Wirkung hervorbringen können. Allein hier ist die Frage nicht, ob einzelne Gegengifte die Wirkung dieser oder jener Giftart zu vereiteln vermochten, sondern wodurch und auf was Art eine so gänzliche Veränderuug im menschlichen Körper bewirkt wurde, daß ihm keine Giftart zu schaden vermochte.

Die Beschneidung ist einer von jenen uralten Gebräuchen, deren Entstehung sich in den frühesten Zeitaltern verliert und trotz den mühsamsten Untersuchungen nicht zu erforschen ist. Indessen lohnt es sich allerdings der Mühe, die hieher gehörigen Thatsachen zusammen zu stellen, und dadurch diese interessante Materie, deutlicher als solches bisher geschehen, ins Licht zu setzen.

Einige sind der Meinung, die Beschneidung sey in manchen Ländern hauptsächlich deswegen eingeführt worden, um dadurch gewissen körperlichen Gebrechen abzuhelfen, die entweder den Beischlaf verhindern, oder die Verbreitung ansteckender Krankheiten befördern. Dies kann nun zwar in Betreff einzelner Personen vollkommen wahr seyn, läßt sich aber wohl schwerlich auf eine ganze Nazion anwenden, am allerwenigsten auf eine solche, die ein großes, weit ausgebreitetes Reich bewohnt.

Bei den Bewohnern von Fur ist die Beschneidung weiter nichts als eine religiöse Zeremonie, die blos deshalb beibehalten wird, weil es der Stifter der mohamedanischen Religion ausdrücklich geboten hat, und daß dieselbe schon vor ihrem Uebergange zum Islamism bei ihnen eingeführt gewesen, ist sehr zu bezweifeln.

Heutiges Tages wird sie gewöhnlich so lange verspart, bis die jungen Leute männlichen Geschlechts das achtzehnte, oder noch mehrere Jahre ihres Alters erreicht haben.

Uebrigens scheint diese Unterlassungssünde nicht die mindeste Ahndung nach sich zu ziehen. Auch giebt es hier nicht, wie in Egipten und andern mohamedanischen Ländern, gewisse Personen, die sich ausschließ-

lich und regelmäßig mit dieser künstlichen Operazion abgeben.

Das Ausschneiden der weiblichen Schaamtheile ist ein Gebrauch, der unter den nördlichen Nazionen weniger üblich ist. Inzwischen hat es das Ansehn, als wenn diese Gewohnheit mehr auf fisischen Ursachen beruhe, wie sie denn auch wirklich, in sofern als sie von keinem Religionsstifter förmlich geboten ist, weit mehr von der Konvenienz abzuhängen scheint, als die Beschneidung der Mannspersonen. Man wird mir vielleicht einwenden, eine so weit verbreitete Gewohnheit wie diese, könne wohl schwerlich in anderer Absicht erdacht seyn, als einer gewissen Inkonvenienz abzuhelfen, die sich wenigstens eben so weit erstreckte. Wenn aber dem wirklich so wäre, wie käme es denn, daß ein gewisses Negergeschlecht, das zu den Götzendienern in der Gegend von Fur gehört, den Gebrauch unter sich eingeführt hat, den Kindern die Zähne dergestalt abzufeilen, daß sie ganz spitzig werden; dies bemerkt man an mehreren Sklaven; sie halten es für schön. Man feilt aber die Zähne nicht nur ab, sondern drückt auch das Zahnfleisch zurück, damit es das Ansehn habe, als ob sie recht lang wären. Hierdurch verlieren die Zähne zwar ihre Farbe, doch bemerkt man nicht, daß sie frühzeitiger ausfallen. Duß andre Völkerschaften das Fleisch oberhalb des Kinnes aufschlitzen, um sich hierdurch das Ansehn zu geben,

als ob sie zwei Mäuler hätten? nicht zu gedenken, daß unter den Wilden eine Menge anderer, nicht minder sonderbarer Gebräuche eingeführt sind, die sich eben so wenig aus dem Prinzip der Konvenienz, oder des Nützlichen erklären lassen.

Jenes Ausschneiden heißt auf arabisch Chafath. Es besteht darin, daß man den Mädchen in ihrem neunten oder zehnten Jahre die Clitoris abschneidet.

Strabo ist unter allen Schriftstellern, welche dieser Gewohnheit erwähnen, unstreitig der erste. Hieraus aber folgt keineswegs, als ob dieselbe nicht schon in frühern Zeiten üblich gewesen sey.

Die Mohamedaner in Egipten sind der Meinung, daß dieser Brauch auf ihr Religitzionssystem ganz und gar keinen Bezug habe. Die Kristen in Habbesch sollen über diesen Punkt eben so denken.

In Darfur giebt es eine beträchtliche Anzahl Weibspersonen, besonders Araberinnen, die man mit dieser Operazion verschont hat.

In einem Hause, wohin ich bisweilen kam, wurde dieses Ausschneiden an 13 bis 14 jungen Mädchen vollzogen. Die Operazion wurde von einem Weibe verrichtet. Sowohl während derselben, als nachher,

klagten einige dieser Mädchen über heftige Schmerzen. Sie durften sich nicht von der Stelle bewegen. Fleisch zu essen war ihnen erlaubt.

Alle zwölf Stunden wurden die Schaamtheile mit warmem Wasser ausgewaschen, und dies war um so nöthiger, da die Wunden stark supurirten.

Nach Verlauf von acht Tagen waren die meisten dieser Pazientinnen wieder im Stande frei herum zu gehn, weswegen man sie denn auch aus ihrem zeitherigen Aufenthalte entließ. Ihrer drei oder vier durften aber dennoch vor dem dreizehnten Tage nicht aus dem Hause.

Nicht selten ereignet sich der Fall, daß außer dem Ausschneiden der Klitoris noch eine andere Operazion vorgenommen wird, die aber nicht, so wie jene in Egipten eingeführt ist.

Sie besteht darin, daß man den Beischlaf durch ein künstliches Zusammenziehen der Mutterscheide zu verhindern sucht. Sie wird meistens an Sklavinnen vollzogen, welche durch das Schwangerwerden, oder überhaupt durch jede andere unvermeidliche Folge des Beischlafs an ihrem Werthe verlieren würden. Indeß müssen sich bisweilen auch freigeborne Mädchen dieselbe gefallen lassen, wenn der Geschlechtstrieb bei ihnen

so stark ist, daß er auf keine andre Art gezähmt werden kann. Diese Operazion wird, wie die vorerwähnte, an Personen weiblichen Geschlechts vorgenommen, die zwischen acht und sechszehn Jahren sind, gewöhnlich aber an Kindern von elf bis zwölf Jahren. Es ist gerade nicht nothwendig, daß alle die, an welchen sie vollbracht wird, noch Jungfrauen seyn müssen. Bei einigen wachsen die verwundeten Theile schneller wieder zusammen, als bei andern. In manchen Fällen ist das Hinderniß, wodurch der Beischlaf vereitelt wird, so stark, daß er nicht eher vollzogen werden kann, bis die Geburtstheile vermittelst eines scharfen Instruments von einander getrennt werden.

Einige Negerstämme haben die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß sie sich, was sie für eine besondre Schönheit halten, auf mancherlei Art die Haut punktiren. Jede dieser Punkturen hinterläßt eine Narbe, die nie wieder vergeht und sich eben so deutlich ausnimmt, als wenn sie mit Farbe eingerieben wäre, welches man aber nie zu thun pflegt. Die Verzierungen sind von eben der Art, wie man sie an den Bewohnern der Südseeinseln wahrgenommen hat. Sie werden im Gesicht, auf der Brust, an den Lenden, u. s. f. angebracht.

Die Schwarzen, welche man zu Verschnittenen macht, um sie nachher zu Kahira oder Stambul als

solche verkaufen zu können, müssen sich dieser Operazion in Oberegipten unterwerfen, bevor sie in der benannten Stadt ankommen.

Einige in jenem Lande wohnende Familien sind im hergebrachten Besitz dieses Rechts, diese uralte Gewohnheit zu handhaben. Die Anzahl der Sklaven, an welchen diese Operazion vollzogen wird, ist eben nicht gar beträchtlich, und wenige büsen darüber ihr Leben ein. Diejenigen Verschnittenen, welche ausschließlich für den Sultan von Darfur bestimmt sind, werden in dessen Pallast kastrirt.

Zweites Kapitel.

Bemerkungen über Dar = Fur und die umliegenden Länder.

Da jede auch anderweitige Nachricht, so unbedeutend sie übrigens auch seyn mag, vielleicht dazu beitragen kann, einem andern Reisenden das tiefere Eindringen in diesen Theil von Afrika zu erleichtern, derweil jene Gegenden noch ziemlich unbekannt sind, dem wißbegierigen Leser nicht ganz gleichgültig seyn dürfte: so will ich noch eines und das andere, das Browne, dieser merkwürdige Reisende anführt, was er zwar nicht aus eigner Erfahrung hat, aber erzählen hörte, hier einschalten.

Die Bewohner von Fur, sagt er, sollen, wie ich hörte, bei dem Feste der Paukenbespannung allerlei abergläubische Gebräuche verrichten, und unter andern ein Opfer bringen, wobei ein Knabe und ein Mädchen geschlachtet werden. Gewiß ist, daß die Weiber im Harem des Sultans noch dermalen Götzenbilder anbeten. Auch bringen die Bergbewohner der Gottheit ihrer Gebirgshöhen eine Art von Opfer dar, wenn sie Regen bedürfen.

Unter den Sklaven gehen ebenfalls allerlei ungereimte Vorstellungen im Schwange. Als einer derselben starb, glaubten die andern, er sey vom Teufel besessen gewesen, und keiner wollte seinen Leichnam abwaschen. Nur mit Mühe konnte man es dahin bringen, daß sie ihn beerdigten.

Die Leute vom Stamme Dageu, welche dermalen eine Gegend in Westen bewohnen, die, der Beschreibung zu Folge, nicht weit von Bergoo entfernt ist, sollen vor Alters das Land, welches heutiges Tages Fur heißt, erobert; und es so lange regiert haben, bis sie sich durch innerliche Kriege gänzlich zu Grunde richteten.

Nach ihnen ward es von den jetzt regierenden Königen unterjocht, deren Abkunft ich aber nicht mit Gewißheit angeben kann.

Allem Vermuthen nach sind se Mohren, die von den Arabern aus den nördlichen Gegenden vertrieben wurden. Der Stamm Dagai soll aus einem gewissen Distrikt unweit Tunis hieher gekommen seyn.

Man erzählt unter andern: Diese Leute hätten die Gewohnheit gehabt, bei dem jedesmaligen Regierungsantritt ihres Beherrschers ein Feuer anzuzünden, das bis zu dessen Absterben nie wieder habe verlöschen

dürfen. Heutiges Tages ist in Darfur der Brauch, daß man dem Könige beim Antritt seiner Regierung die Teppiche vorlegt, worauf seine Vorfahren zu sitzen pflegten. Je nachdem er nun einen oder den andern wählt, zieht man hieraus den Schluß auf die Aehnlichkeit der Gesinnungen, welche zwischen ihm und den ehemaligen Eigenthümer des Teppichs statt findet.

Der Sultan Omar, einer von den Vorfahren Teraubs, führte einen langwierigen, äußerst verderblichen Krieg, mit dem benachbarten Staate Bergoo. Die Folge davon war, daß er seine Schatzkammer von Geld entblößte, sein Land entvölkerte, zugleich aber das Land, welches er zu bezwingen suchte, ganz außerordentlich schwächte.

Die Familien, welche dermalen Anspruch auf die Thronfolge machen, sind die Nachkommen des Abtel-Kasim, des Teramb, und seines Bruders Chalife. Jede hat ihre eifrigen Anhänger unter den Truppen, die sich um alles in der Welt nicht dazu verstehen würden, eine der entgegengesetzten zu unterstützen. Hiernächst sind der Kronkompetenten so viele, daß man nach dem Absterben des jetzt regierenden Sultans die größte Unordnung befürchtet, und sogar glaubt, daß am Ende das Reich getheilt werden dürfte.

Die Einwohner von Kordovan sprachen noch immer mit der größten Verehrung von einem großen Könige, Namens Abli-Kalik, der vor ungefähr vierzehn Jahren auf dem Throne saß, Recht und Gerechtigkeit liebte, und überhaupt ein sehr würdiger Mann war.

Die Könige von Kordovan wurden ehedem von dem Meyur ernannt, der über Sennaar herrscht; als aber der Sohn des besagten Abli-Kalik mit Tode abging, ward dieses Land von Fur unterjocht, weil Sennaar damals außerordentlich geschwächt war, und noch überdies von innern Spaltungen zerrüttet wurde.

Man erzählt von den Einwohnern Kordovans, daß sie die Liebschaften ihrer Töchter und Schwestern nicht nur gleichgültig mit ansehn, sondern auch deren Verführer freundlich behandelten. Dies soll gar so weit gehen, daß der Vater oder Bruder im Nothfalle das Schwert zieht, um einem Refick, dem Liebhaber seiner Tochter oder Schwester Beistand zu leisten.

Die angesehendsten unter den dortigen Kaufleuten, halten sich daher ganze Schaaren solcher Sklavinnen, deren liederliche Lebensart ihnen sehr ansehnliche Summen einträgt.

Afnu, ein Land welches westwärts oberhalb Bornou liegt, soll einen so großen Ueberfluß an Silber haben, daß die Einwohner aus diesem Metall ihre Waffen verfertigen. Ihre Panzerhemden sind aus Gelenken zusammengesetzt, und sollen ungemein schön seyn. Von dem nämlichen Metall verfertigen sie auch Kopf- und Brustplatten für ihre Pferde, von welchen die erstern, wie bei uns zu den Zeiten der Ritterschaft, mit einem Stachel oder einer scharfen Spitze versehen sind.

Dar Fulloch ist eines der südlichen Länder, wohin die Jelabs von Bergoo und Fur zu gewissen Zeiten zu reisen pflegen, um Sklaven zu kaufen.

Der vornehmste Artickel, welchen diese Leute nach Kulla bringen, ist Salz. Ein Sklave (Sedase) der zwölf bis vierzehn Jahre alt ist, wird mit zwölf Pfund dieser Waare bezahlt. Eine Sklavin kostet drei Pfund mehr, und diese werden auf eine ganz sonderbare Art in Anschlag gebracht, nämlich: ein Pfund für ihre Augen, das zweite für ihre Nase, das dritte für ihre Ohren. Geschieht der Tausch gegen Kupfer, so rechnet man zwei Rotals oder Pfunde desselben für ein Pfund Salz.

Eine gewisse Sorte venezianischer Glasperlen, die ungemein groß sind, und Hoddur genannt werden,

ingleichen auch Zinn, sind zwei Artickel, die hier in sehr hohem Werthe stehn. Aus dem letztern werden Ringe und andere Zierrathen verfertigt.

Die Einwohner von Kulla bestehen theils aus Negern, theils aus Leuten von rother Farbe, oder welche dem Kupfer ähnelt. Sie reden zwar durch die Nase, drücken sich aber sehr vernehmlich und deutlich aus. Man hält sie für Götzendiener. Sie sehen immer sehr reinlich aus, und dies mag wohl zum Theil davon herrühren, daß es in ihrem Lande viel Wasser giebt. Man rühmt ihnen nach, daß sie in ihrem Verkehr sehr gewissenhaft und ehrlich zu Werke gehen.

Auf dem Strome, der durch ihr Land fließt, unterhalten sie hie und da Fähren, die man, wie unsre Boote, theils mit Stangen, theils mittelst eines doppelten Ruders von einem Ufer zum andern bringt.

Die Sklaven in Dar-Kulla werden entweder von den Sklavenjägern (Selatea) mit Gewalt weggenommen, oder als Leute verkauft, die für gewisse Vergehungen büsen. Wenn nämlich ein Einwohner dem andern nur das allergeringste entwendet, und es kömmt heraus, so wird der Thäter dadurch bestraft, daß man seine Kinder oder sonstige junge Anverwandten, zur Sklaverei verurtheilt, wenn jemand bemerkt, daß ein anderer nur den Fuß in sein Kornfeld gesetzt

hat, so ist er berechtigt, einige Zeugen herbei zu rufen, und ihn bei seiner Ortsobrigkeit im Wege Rechtens zu belangen. Dieses hat die gewisse Folge, daß man den Sohn oder die Tochter, den Neffen oder die Nichte des Verbrechers, sogleich beim Kopfe nimmt, und als Sklaven behandelt.

Da sich dergleichen Zufälle fast täglich ereignen, so ergiebt sich von selbst, daß die Anzahl der Sklaven in eben dem Verhältniß zunimmt. Wenn jemand in Geschäften auf einen entfernten Marktplatz verschickt wird, und seinen Auftrag nicht gehörig besorgt, so hat er dieselbe Strafe zu gewärtigen. Ja, was noch mehr ist, wenn eine vornehme Standesperson stirbt, und die Angehörigen derselben die Ursache ihres unvermutheten Ablebens nicht errathen können, so heißt es, sie sey von jemand behext worden. Um nun den Thäter herauszubringen, müssen die Einwohner, gleichviel, ob nah oder fern, ihre Unschuld dadurch erhärten, daß sie einen gewissen Trank zu sich nehmen, der entweder derselbe ist, welchen man in Darfur Kilinghi nennt, oder doch mit demselben viele Aehnlichkeit hat. Wenn dann die vermeintlichen Kennzeichen des verübten Verbrechens zum Vorschein kommen, so wird der angebliche Thäter entweder zum Tode verurtheilt, oder als Sklave verkauft. Die Bewohner von Kulla wissen nichts von der Lustseuche, desto mehr aber leiden sie an den Pocken.

Der-

Derjenige Theil des Landes, in welchen die Jelabs sich einfinden, wird von einem Könige regiert; in den andern Distrikten wohnen kleine Volksstämme, deren jeder seinen eignen Obern hat, dessen jedesmalige Ernennung blos von dem Einflusse abhängt, den er sich vor andern zu verschaffen weiß.

Der Kumba oder Pimentbaum, wächst hier in solcher Menge, daß man vier bis fünf Mid (Metzen) Pimment, für ein Rotal oder Pfund Salz, bekömmt.

Die Bäume, welche dort in einem wasserreichen, lehmigten Boden stehen, werden so dick, daß man sie aushöhlet und Kähne daraus verfertigt, worin zehn Personen ganz bequem Platz haben.

Einige Jelabs, die in der dortigen Gegend bekannt waren, erzählten mir, wenn die Bewohner von Bergoo Krieg führten, so fielen sie dem Feinde unversehends ins Land, legten eine große Strecke Weges zurück, und verheerten alles, was sie auf dergleichen Streifzügen vorfänden. Da sie, so oft dies geschieht, ihre Weiber zurücklassen, so sind sie zu kriegerischen Unternehmungen viel geschickter, als die Einwohner von Fur, welche nie ins Feld rücken, ohne ein ganzes Heer Weiber mitzuschleppen.

Die Leute von Bergoo gehen selten auf die Selatea, d. i. den Sklavenfang, aus.

Einige dem Götzendienst ergebene Völkerschaften, die unter der Botmäßigkeit von Bergoo stehen, sollen auf eine fürchterliche Art Krieg führen.

Ihre Truppen weichen im Gefecht keinen Fußbreit zurück, und ihre Weiber unterhalten hinter ihnen ein Feuer, worin sie die Spitzen ihrer Spähre glühend machen, und ihnen dieselben von Zeit zu Zeit gegen andere darreichen, die sie im Blute ihrer Feinde abgekühlt haben. Auch bedienen sie sich vergifteter Waffen.

Eine entferntere Gegend des von Götzendienern bewohnten Landstrichs, aus welchem auch Sklaven geholt werden, nennen die Araber Spottweise Gnum.

Die dortigen Einwohner schlachten und essen ihre Kriegsgefangenen.

Ich habe mich diesfalls bei Sklaven befragt, die aus jener Gegend gebürtig waren, und sie gestanden dieses Faktum ein.

Hiernächst haben diese Leute die Gewohnheit, ihren getödteten Feinden, im Gesicht und an den Hän-

den die Haut abzuziehen, sie auf eine gewisse Art zuzubereiten, und sich mit diesen Siegeszeichen zu putzen.

Ihre Waffen, die aus einem eisernen Spähr oder Wurfspies bestehen, verfertigen sie selbst. Nachdem sie ihnen die gehörige Form gegeben haben, machen sie solche glühend, stecken sie sodann mit der Spitze in den Stamm eines gewissen Baumes und lassen sie so lange darin, bis der Saft, welcher sich an das Eisen ansetzt, völlig trocken ist. Auf solche Art, sagt man, werden sie vergiftet, und die Wirkung dieses Gifts soll tödtlich seyn.

Verzeichniß einiger Wörter,

die in der Sprache von Dar-Runga am häufigsten vorkommen.

Wasser — Tta.
Aseide (Pudding — gnung.
Kommuriff — gagra
Hurtig — undelaknonnera.
Bring den Napf — Kiddeki, Kiddeki.
Eine Matte — Kubbenang.
Kleider — Lemba.
Schuhe — Börö.
Die Sonne — Agning.
Es ist heiß — Agningbectran.
Der Mond — Medding.

Ein hölzerner Mörser — Bedding.
Ein Esel — Gussende.
Ein Pferd — Filah.
Ein Hund — Ming.
Ein Haus — Itong.
Ein Königreich — Kusse.
Holz — Unjum.
Feuer — Nissink.
Eine Frau — Meri.
Ein Mann — Kamere.
Bin ichs? — Amme?
Mißbilligend — Ggo!
Getraide — Asse.
Maiz — Dierbiti.
Hirse — Gurmendi.
Geflügel — Kidi.
Die beflügelte Ameise — Aguema.
Ein Spies — Subbuk.
Ein Messer — Dangola.
Der Fuß — Itar.
Das Auge — Khasso.
Das Ohr — Nesso.
Die Hand — Tusso.
Hellblau — Endreng.
Schmutz — Aburr.
Urin — Simmeri.
Zinn — Fuaddah.
Korallen — Arru.

Die Lenden — Arru.
Eins — Kadenda.
Zwei — Embir.
Drei — Allik.
Vier — Mendih.
Fünf — Dlonra.
Sechs — Subotikeda.
Sieben — Ow.
Acht — Sebaties.
Neun — Adih.
Zehn — Buff.
Der Regen — Kinga.
Gott — Kinga.
Bei Gott! (ein Schwur) — Kingago!
Honig — Tuppi.
Fische — Knognong.
Fleisch — Missich.
Haberschleim — Ba; Birre.
Steine — Dissih.
Ein Stern — Beite.
Die Gestirne — Beite juk.
Sklaven (von beiderlei Geschlecht) — Puiah.
Ein Sklave — Guiahmere.
Eine Sklavin — Guiah Meri.
Ein Berg — Ddeta.
Der Wind — Wvi.
Kohlen — Firgi.

Drittes Kapitel.

Reise nach Darfur. Vornehmste Ortschaften. Einwohner.

Die Stadt Kobbe ist der vornehmste Aufenthaltsort der dortigen Kaufleute und liegt dicht an der Straße, die von der nördlichen Grenze dieses Reichs in gerader Linie nach der südlichen führt. Wir wollen sie daher als die Hauptstadt von Darfur betrachten, wiewohl sie nicht in dessen Mitte liegt.

Diese Stadt liegt 14° 11′ nördlicher Breite, und 23° 8′ östlicher Länge von Greenwich. Sie ist über zwei Meilen lang, aber sehr schmal, und die Häuser sind durch beträchtliche Zwischenräume von einander abgesondert, weil zu jedem ein großes Stück Feld gehört. Diese sonderbare Bauart und Einrichtung läßt sich blos dadurch erklären, daß es den Einwohnern darum zu thun war, sich so nahe als möglich bei dem Grundstücke niederzulassen, das sie entweder von ihren Vätern ererbt, oder gegen Entrichtung eines Erbzinses an sich gebracht hatten.

Die Stadt ist überall mit Bäumen von allerlei Art besetzt, unter andern mit Palmen (Deleib), beson-

ders aber mit jenen Gattungen, welche Heglik und Nebbek genannt werden. Sie bildet daher einen sehr angenehmen Prospekt, und zwar um so mehr, da sie an einer Ebne liegt, wo sie nicht eher deutlich zum Vorschein kömmt, bis man sich ihr auf fünf englische Meilen genähert hat.

Die große Nubische Wüste fängt bei Syene an, und hört bei Gooz auf, welcher Ort 10°57′22 nördlicher Breite und 34°20,30″ östlicher Länge von Greenwich liegt. Sie ist unerträglich heiß, ungebaut, keiner Kultur fähig, ohne lebendige Kreaturen, an vielen Stellen ohne alles Gesträuch und Bäume. Der Boden ist kiesig und felsig und allenthalben findet man Stücke von Granit, Agat, Jaspis und weißen, auch isabellenfarbigen Marmor mit dem feinsten Sande bedeckt, hin und wieder sind Blöcke und große Lagen von Salz auf der Oberfläche der Erde. Die ganze Wüste ist nicht eine einzige weite Ebne, sondern längs der Küste des Sees Kolson, ist eine aneinanderhängende Kette von Bergen, welche Bruces Karte Granit, Porphir, Marmor, Alabaster, Basaltgebirge nennt.

Selbst der Weg, den Bruce unter Anführung eines Hybeer oder Wegweiser vom Stamme der Barbariner zurücklegte, gieng bisweilen über Berge und spitze Felsen, bisweilen im Thale. Denn auch gegen das

Ufer des Nils hin, giebt es Gebirge. Akazienbäume, aber keine hochstämmige, zum Bau tüchtige, sondern Zwerg-Akazien, die nur die Höhe von Büschen erreichen und von Kameelen gefressen werden, stehen an einigen Plätzen ziemlich dicht bei einander, und bilden einen Wald.

Das Grün was man sieht, ist von Binsen, Koloquinten und Sennes. Die Brunnen enthalten nicht immer hinlängliches oder gutes Wasser, sondern oft unreines, mit Insekten und Würmern angefülltes oder salziges Wasser. Sie gehören theils den Ababde, theils den Bischarin Arabern. Sie sind so sparsam, so schwer zu finden, so oft im Besitz herumstreifender Räuber, die an dem Brunnen den Wandrer auflauern, daß keine Gefahr grösser ist in der Wüste, als vor Durst umzukommen.

Andre Gefahren drohen dem Pilger. Der Flugsand der die giftigen Winde in die Höhe gehoben und bei ungleichen Massen in beständige Bewegung gesetzt, scheint dem zum wunderbaren geneigten Reisenden eine Reihe von Sandsäulen zu seyn, welche bald geschwind, bald langsam fortrücken, bald die obere Spitze einbüßen, bald in der Mitte abgebrochen werden. Die starken Winde treiben Berge und Hügel von diesem Flugsande zusammen. Bisweilen reiset man im Sandrauche, der dem schrecklichsten Schneegestöber des Nor-

dens gleicht. Die Berge und Hügel verändern ihre Lage, so daß da, wo man an einem Tage flaches Feld findet, am andern Tage einen Sandberg trifft.

Wenn der Reisende dieser Gefahr von Norden her entgangen ist, so kann ein Südwind oder Samiel, durch seine giftigen Dünste seinem Leben ein Ende machen. Sieht er diesen, gleich dem Purpur des Regenbogens gefärbten Nebel ankommen, so muß er eilends mit dem Gesichte gegen Norden niederfallen und warten, bis der Wind über ihn vorübergegangen ist. Die Wüste ist nicht weniger ungesellig als unfruchtbar. Von der nördlichen Grenze bis zur südlichen ist kein bewohnter Ort. Die auf der Karte bemerkten Namen zeigen nur die Plätze an, wo Bruce mit seiner Reisegesellschaft Halt machte, und aus der Ursache scheint mir die Aufzählung derselben hier unnöthig. Doch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß das westliche Ufer des Nils von Takaki an, mit Dörfern besetzt ist.

Jedoch muß man sich die Wüste nicht ganz menschenleer gedenken. Nur sind die Menschen hier nicht den Reisenden das, was sie ihnen in kultivirten Ländern zu seyn pflegen, ihr Trost und ihre Stütze, auf welche sie sich stützen, oder der Stab, durch den sie ihre Wanderschaft fortsetzen können. Stämme von Arabern, zwei bis drei tausend Mann stark, schlagen in der Wüste ihr Lager auf, wo sie Wasser genug für

ihre zahlreiche Heerden finden. Sie durchziehen die weiten Strecken zwischen den Küsten des Meeres Kolsum und den Ufern des Nils. Dieses thun die Jahalen-Araber, oder die Nachkommen der von Mohamed bekehrten Heiden, eifrige Fanatiker, die bei Entstehung der mohamedanischen Religion so viel Blut vergossen haben, und durch die Länge der Zeit nicht gesitteter, vielmehr durch das Gräßliche der Wüste noch roher, blutdürstiger und grausamer geworden sind. Andre Völker sind die Chaigie, von der südlichen Küste des Königreichs Dongola, auf beiden Seiten des Nils, und daran grenzen die Takaki. Die Araber Adelaia, werden zu den Jahaleen gerechnet, und sollen den Karvanen kein Leid zufügen. Die Ababde wohnen an der egiptischen Grenze und sind Feinde der Buscharin, die mehr in dem südlichen Theile der Wüste wohnen, und sowohl von den Küsten des rothen Meeres nach den Ufern des Nils ihr Vieh treiben, auf welchem Wege sie sich bei Chigre zu lagern pflegen, als auch von Süden nach Norden ziehen, um die Ababde-Araber anzugreifen. Unter den Bischarin konnten einige Wegweiser so niederträchtig handeln, daß sie Reisende, die unter ihrem Geleite durch die Wüste giengen, an den Schech ihres Stammes, der ein Räuber und Mörder war, verriethen und ermordeten. Bruce traf einen Mann und zwei Weiber dieser Nazion an, in einem zerlumpten schmutzigen Zelte, das mit Stricken von Gras befestigt war, sie waren

völlig nackend, fürchterliche hagere Figuren, die kaum ein menschliches Ansehn hatten. Ein Säugling lag auf zerrissenen Kleidern, und die Mutter schien sich bei der Annäherung des Europäers verbergen zu wollen. Sie zeigte viele Liebe zu ihrem Kinde, und warf ihrem Manne vor, daß sie ihn von einem Morde, weswegen er jetzt Gefahr lief umgebracht zu werden, hätte zurückhalten wollen. Der Mann, sobald er in Furcht gesetzt wurde, war aufrichtig und offenherzig in dem Geständnisse, welches man von ihm verlangte, und betrug sich auf der Reise, wohin man ihn nahm, dem Befehle seines Gebieters gemäß. Er hielt aber selbst Härte und Ankettung für nöthig, um nicht von der Versuchung zu entlaufen, unwiderstehlich überwältigt zu werden. Die Barbarins, deren Hauptsitz in Barbar am Zusammenflusse des Atbara und Nils ist, brachten Herrn Bruce glücklich durch die Wüste, und waren Freunde der Ababde. Sie, wie überhaupt alle Mauren und Türken aus niedrigen Volksklassen, tragen an den Armen und Gelenken um die Hand Amulete, d. i. Zaubersprüche oder Zettelchen mit Versen aus dem Koran, die in Papier gewickelt und sauber mit Leder bedeckt sind. Sie sammeln Sennesblätter, die sie zu Kahira verkaufen. Die Bischarin geben sich auch damit ab, und bringen die Blätter nach Assuan. Von den Tukoroy gesellten sich einige zur Bruceschen Karwane, der sie aber lästig wurden. Die Sungar-Araber wohnen an der Westseite des

Nils gegen Egipten hin. Alle diese Völker sind Mohamedaner, und sprechen arabisch.

Guz, Goos, am Ende dieser Wüste, die ich bisher durchwandelte, ungefähr funfzehn Meilen vom Zusammenflusse des Nils und Takazze, war ehedem ein bedeutender Ort, als die Karavanen von Soudan über Suakem nach Mekka regelmäßig durchpassirten, und hier ihren ersten Markt hielten, jetzt ein kleines Dorf, obgleich der Hauptort von Barbar, von dreißig elenden Hütten aus Rohr und Schlamm erbaut.

Die Einwohner werden von einer Augenkrankheit geplagt, die sich oft in Blindheit endigt, und von dem Samiel und seinem Sande, der in der Wüste umhergetrieben wird, herzurühren scheint.

Nördlicher Breite 10° 57′ 22″ östlicher Länge von Greenwich 34° 20′ 80″. Das Fahrenheit. Thermometer stand III Grad. Von hier bis zu dem Takazze ist ein Akazienwald, der im Oktober weise Blüthen trug. Die Fähre über den Fluß ist eine halbe Meile oberhalb seiner Vereinigung mit dem Nil.

Die Boote waren kleiner und die Schiffer roher, als bei dem nächsten noch weiter südwärts in den Nil fließenden Strome. Sie sind aber stark und handfest, und ersetzen durch Stärke, was ihnen an Geschicklich-

keit abgeht. Jenseits des Takazza kömmt man in die Provinz Akbara von den Johalinarabern bewohnt. Hierin sind verschiedene Dörfer, als Tubabea, Dema, Dor, Dowa, wo die Makabrab, ein Raubgesindel, wohnen.

Im Nil ist eine große Insel Kurgos, voller Dörfer, Bäume und Getreide. Gegenüber der Berg Gibainy, wo Ruinen, die denen zu Assuan in Egipten ähnlich, zu sehen sind, nämlich Stücke von zerbrochenen Säulen, auch etliche Trümmer von einem Obelisk, mit beinahe gänzlich verloschenen Figuren. Bruce hielt sie für Reste der alten Stadt Meroe, deren Breite 16 Grad 26 Minuten angegeben wird. Chendry oder Chandi n. B. 16° 38′ 35″ ö. L. 27° 24′ 45″ ein großes Dorf von 250 Häusern, die von Lehm und Rohr erbaut und wovon nur 2 — 3 erträglich sind; der Hauptort seines Distrikts, welcher zu Bruces Zeit von einer Frau beherrscht wurde. Da er als Arzt zu ihr gerufen wurde, so hatte er Gelegenheit, sie genau zu beobachten, und giebt folgende Beschreibung von ihr.

Sie hatte ein rundes plumpes Gesicht, einen ziemlich großen Mund, hochrothe Lippen, vortreffliche Zähne und Augen. Sie war prächtig gekleidet, mit einer Art von runden Mütze, oben auf dem Kopfe von massivem, dünnen geschlagenen Golde, daran ringsherum

Zechinen hiengen. Um den Hals hatte sie verschiedene Ketten und Binden von eben dem Metalle. Ihr Haar hieng, in zehn bis zwölf Zöpfen abgetheilt, den Leib herunter. Sie trug ein gemeines baumwollenes Kleid. Um den Rücken hieng ein pupurseidner Mantel, der auch um den Leib gieng, ohne die Schultern oder Arme zu bedecken. Um die Hände hatte sie ein Paar Braceletten, wie Manschetten, etwa einen halben Zoll dick, und zwei goldne Fesseln um die Füße, einen Zoll stark im Durchschnitt.

Sie klagte, daß ihr die Haare auf dem Kopfe ausfielen. Sie bewies viel Herablassung und Güte gegen Herrn Bruce und beschenkte den Wegweiser, damit er sich seiner desto mehr annähme. Der höchste Stand des Thermometers im Schatten war 119° bei Nordwind 1 Uhr Nachmittags, der niedrigste um Mitternacht 87° bei Westwinde, nach einem kleinen Regenschauer.

Zu Wed oder Wellad Baal a Nagpa, einem ansehnlichen Dorfe, mit den Ueberbleibseln eines berühmten Heiligen dieses Namens, ist eine Fähre für die, welche von oder nach Dongola durch die Wüste Bahinda reisen.

Die Gegend des Nils ist zu beiden Seiten angenehm und malerisch, alles grün und mit Häusern be-

setzt. Doch dergleichen Stellen sind nur selten, und blos am Ufer des Nils zu finden. Uebrigens ist das Land wüste, ohne Einwohner, und von der Sonne verbrannt. Es giebt keine ordentliche Regen nach denen der Ackerbau einzurichten wäre. Wenn die Sonne im Zenith ist, und vom Wendekreise des Krebses südwärts gegen den Löwen geht, so fallen heftige Schauern, die das Gras sehr geil in die Höhe schießen machen, wo diese fehlen, ist alles dürre.

Viertes Kapitel.

Reise nach Nubien.

Von Gherri reisten mir über Alfaa, Alfan, Katran, Kamin und Harbagy nach Sennaar. Man findet diese Oerter nebst mehrern in der Reiseroute des Herrn Bruce. Bei Hajar el Assad, einem elenden Dorfe, mit einer Wassermaschine, wodurch die schmalen Streifen von Dura, die wie Gartenbeete angelegt sind, gewässert werden können, ist die Grenze zwischen dem Wed Ageb und dem Mek von Chendi. Man säet im September und ärndtet im November. Die Saatzeit hängt von der Höhe des Nils ab. Gheri ist auf einer Anhöhe gebaut, unter 16° 15′ nördlicher Breite, wo die tropischen Regen aufhören; besteht aus 140 Häusern, wovon keines über ein Stockwerk hoch ist, und die reintich und wohlgebant aussahen, eine Viertelmeile vom Nil. Nicht am Nil ist ein kleiner Fleck, der wegen des doppelten Vortheils, daß er vom Nil überschwemmt und vom Regen benetzt wird, ganz angebaut wird. Die Datteln von Gheri werden nicht reif, sind nicht so felg und weich, wie die in der Barbarei. Die Haut ist glatt und goldfarbig. Hinter den Bergen

von

von Gheri sind Wälder, worin eine Menge Vögel von verschiedenen Farben sind, denen aber bis nach Sennaar, die Natur das Talent des Gesanges versagt hat.

Poncet macht diese Bemerkung nicht, ob er gleich der vielen Vögel in den Akazienwäldern von Sennaar gedenkt, und sie gehört unstreitig zu den vielen unrichtigen und sonderbaren Nachrichten des Ritters Bruce.

Halfaia, Alpha, ein großes Dorf von Quadersteinen gebaut, dessen Bewohner große hübsche Leute sind, nördlicher Breite 15° 45′ 54″ östlicher Länge 32 Grad 49′ 15″ ungefähr eine halbe Meile vom Fluß; ein großer, schöner von Lehm gebauter Ort, in einen angenehmen Lage, besteht aus 300 Häusern. Die Einwohner essen Katzen, Flußpferde und Krokodille, die beide in großem Ueberflusse vorhanden sind, und verfertigen sehr grobe baumwollene Zeuge, Timur genannt, die statt der Scheidemünze im untern Theile von Akbara genommen werden.

Halfaia liegt auf einer großen Halbinsel am Nil, der sie von Südwest bis Nordwest umfließt. Die Halbinsel besteht aus lauter Saatfeldern, wird aber nie vom Nil überströmt, sondern erhält ihr Wasser aus dem Nil durch Schöpfräder, die von Ochsen gedrehet werden.

Von hier nach Halifun ist ein angenehmer Weg durch Akazienwälder, die mit großen Strecken von Binsengras abwechseln. Zu Umdum, auf diesem Wege hatten die Battahin, ein räuberisches Volk, ihre Zelte aufgeschlagen. Fünf Meilen von Halifun ist eine Ueberfahrt über den Nil, welcher hier noch Bohar-el Azergun, der blaue Fluß (ein Name, den er in Senaar bekommen) heißt, und bei dem Dorfe Wedhogilah mit dem Abiad, der den Nil an Größe übertrifft, sich vereiniget. Die Kameele werden auf die Weise über den Strom gebracht. Es werden ihnen Stricke unter dem Leibe durch die Hinterbeine gezogen, und eine Halfter am Kopf gebunden. Zwei Männer halten die Stricke, und ein dritter die Halfter, und die Kameele führen schwimmend das Boot an das andere Ufer. Sie leiden sehr durch diese harte Behandlung und büßen bisweilen ihr Leben ein, das auch oft aus Bosheit von den Schiffern verkürzt wird, damit sie Kameelfleisch zu essen kriegen.

Das Land um Gidid, wo die Häuser von Lehm mit platten Dächern erbaut sind, ist gegen Westen kahl und unfruchtbar, und bringt fast nichts als Gras und Binsen hervor, wovon die armen Einwohner den Saamen zum Brode nehmen. Zu El Tir wird ebenfalls kein Getreide gesäet. Die Einwohner säen Grassaamen, um eine elende Art Brod zu backen. Rindvieh, Schaafe und Ziegen, weiden in dem Grase,

daher auch Milch im Ueberflusse ist, welche die Einwohner gegen Tabak gern eintauschen.

Zu Bishaggara ist viel Buschholz um Kamili ist das Land offen, der Boden leicht, das Gras kurz und dünn.

Wegen der guten Viehweide giebt es hier eine große Menge Ziegen und schwarzes Rindvieh. Bruce traf hier eine Karavane aus Egipten an, die zunächst von Chendi kam.

Oestlich von dem Dorfe Abuaszar, ist eine ziemlich weit über dem Wasser hervorragende Insel im Nil, worauf Buschwerk und Gras im Ueberfluß wächst.

Harpagy, eine Stadt wo Ueberfluß an Lebensmitteln ist, unter nördlicher Breite 14° 13′ ein großes angenehmes schlecht bewohntes Dorf, in einem trocknen kiesigten Boden, der Sitz des Wed, Sohns Agebb, erblichen Fürsten der Araber, der unter der Regierung zu Senaar steht und ihr Stadthalter ist. Er empfängt den Tribut von allen Arabern, die in den entfernten Gegenden des Königreichs bis an das rothe Meer wohnen, und nicht zur Jahrszeit der Fliege durch Senaar nach den Sandgegenden ziehen dürfen, und bezahlt ihm an den Meck oder Fürsten von Senaar.

Diese Einkünfte sind sehr beträchtlich, und werden für Kameelweibchen, die am höchsten angesetzt sind, und Jungen vom dritten Jahre an, bezahlt. Der Wed Agebb wohnte in einem guten Hause, das aber nicht den Namen eines Pallastes verdiente. Er war von sanften Sitten, hatte einen starken schwarzen Bart, einen Schnurrbart, große schwarze Augen, ein langes Gesicht, und schwache Leibeskonstituzion. Er war dem Trunke sehr ergeben gewesen, hatte ihn aber abschaffen wollen und daher Opium zu sich genommen. Ueber unsre weiße Farbe verwunderte er sich nicht wenig, da er zuvor nie einen Europäer gesehen hatte. Er schickte mir einen reichen Vorrath an Lebensmitteln, zwei Schaafe und zwei Ziegen.

Von hier kamen wir durch Akazienwälder, deren hohe stachlichte Bäume mit gelben und blauen Blüthen bedeckt waren. Letztere verbreiteten einen angenehmen Geruch, und aus dieser in sehr fruchtbare angebaute Gegenden, bis wir Senaar erreichten.

In den Wäldern sahen wir Schaaren von kleinen grünen Papagaien, von einer Art Haselhühner und vielen andern Gattungen von Vögeln, die man in Europa nicht kennt.

Bruce führt zehn bewohnte Dörfer auf diesem Wege an, und reiste bald durch dichte Wälder, bald

über große Ebenen. Letztere waren mit Durra und Bammia besäet. Die Bäume, die hier schöner sind als zu Senaar, waren Akazien, Ebenholzbäume, und eine Art von Dornen, die Zwergakazien zu seyn schienen, mit sehr kleinen Blättern und langen Schoten, die einen starken zuckerartigen Geschmack haben. Sie heißen Lauts oder Lots. Das Gras ist fein, und kann kaum von den vielen Heerden Vieh verzehrt werden. Die Gehölze waren voll Antelopen, und ansehnliche Schwärme von Störchen, Krannichen und viele andre Vögel, schwärmten in der Ebene umher. Nicht weit von Senaar wurden wir sehr von den Fliegen geplagt, deren Gesumse die Kameele in solche Furcht setzt, daß sie ins dickste Gebüsch laufen, um ihre Last abzustreifen. Weiter gegen Norden hören sie auf.

Im September weiden hier die Gefaa-Araber ihre Heerden, die jetzt aus den Sandgegenden wieder zu ihren Triften nach Süden zurückwanderten. Das letzte Dorf, drei bis vier Meilen von Senaar, heißt Soliman.

Senar, Sennaar, die Hauptstadt eines Königreichs, liegt unter 13° 4′ nördlicher Breite, am westlichen Ufer des Nils auf einer Anhöhe, welche das Eindringen des Nils zur Zeit der Ueberschwemmung verhindern kann. Sie hat fast anderthalb Meilen im

Umfang und ungefähr 10000 Einwohner. Die Häuser haben nur ein Stockwerk.

Die vornehmen Staatsbedienten wohnen in Häusern von zwei Stockwerken. Sie sind schlecht gebaut, und die in den Vorstädten sind armselige Rohrhütten, von Lehm mit etwas Stroh vermischt und haben platte Dächer, das in Ländern wo die tropischen Regen herrschen, ungewöhnlich ist, weil man sich da der konischen Dächer bedient. Die Terrassen, die zu Dächern dienen, sind sehr bequem. Die Hitze ist so unerträglich, daß man kaum Athem schöpfen kann. Sie herrscht vom Jenner, bis Ende Aprils. Dann folgen Regen, die die Luft verderben und tödtliche Krankheiten unter Menschen und Vieh anrichten. Der Thermometer steigt im Schatten bis auf 119 Grad, und die Hitze ist hier weit größer als zu Gondar, obgleich letzterer Ort um einen Grad weiter südlich liegt. Im Mai ist noch alles kahl, wüste und unfruchtbar. Gegen Ende des Julius und Anfang des August regnet es bisweilen hintereinander, die schönste Jahrszeit ist zu Ende August und zu Anfang Septembers. Alsdann ist das Getreide aufgegangen und die ganze Ebne gleicht einer grünen Fläche, die durch Dörfer, die wegen der kegelförmigen Spitze der Häuser, die Gestalt eines Lagers haben, und durch zahlreiche Heerden des vortrefflichsten Viehes unterbrochen werden. Gleich

darauf, wenn nach Ende der Regenzeit die Sonne ihre stärkste Macht hat, fängt die Durra an zu reifen, die Blätter werden gelb und verdorren, die Teiche werden faul und stinkend, und ein Heer von fürchterlichen Krankheiten stellt sich ein.

Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil. Kameele, Ochsen, Schaafe und Hühner, kosten hier weit weniger als in England. Waizenbrod wird nur für Fremde gebacken; den Einheimischen schmeckt Durrabrod weit besser. Die ärmere Klasse nährt sich hauptsächlich von Hirse, woraus Brod und Mehl verfertigt wird. Wohlhabende machen einen Pudding davon, und essen viel Rindfleisch, theils gebraten, theils roh. Das gewöhnliche Getränk ist eine Art Bier, wie das zu Dongola. Es heißt Busa und wird von Dorakörnern zubereitet, die am Feuer geröstet und nach aufgeschüttetem kalten Wasser in 24 Stunden zum Gebrauch fertig sind. Es wird auch viel Kaffe getrunken. Brantewein, Wein, Most, wird heimlich genossen. Alle Tage ist auf einem großen Platze mitten in der Stadt Markt, wo alle Arten von Lebensmitteln und Waaren, als Elefantenzähne, Tamarinden, Bisam, Tabak, Goldstaub u. s. w. verkauft werden. Das gewöhnliche auf dem Markt feil gebotene Fleisch, ist von Kameelen, deren Leber und eingesalzene Ribben im ganzen Lande roh gegessen werden. Obgleich Schweinefleisch nicht auf dem Markte verkauft wird, so ist es doch eine

gewöhnliche Speise, nur daß die vornehmen Mohamedaner es ins geheim genießen.

Auf einem andern Marktplatze vor dem königlichen Pallaste, werden Sklaven verkauft. Für zehn Ekus, kann man einen schönen starken Kerl kaufen. Der Preis eines Sklaven ist im Durchschnitt ein Wakea. Sklavinnen gelten bisweilen dreizehn oder vierzehn Wakeas.

Der königliche Pallast ist mit hohen Mauern von Backsteinen, die an der Sonne gedörrt sind, erbaut. Er nimmt einen großen Raum ein und besteht aus einem Stockwerk von Lehm. Von den Zimmern sind viele nicht meublirt; andre ziemlich kostbar mit persischen Fußdecken und die Wände mit solchen Tapeten und Vorhängen von Zitz behangen.

Männer und Weiber haben außer einem langen Hemde von blauem Souratischen Zeuge, Maronti genannt, das vom Halse bis an die Füße geht, keine andre Kleidung. Bei den Weibern ist der ganze Hals bedeckt. Die Männer tragen bisweilen einen Gürtel. Vornehme Weiber tragen ein solches Hemd oder Weste mit langen Ermeln, von Seide oder feinem Kattun, die Haare sind geflochten, und voller Ringe von Silber, Kupfer, Messing, Elfenbein oder gefärbten Glas.

Die Ringe sind an den Locken in Gestalt von Kränzen befestigt. Arme, Füße, Ohren, ja selbst die Nasenlöcher sind mit Ringen behangen, die durch ihre unförmliche Größe lästig werden. Gemeine Weiber sind nur vom Gürtel bis an die Knie bedeckt. An den Füßen tragen die Einwohner Sohlen, die mit Schnüren zugebunden werden, oder auch bei schlechtem Wetter eine Art hölzerner Oberschuhe, die sehr artig mit Muscheln verziert sind. Statt eines Bades lassen sie Mittags bei der größten Hitze einen Eimer Wasser über sich gießen.

Männer und Weiber salben sich täglich mit Kameelfett, worunter Zibeth gemischt ist, welches, ihrer Meinung nach, die Haut glatt macht, und gegen Hautkrankheiten bewahrt. Sie wechseln alle Tage ihre Hemden, und ziehen des Nachts ein andres an, das in Fett getaucht, und die einzige Bedeckung ist. Sie liegen auf einer gegerbten Ochsenhaut, die von den vielen Schmieren kalt und kühl wird, aber auch einen übeln Geruch von sich giebt.

Die Importen sind Gewürz, Papier, Messing, Eisen, Messing- und Eisendrath, Mennige, Sublimat, weißer und gelber Arsenik, kurze Waare, französischer Lavendel, egiptischer Mahaleb, Schwärze, Kohol, die sehr geschätzt wird, womit die Augen und Augenbraunen gefärbt werden, blauer baumwollener

Zeug aus Surate. Manufakturen giebt es hier nicht. Als die Wege noch nicht so unsicher waren, und die Karavanen reisen konnten, wurden viele ostindische Waaren von Gidda nach Sennaar gebracht, und alsdann durch die Negerländer vertrieben. Die Exporten waren Goldstaub, Zibeth, Rhinozeroshörner, Elfenbein, das von den Daveina-Arabern, die große Elefantenjäger sind, nach der Stadt gebracht wird, Straußfedern, vornehmlich Sklaven. Zu Poncets Zeiten war dieser Handel stark, und die Waaren wurden in dem Hafen Suakem am rothen Meer eingeschifft. Ueber diesen Ort geht auch jetzt noch eine Karavane von Sennaar nach Gidda, und mit ihr kehren die Verschnittenen zum Dienste der Moschee in Mekka bestimmten Neger zurück, die Erlaubniß bekommen haben, ihr Vaterland, woraus sie verkauft sind, z. B. Bornů, Tokrur, Tombukto zu besuchen. Die übrigen Karavanen von Soudan, Abissinien, Kahira, welche zu Bruces Zeiten eingegangen waren, sind jetzt wieder regelmäßig im Stande. Von Kahira bis Sennaar rechnet man 600 englische Meilen.

Das Gold von Sennaar wird für das beste in Afrika gehalten, und zu Mocha aufgekauft, um nach Ostindien gebracht zu werden.

Der Boden in und um die Stadt ist nichts weniger als fruchtbar. Die Sterblichkeit unter den Kin-

dern ist so groß, daß die Stadt aussterben würde, wenn nicht aus den südlichen Gegenden neuer Anwachs von Sklaven hereinkäme. Niemals hat ein Weibchen von Lastthieren, Pferden, Mauleseln in oder rund um die Stadt in etlichen Meilen, geboren. Vielleicht rührt dieses von einer schädlichen Ausdünstung um die Stadt her.

Für die Pflanzen ist der Boden desto günstiger, der überflüssige Nahrungsmittel für Menschen und Vieh liefert. Die meisten Felder sind mit Dourra oder Hirsen besäet. Auch baut man Waizen und Reis. Salz wird aus der Erde gezogen, zumal in der Gegend von Halfaia. Das Getreide wird in wohlfeilen Jahren in große Gruben geschüttet, die inwendig mit Lehm ausgefüttert sind, und oben damit zugedeckt werden.

Solcher Gruben, die Matamoren heißen, giebt es sehr viele auf den Ebenen vor Sennaar. Weil die Araber mehr Krieg gegen die Saatfelder, als gegen die Menschen führen, so ist ein solches Kornmagazin, wenn die Felder verwüstet sind, zur Erwehrung des Hungers von großem Nutzen. Denn sobald das Getreide anfängt theuer zu werden, wird es aus diesen Gruben herausgenommen, und in der Stadt und auf dem Lande um einen wohlfeilen Preis verkauft.

Die südliche Gegend von Sennaar, die einen platten fruchtbaren Boden hat, ist der Aufenthalt des Elefanten, Nashorn, Löwen, Tigers, und auch der Fliege Jsaltsalya, die in ganzen Schaaren die Kameele und andres Vieh so gewaltsam sticht, daß sich ihre Führer genöthigt sehen, kurz vor der Regenzeit durch Sennaar nordwärts zu ziehen. Während der Regenzeit bleiben sie in den Sandgegenden, und kehren, sobald der Regen aufgehört hat, nach Süden zurück. Auf ihrem Durchzuge bezahlen sie einen ansehnlichen Tribut an die Regierung. Die Fliege martert nicht weniger den Elefanten und Rhinozeros, doch können diese Thiere sich in keine nördlichere Gegend begeben.

Das Reich wird in drei Stadthalterschaften oder Provinzen getheilt.

1) El Aize wird von dem Flusse Abial durchströmt. Die Hauptstadt el Aize ist eigentlich eine Sammlung von Dörfern, deren jedes eine kleine Insel ist. Die Einwohner sind Fischer und segeln mit ihren Böten, die wie Kanots gebaut sind, die Kataraften auf und ab.

2) Kardofan gegen Westen vom Fluß Abyab, macht die Grenze gegen Darfur. Die Einkünfte bestehen in Sklaven, die aus Tyre und Tegla geholt werden.

3) Fazuklo begrenzt gegen Westen der Fluß el Aize, gegen Osten der Nil, gegen Süden die Berge von Fazuklo, in welchen die großen Katarakten des Nils sind. Gold und Sklaven sind die Einkünfte dieses Landes.

Poncet auf seiner Reise von Sennaar nach Gondar, war 39 Tage unterwegs bis er die Grenze von Habesch erreichte, lag aber 21 Tage von diesen 39 still, so daß er in etwas mehr als 14 Tagen hätte ankommen können. Der Weg gieng durch viele volkreiche Dörfer.

Auf halbem Wege lag Gisim, ein großer Flecken am Ufer des Nils, unter 10 Grad nördlicher Breite.

Der Ort lag mitten in einem Walde, dessen Bäume von den bisher gesehenen sehr verschieden waren. Sie übertreffen unsere größten Eichen an Höhe und sind so dick, daß neun Männer sie nicht umspannen können. Die Blätter sind denen von der Melone ähnlich, und die Frucht, die sehr bitter ist, dem Kürbis. Andre Bäume heißen Ginglang; Deleb, eine Art Palmbaum mit runden traubenmäßigen Früchten, die zwischen der Schaale und dem Kern ein honigähnliches Wesen hat, das sehr balsamisch riecht, und überaus lieblich und süß schmeckt. Tani, gleichsam das Männchen von Deleb. Zu Gisin verkaufen die Reisenden

nach Habesch, ihre Kameele, weil sie auf den Bergen, die nur von Pferden und Mauleseln erstiegen werden können, unnütz sind, und an den Kräutern sich leicht vergiften können. Bei dem Verkauf wird ausgemacht, daß man sie noch bis nach Giranna brauchen wolle, wo sie die Käufer in Empfang nehmen. Fünf Tagereisen hinter Gisim ist das Dorf Deleb, von den großen Alleen der Bäume dieses Namens so genannt. Weiterhin trifft man große Wälder von immer grünen Tamarinden an, sie sind so dicht, daß die Sonnenstralen sie nicht durchdringen können.

Drei Tagereisen nachher ist Serke, eine artige Stadt von 6—700 Häusern, umgeben von Bergen in einem freundlichen Thale. Vor der Stadt ist ein kleiner Bach, der Habesch von Sennaar scheidet.

Bruce beschreibt einen andern Weg von Habesch, der sich von Busbach, Basbach der ersten Stazion Ponzets, zwei Meilen von Sennaar, anfänglich nordwestwärts und dann, südwärts geht. Auf diesem Wege sind zwei Flüsse, die sich in den Nil ergießen, zu passiren, Dender Rahad.

Im Vereinigungspunkte wohnen die Kohala, eine Horde, welche beständig an einem Platze bleibt, und dem Meck, d. i. König oder Fürsten von Sennaar zinsbar ist.

Auf der großen Ebne zwischen dem Nil und Dender, wohnen in vielen Dörfern die Dahera, heidnische Nubier, Soldaten des Mek von Sennaar, von denen ungefähr 12000 in der Nähe von Sennaar sich aufhalten, um die unruhigen Araber im Zaum zu halten. Sie werden gekauft, oder mit Gewalt aus Fazuklo und den südlichen Provinzen Dire und Tepla weggenommen. Sie haben keine hervorstechenden Züge, wollichtes Haar und platte Nasen, wie andre Neger, und reden eine wohlklingende, aber von allen übrigen verschiedene Sprache. In jedem Dorfe sind einige heidnische Priester, die den Soldaten gleich besoldet werden, und die Religionsgebräuche verrichten. Auf das Volk haben sie einen großen Einfluß, das sich vor ihnen fürchtet. Sie sind große Beschwörer und Zauberer. Sie beten den Mond an; wenn sie aus ihren finstern Hütten hervorkommen und bei Erscheinung des Neumondes bezeugen sie ihre Freude durch Bewegung der Hände und Füße. Die Sonne verehren sie nicht. Sie beten einen Baum und einen Stein an, die in ihrem Vaterlande anzutreffen sind. Sie essen gern Schweinefleisch und haben daher große Heerden von Schweinen. Von den Halmen der Doura und Kameeldünger machen sie Oefen unter der Erde, darin die Schweine ganz gebraten werden. Sie kennen weder Stahl noch Feuersteine, um Feuer anzumachen, sondern erhalten es durch Reiben zweier Hölzer aneinander. Sie sind nicht beschnitten, werden

selten Mohamedaner, obgleich ihre Kinder gemeiniglich zu ihnen übertreten. Sie haben den Ruhm, daß sie friedfertig leben, und keine Räubereien und Meutereien anfangen.

Beyla N. B. 13° 12′ 4″ ein Grenzort von Sennaar, an der Westseite des Rahat, der die Grenze zwischen Nubien und Habesch macht.

Schaddli ist eine Sammlung mehrerer Dörfer zwölf Meilen von Sennaar gegen Nordwesten. Hier und in Wed-Abut, vier und zwanzig Meilen nordwärts von Schaddli, giebt es viele Matamoren.

Zwei bergigte Gegenden Djabbl Moia und Djabbl Segud, erheben sich in der weiten Ebene und dienen den Dahira oder Pachtungen von Shadli und Wed-Abut zur Vormauer.

Das Land ist im Besitz einer Negernazion, die vorher an dem westlichen Ufer des Abiad wohnte, und in ihrem Lande Shilluk hieß, im Jahr 1504 in Kanots und Booten über den Fluß setzte, und den arabischen Fürsten Wed-Ageeb zu Gheri zu einem Vergleiche zwang, vermöge dessen er den Siegern die Hälfte des Viehbestandes, und in der Folge die Hälfte des Zuwachses überlassen mußte. In demselben Jahre wurde Sennaar erbaut, die von der Zeit an die

Haupt,

Hauptstadt gewesen ist. Als die Monarchie errichtet wurde, war der König und die ganze Nazion heidnisch. Um den Handel mit Kahira besser treiben zu können, wandten sie sich zur mohamedanischen Religion, und gaben sich den Namen Funge, Ueberwinder.

Der König wird mit der sonderbaren Bedingung auf den Thron gesetzt, daß er gesetzmäßig von seinen Unterthanen, wenn es das Wohl des Staats erfordere und seine Minister entschieden haben, hingerichtet werden kann.

Nach den Gesetzen besteigt der älteste Sohn des Königs den erledigten Thron. Die Prinzessinnen sind von der Regierung ausgeschlossen. Der König hält jeden Tag in der Woche, Wittwochs und Sonnabends ausgenommen, wenn er sich auf seinem Landgute, eine Meile von der Stadt mit Scheibenschießen ergötzt, des Abends aber wieder nach der Stadt kömmt, Früh und Abends geheimen Rath und bemüht sich, seinen Unterthanen Recht zu verschaffen.

Verbrechen werden scharf bestraft. Die Beschuldigten werden vor den Richter gebracht, und wenn dieser ihnen, nach geschehener Untersuchung sie für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt, so wird die Strafe gleich vollzogen.

Der Verbrecher wird rücklings auf den Boden geworfen und mit Stöcken auf die Brust geschlagen, bis er seinen Geist aufgiebt.

Die königliche Familie besteht insgemein aus Schwarzen, und wenn die Mütter Schwarze sind, so wird das Karakteristische der Schwarzen auf die Nachkommen gebracht. Der König heirathet aber oft eine Araberin, und alsdann verliert sich die schwarze Farbe des Vaters und die Kinder bekommen die Weise der Mutter.

Der König, den wir unsre Aufwartung machten, war in eine lange türkische seidne Weste mit Gold gestickt, gekleidet, und mit einem Stück sehr feinem Kattun umgürtet. Auf dem Kopfe trug er einen weißen Turban. Die Minister, die um ihn standen, waren fast eben so gekleidet. Unter ihnen führte der erste, der am Eingange des Saals stand, das Wort, und antwortete uns im Namen des Königs, die, ehe wir zur Audienz gelassen wurden, die Schuhe ausziehen mußten; ein Zeremoniel, das auch die Einheimischen beobachteten.

Mit nicht so vielem königlichen Anstande erschien ein andrer Regent, den wir zu wiederholten Malen gesprochen haben. Er saß nackend, nur daß er verschiedene Tücher um seine Kniee liegen hatte. Ein Be-

dienter rieb ihn über den ganzen Leib mit Elefantenfett, das ihn stark machen und die Haut glatt erhalten sollte. Er ließ sich in einem andern Zimmer mit kaltem Wasser begießen, und wurde, als er zurückkam, mit einer süßen Salbe, worin viel Zibeth war, gesalbt.

Der König ist verbunden, einmal während seiner Regierung, ein Stück Feld zu pflügen und zu besäen.

Wenn der König nach seinem Landhause reist, so reiten vor dem Zuge drei bis vier hundert Reiter auf schönen Pferden voran. Dann erscheint der König, umgeben von vielen Bedienten zu Fuß und von Soldaten, die mit lauter Stimme Loblieder auf ihn singen und dabei auf einer kleiner Trommel spielen.

Unter die Soldaten mischen sich Frauenzimmer, die Körbe von Stroh zierlich geflochten auf dem Kopfe tragen. In diesen Körben sind kupferne verzinnte Schüsseln, mit Obst und schön zugerichteten Fleischspeisen angefüllt. Die Schüsseln werden dem Könige aufgetragen und nachher unter sein Gefolge vertheilt.

Im Harem, in welches ich als Arzt geführt wurde, sah ich funfzig bis sechzig Weiber, sämmtlich Negerinnen, stark und groß gebildet mit blauen baumwollenen Hemden begleitet, die sie in meiner Gegen-

wart bisweilen ganz bei Seite legten. Als sie meine weiße Haut an den entblößten Schultern und Brüsten sahen, fiengen sie an zu schreien, und gaben durch ihr Mißfallen zu erkennen, daß sie sie für eine Krankheit hielten.

Die Favoritin war sechs Fuß lang und von einer ungeheuren Dicke. Ihre Gesichtszüge glichen denen einer Negerin. Ein goldner Ring durch die Unterlippe, zog diese so sehr herunter, daß sie das Kinn wie ein Lappen bedeckte, und ihre kleinen, aber sehr schöne Zähne zeigte.

Die großen Ohren wurden durch die darin hängenden Ringe bis an die Schultern gezogen. An dem goldenen Halsband, von verschiedenen Reihen, hiengen Zechinen, die durchstochen waren, um die Füße waren goldne Ketten von beträchtlicher Größe gelegt.

Die andern Frauenzimmer waren fast auf dieselbe Art gekleidet.

Die unmittelbar um die Hauptstadt liegende Kriegsmacht, besteht aus 14000 Nubiern, die nackend fechten und blos mit einem kurzen Spies und rundem Schild bewaffnet sind.

Diese scheinen schlechte Truppen zu seyn. Wichtiger ist die Reiterei von achtzehnhundert Negersklaven auf schwarzen Pferden, mit Panzer und einem breiten Säbel. Solche schwere Pferde und starke Reiter wird man selteu antreffen.

Die vielen Araber, welche dicht bei der Stadt wohnen, bezahlen einen Tribut an den König und die vornehmsten Gliedee der Regierung; wofür sie geschützt werden, aber zur Beschützung des Staats dienen. Sie bringen Lebensmittel nach der Stadt. und genießen die Vortheile des Handels.

Fünftes Kapitel.

Reise nach Habbesch.

Der arabische Name Habbesch, woraus Abassia Abessinien herkömmt, wird von den Eingebornen als schimpflich verworfen, die ihr Land das Königreich Ethiopien und sich Ethiopier nennen. Noch genauer nennen sie es Gez oder das Land Aggazzi oder Agazjan. Im sechzehuten Jahrhundert, da die Erdkunde von Afrika noch sehr unvollkommen in Europa war, nannte man es bisweilen Indien, und die Einner Indier, wie z. B. Damianus von Goes, ein portugiesischer Edelmann, in seiner Legatio magni Indorum imperatoris Presbyteri Johannis ad Emanuelem Lusitaniae regem 1513. Antverp. 1532, der aber doch im Buch den Namen der Ebbessiner gebraucht, und in seinen nachherigen Schriften des Namens Indien enthalten hat. Die unbestimmten Begriffe, die man von den Seen und Ländern hatte, welche gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung entdeckt wurden, waren Ursache, daß der Name Indien in einer so ungeheuer weiten Ausdehnung und mit einer, jetzt

jeden Anfänger in der Erdkunde vermeidlichen Verwirrung gebraucht wurden. Eben diese veranlaßten auch die Benennung Priester Johannis Land. Marko Paolo hatte in seineu Reisen durch Mittelasien der Provinz Tenduk, die einem Nachkommen des Prete Giami, Presbiteri Johannis, der König und Priester, und ein Krist wäre und kristliche Unterthanen hätte, unterworfen seyn, erwähnt. Die Portugiesen suchten im funfzehnten Jahrhundert die Länder zu entdecken, die dieser Venezianer zwei hundert Jahre vorher durchwandert, oder beschrieben hatte. Johannes der zweite, König von Portugall, schickte zwei, der arabischen Sprache kundige Männer, aus Portugall gebürtig Peter Kovllian, und Alfons Payfa auf Entdeckungsreisen.

Sie hatten den besondern Auftrag, den gedachten kristlichen König aufzusuchen, und er schmeichelte sich, mit ihm leicht ein Bündniß schließen zu können.

Sie reisten beide über Egipten nach Indien auf verschiedenen Wegen. Peter, der in Indien sich vergebens nach diesem kristlichen Könige erkundigt hatte, hörte auf seiner Rückreise in den Häfen des rothen Meeres viel von einem mächtigen kristlichen Könige in Habbesch, der über kristliche Unterthanen regierte. Von hier schrieb er, daß es ihm gelungen wäre, den Priester Johannes aufzufinden, und er begab sich selbst

an seinen Hof. Die Portugiesen glaubten seiner Nachricht, und nun wurde in ganz Europa ausgesprengt, daß man das Land des Priester Johannes entdeckt hätte. Bald wurde man den Irrthum gewahr. Indessen hatte doch Habbesch und der König in diesem Lande einen Namen erhalten, der ihm lange geblieben ist, und noch hie und da gebraucht wird.

Ueber die Ableitung des Namens haben die Europäer viele Muthmaßungen geäußert. Jene treffen es am ungeschicktesten, und werden durch die Geschichte widerlegt, die ihn aus dem Habbesinischen Jan; Koi (mein König) ableiten, womit die Unterthanen ihre Bittschrift an den König abzugeben pflegen, und dabei muthmaßen, daß die Franzosen, die auf ihren Reisen nach dem Orient mit Abissiniern in Bekanntschaft gekommen sind, von dem Könige gehört haben werden, den diese Jan nannten, und um ihn mehrere Achtung zu erwerben, für einen Priester ausgeben.

Daraus sey bei den Franzosen Pretre Jean entstanden, welches andre Nazionen Sacerdos oder Presbiter Johannes übersetzt haben. Lobo hat diese Ableitung, die Bruce der Ehre werth halten konnte, sie von ihm zu entlehnen. Der Name war lange vorher in Europa bekannt, ehe einer aus diesem Welttheile nach Habbesch gekommen war. Man hatte ihn

nemlich aus vam-Fahn oder-ongh-Fahn, einem tatarischen Prinzen, der ein nestorianischer Krist war, gemacht.

Habbesch liegt in der heißen Zone, und zwar in der nördlichen Hälfte derselben zwischen dem 8ten und 9ten Grad der Breite.

Gegen Westen von Dembea sind auf der Bruçeschen Karte noch Provinzen, die dieses Land um einen, wo nicht gar zwei Grade gegen Westen ausdehnen. Der Flächeninhalt nach Abzug des Raums, der dem vollkommenen Quadrate fehlt, beträgt 15700 Quadratmeilen. Ein Reich, welches die meisten in Europa an Größe übertrifft.

Gegen Norden gränzt es an Sennaar, gegen Westen an die Arme des Nils, gegen Süden an Gingiro und andre Negerstämme.

Gegen Westen und Nordwesten an die Küsten des rothen Meeres, die in den Händen der Türken ist.

Da Habbesch ganz im heißen Erdgürtel liegt, so unterscheidet es sich von den Ländern im gemäßigten Erdgütel durch die an jenen bemerkten Eigenheiten. Das Land ist sehr heiß. An der flachen Küste ist die Hitze unausstehlich; so bald man die Berge erstiegen

hat, fängt sie an erträglicher zu werden. Wegen der hohen Lage und der großen Waldungen ist die Hitze in vielen Gegenden kaum so groß, als in Portugall. Das Thermometer stand am niedrigsten auf den 54sten Grad, und war gemeiniglich zwischen 60 und 80, sehr selten 80 und darüber, und nur einmal in Agris war es 91 Grad.

Die Hitze ist also nicht so groß als in Senagambien, wo sie selten tiefer als 64 Grade fällt, und die mittlere Hitze 80 Grade ist, noch viel weniger so groß als in Sennegal, wo die Luft im Schatten fast immer auf 94 erhitzt ist. Von diesen Angaben in Bruces Anhange, weichen die im Buche selbst bisweilen ab, denen zufolge Ras-al-Fel das heißeste Land ist, wo das Thermometer im Schatten auf 114 Grade stieg. Es liegt der Karte nach fast unter dem 13ten Grade nördlicher Breite. Die Gegend scheint auch wenig gebirgigt und waldig zu seyn. Die Empfindung, welche die Hitze hier und andrer Orten an den Körpern der Reisenden verursachte, war der Höhe des Thermometers nicht allemal angemessen; die Luft war vielmehr kühl. Eine Beobachtung, die mit andern Erfahrungen übereinkömmt.

In den hohen Gebirgsgegenden, z. B. in der Provinz Samm, ist die Kälte den Einwohnern beschwerlicher, als die Hitze, doch sind nirgends die

Berge mit Schnee bedeckt. Schnee hat man nirgends gesehen, als auf dem Berge Samm im Königreiche Tigre, und auf dem Berge Namerah im Königreiche Gojan. Wann es aber hier schnelet, so ist es so wenig, daß kaum der Fuß des Berges davon benetzt wird.

Ponçet hörte auf seiner Reise durch die Provinz Ogerra, wo wegen der hohen Berge die Hitze nicht so heftig war, daß es daselbst zu einer gewissen Zeit im Jahre Eis gebe, doch will er die Erzählung nicht verbürgen.

Die periodischen Regen, welche hier wie allenthalben unter diesem Himmelsstriche fallen, sind schon von dem ersten Reisenden Alvarez bemerkt.

Die Regenzeit wird der Winter, und die trockne Jahrszeit der Sommer genannt, weil man alsdann zu erndten pflegt. Der eigentliche Winter fängt mit der Mitte des Junius an, und dauert bis Anfang Septembers. Von dieser Zeit an regnet es alle Tage mehr oder weniger.

Des Morgens scheint die Sonne und die Witterung ist ziemlich angenehm. Bald Nachmittag aber umwölkt sich der Himmel, und alle Dünste der Nacht und des Vormittags ziehen sich zusammen. Gegen

zwei Uhr entsteht ein fürchterliches Gewitter mit Donner und Blitz; und der Regen fällt drei oder vier Stunden lang in heftigen Strömen herunter.

Während dieser Zeit kann niemand auf dem Felde bleiben. Die Bauern spannen ihre Ochsen aus und begeben sich zu Hause. Die Reisenden flüchten in die benachbarten Dörfer oder setzen sich unter ihre Zelte. Alles, vornemlich die Weiber, bringt diese Zeit mit Lustbarkeiten zu.

Die Thäler werden durch große reißende Ströme getheilt, jeder Hohlweg wird zum Bache, und die Thäler zwischen den Hügeln so morastig, daß kein Pferd darin fortkommen kann.

Da das Wasser tief und heftig ist und seinen Lauf oft verändert, so kann man nicht zu Fuß passiren.

In dieser und auch nur in dieser Jahrszeit kann ein jeder sicher in seinem Hause schlafen.

Die Regen sind bisweilen mit Hagel begleitet. Die Gewitter sind fürchterlich, anhaltend, und erschlagen viele Menschen.

Wenn das Gewitter vorüber ist, so erscheint die Sonne so glänzend wie vor, und wenn die Wasser

nicht so heftig dahin stürzten, so würde man kaum glauben, daß es geregnet habe.

Der Regen beginnt schon zu Anfange des Mai, oder noch genauer im April, so daß die Regenzeit ein halbes Jahr dauert.

Die ersten drei Monate sind die Tage schön und heiter; so bald die Sonne untergegangen ist, regnet es bis zu ihrem Wiederaufgange mit Donner und Blitz. Die Regen hören den 8ten September auf. Gegen Ende October stellen sich andre ein, welche ohngefähr 3 Wochen mäßig anhalten und den 8ten November aufhören. Im Dezember und Januar ist der Himmel, der vorher mit Wolken bedeckt war, wies der heiter.

Die Berge, welche nicht weit von dem rothen Meere von Norden nach Süden laufen, und auf der Bruceschen Karte Mountains dividing the seasons heisen, trennen die Jahrszeiten und verursachen an der einen Seite den Sommer, wenn an der andern Regen und Kälte herrschen. Wenn also der Regen jenseit der Berge in dem eigentlichen Habbesch fällt, so ist Sommer oder trockne Witterung an der Küste des rothen Meeres, und wenn in Habbesch die trockne Jahrszeit oder Sommer ist, so regiert an der Küste und auf dem Ozean der Winter oder die Regenzeit.

An der Ostseite oder nach dem Meere zu dauert die Regenzeit vom October bis April, und auf der abessinischen oder Westseite vom Mai bis October. Die tropischen Regen haben nordwärts unter dem 16ten Grade der Breite ein Ende, welches durch eine Linie auf der Bruceschen Karte angezeigt ist. Alvarez bemerkt daher, daß, als er von Osten gegen Westen reiste, er in Dobba plötzlich aus dem Winter in den Sommer versetzt wurde. Nacht und Tag sind fast von gleicher Länge. Abend und Morgendämmerung giebt es nicht. Gleich nach Sonnenuntergange ist es Nacht, und die Sterne erscheinen, wenn kein Mond da ist. Die Winde in dem innern Lande sind heftig, hauptsächiich zur Regenzeit. Sogenannte Wasserhosen sind nicht ungewöhnlich und heisen Sendo, was in amharischer Sprache so viel als Schlange bedeutet.

Durch die Regen wird die Luft sehr ungesund, und erzeigt viele Krankheiten. Sie herrschen während dieser ganzen Jahrszeit, vorzüglich gegen Ende des September und im October. Die Wasser, welche in den Thälern und Schlünden stehen bleiben, verderben die Luft. Die Krankheiten stellen sich nach Ende des Regens gemeiniglich unter den Einwohnern auf dem platten Lande ein. Mit dem Anfange des Novembers hören alle epidemische Krankheiten auf. Die auf dem Regen unmittelbar folgende Tageshitze, welche mit sehr kalten Nächten abwechselt, die dünne Bekleidung der

Einwohner bei Tage sowohl als bei Nacht, der beständige Gebrauch des stehenden faulenden Wassers, und das Salz, womit der Boden geschwängert ist, verursacht nicht minder eine Menge Krankheiten. Unter diesen sind bösartige Fieber, Dissenterien, anlaufender Mandeln am Halse und unter den Armen, Beulen über den ganzen Leib, der Guinea Wurm, Elefantiasis, welche in den höhern und kältern Gegenden von Habbesch ihren Sitz hat.

Alvarez fand hier viele Blinde, Lahme und che hanno il mal di San Lazaro. Zu Anfang des Octobers, also nicht gar lange nach der Regenzeit, traf er in einer ebenen Gegend viele Kranke an, die das Fieber hatten.

Habbesch ist ein sehr hohes gebirgiges Land; darin kommen auch alle frühern Reisenden mit mir überein.

So bald man zwei Tagereisen vom rothen Meere entfernt ist, sind schon die Berge von Tigre zu ersteigen. Die Berge erstrecken sich von hieraus gegen Süden und Westen bis an den Nil. Alle Provinzen sind damit angefüllt, nur Dembea ausgenommen, das ein flaches, ebnes Land ist. Die Berge sind übrigens steil, rauh, und an ihren Seiten jähe, unabsehbare Abgründe. Schon in der Ferne erregen sie Grauen in

des Wandrers Seele. Nicht ohne Furcht und Zittern erklimmt er sie. Die Alpen und Pirenäen und portugiesischen Gebirge kommen ihnen an Höhe nicht gleich.

Die hohen Felsen, die sich bisweilen plötzlich auf einer Ebene erheben, haben eine auffallende Gestalt, und schienen in der Ferne spitze Thürme, oder Piramiden, oder viereckigte Schlösser zu seyn. Will man sie erklimmen, so muß man Leitern an den Felsen anlegen, oder sich von denen, die oben sind, mit Stricken in die Höhe ziehen lassen, oder auf Händen und Füßen hinan klimmen. Andre sind oben so breit als unten, und man sollte sie für eine Mauer oder Erdmassen, die von Menschenhänden in diese Form gehauen wären, ansehen. Einige davon sind mit Bäumen bewachsen, andre kahl.

Habbesch ist mehrmals die Schweiz des heißen Erdgürtels genannt worden. Es verdient diesen Namen wegen der vielen und hohen Berge, der Fruchtbarkeit des Landes, der reinen Luft; auch weil sie wie die Schweiz der Behälter vieler Flüsse ist, die hier entspringen. Die Quellen des Nils sind in Habbesch.

In dem Gebirge Tontua, des Landes, welches den Agores gehört, entspringt der Nil, und zwar in einer überaus angenehmen Gegend.

Er hat eigentlich zwei Quellen, die man Augen nennt, jede ist so groß als ein Kutschenrad und 20 Schritte von einander. Die heidnischen Einwohner verehren die größte Quelle als einen Götzen. Die beiden Quellen entspringen auf einem kleinen Felde, das mit grünem und dickem Gebüsche bedeckt ist; Reisende, vorzüglich Reiter, können sich durch den hohlen Schall des Bodens leicht überzeugen, daß er in Wasser stehe.

Das Wasser aus der größten Quelle läuft etwas mehr als hundert Schritte unter dem Boden; wo es wieder zum Vorschein kömmt, bildet es einen kleinen Bach, der aber bald durch andre Quellen, die hierin ihr Wasser ausschütten, größer wird. Drei Tagereisen vom Ursprunge ist der Fluß schon tief genug für Fahrzeuge, und so breit, daß kaum ein Stein darüber geworfen werden kann.

Etwas mehr als hundert Schritte von diesem Platze drängt sich der Fluß zwischen Felsen, daß man darüber gehen kann, ohne den Fuß naß zu machen. Man muß nemlich von einem Felsen zum andern springen. Reisende, die aus Dambea nach Gojama gehen, wählen diesen Weg, weil die Ueberfahrt in Booten, die von großen dicken Matten gemacht sind, gefährlich ist.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Von hier an krümmt sich der Nil und macht beinahe einen halben Zirkel. Zwei Tagereisen hiervon fällt er bei einer Landspitze in einen See frischen Wassers, den die Eingebohrnen Dembocha nennen. Der Strom geht so reisend durch den See, daß er das Wasser und den Schlamm trennt, bis er an der andern Seite seinen Ausweg findet. Er wird ohngefähr eine Meile lang in diesem See aufgehalten.

Wenn er diesen verläßt, so nimmt er einen weiten zirkelförmigen Lauf, worin das Königreich Gomaja, so groß wie Portugall, und ein großer Theil von Tamode eingeschlossen wird. Durch diesen Umlauf kömmt der Nil bis auf weniger als zwei Tagereisen wieder zu seinem Urquell, geht alsdann Südost, und fließt durch viele Königreiche und Provinzen nach Egipten.

Auf dem Wege sind verschiedene Stellen Katarakten, wo das Wasser mit seiner ganzen Gewalt herabstürzt und ein großes Geräusch macht.

Bei der ersten und zweiten Katarakte stürzt das Wasser von einem hohen und rauhen Felsen mit seiner ganzen Masse in einen weiten und tiefen Abgrund. Den Lärm davon hört man in einer Entfernung von drei französischen Meilen, und der Schaum des Wassers wird eben so weit gesehen. Das Wasser fällt mit

großer Gewalt in einem Bogen herunter, und läßt einen weiten Weg, über den man ohne naß zu werden gehen kann.

In dem Felsen sind Sitze ausgehauen, wo man sich niedersetzen, und den schönsten Regenbogen, den die im Wasser gebrochenen Sonnenstrahlen bilden, erblicken kann.

Vor der Ankunft der Jesuiten war in ganz Habbesch keine Brücke. Die erste wurde in der Provinz Amara gemacht, wo zwischen zwei hohen Felsen eine enge uud gefährliche Passage war. Der Nil hatte hier einen tiefen und heftigen Lauf. Die da über setzten, liefen große Gefahr und viele kamen darin um. Dem König wurde erzählt, daß eine Brücke diesem Uebel abhelfen könnte. Weil aber die Einwohner keinen Begriff von einer Brücke und keine Leute hatten, die eine bauen konnten, so wurde einer von den beiden Steinhauern, welche die Jesuiten aus Indien hatten kommen lassen, um Kirchen in Habbesch zu bauen, zu diesem Werke empfohlen, und er brachte diese erste Brücke von schöner Bauart und großer Bequemlichkeit für die Reisenden zu Stande. Ich habe sie nicht gesehen, und zweifle, daß sie jemals existirte, wie so viele jesuitische Vorgeben aus fernen Landen.

Der durch so viele kleine und große Flüsse anschwellende Nil fließt nun außer dem ganzen Habbesch, und nimmt unter den 17°. 45′ nördlicher Breite den Takatze auf, der jetzt Akbara (der Assaboras der Alten) heißt, und ebenfalls in Habbesch entspringt. Eine Menge von Bächen und kleinen Flüssen, die um den 13ten Grad entspringen, laufen, ehe sie zum 15ten Grad kommen, in einen Fluß zusammen, der bis an seine Ergiesung in den Nil Takatze oder Akbara heist.

Er ist nach dem Nil der größte Fluß in Oberhabbesch, einer der angenehmsten Flüsse in der Welt, wird von schönen hohen Bäumen beschattet, und zu beiden Seiten stehen Gebüsche, die keinem Garten an lieblichen Geruch etwas nachgeben. Der Strom ist klar, das Wasser vortrefflich und voll guter Fische. An den tiefsten Stellen trifft man Krokodille, Nilpferde und große und gefährliche Eidexen, die in ihrem Schwanze so viel Stärke haben, daß sie den Arm oder das Bein eines Menschen leicht zerbrechen können.

Noch sind einige Steppenflüsse, d. i. solche, die sich im Sande verlieren, zu bemerken.

Der eine in Süden, Habbasch genannt, entspringt an den Grenzen von Saba und Wada

läuft in das Königreich Adel, verliert sich aber, ehe er den Ozean erreicht, in den Sandfeldern.

In derselben Richtung mit Habbasch, zwei Grade weiter nördlich, ist der Hanazo. Der dritte, Mareb, gegen Norden, entspringt in Tigre, nicht weit von Kremona, fließt um einen großen Theil der Provinz, verbirgt sich darauf unter der Erde 8 oder 10 Palmen tief, kömmt aber nachher wieder zum Vorschein, und erreicht sein Ende in den Feldern von Deguin. Er hat verschiedene Arme, die in einen Fluß zusammen kommen. Einer von diesen ist Angunah, ein ansehnlicher Fluß. Der Markb scheidet die Provinzen Tigre und Baharnagasch, ist breit, tief und sanft. Er wird nebst dem Bowiha Takazze und Nil zu den vier Hauptflüssen des Landes gezählt, scheint aber doch wie der Bowiha diese Ehre nicht zu verdienen. Die fast unzählbaren Flüsse in Habbesch, die von dem 8ten Grad und weiter nördlich entspringen, haben sich insgesamt vor dem 18ten Grad gegen Norden in einem großen, dem majestätischen Nil vereinigt. Keiner fällt in den Ozean, oder geht in seinem Laufe gegen Westen oder Süden außer den Grenzen von Habbesch.

Der inländische See Izana oder See von Dambea liegt im 13ten Grade nördlicher Breite, keine drei Tagereisen von Gondar, 4 oder 5 vom

Ursprunge des Nils. Er hat viele Inseln, die mehrentheils von Mönchen bewohnt werden.

In ihr fliesen viele Bäche und Flüsse von den benachbarten Bergen und Feldern. Die Länge dieses Sees ist 49 Meilen von Norden nach Süden. Seine Breite nimmt an vielen Stellen ab und ist von 35 Meilen zu zehn. In der trocknen Jahrszeit nimmt der See im Umfange sehr ab. Wenn aber in der Regenzeit die ihn umgebenden Flüsse ihr Wasser in ihm ergossen haben, so tritt er aus, und nimmt einen großen Flächenraum ein. Zwar hat er Fische von allen Gattungen in Menge, aber nicht so viele Krokodille, als der Nil. Nilpferde sind so häufig, daß sie das Land verwüsten würden, wenn nicht die Einwohner Jagd auf sie machten, die das Fleisch essen, und die Haut zum Ueberziehen der Schilde, Sätteln u. s. w. gebrauchen.

Die Habbesiner erzählten mir, auf dem See seyen 45 bewohnte Inseln. Ich glaubte ihnen nicht, sondern sagte, ich könne es ohnmöglich glauben; und sie konnten eben so wenig begreifen, warum ich in ihre Angabe Zweifel setze.

Die Thiere vermehren sich hier in großer Menge und erreichen eine ungewöhnliche Größe. Das Rindvieh, das ich sah, erregte in mir Erstaunen. Die

Hörner sind so dick und lang, daß sie ein, oder wohl fünf bis sechs Maas Flüßigkeiten enthalten können.

Viele Leute leben blos von der Hornviehzucht. Sie treiben ihr Vieh auf die Berge, wenn es regnet, und in der trocknen Jahrszeit in die Ebenen.

Pferde sind von einer edeln und starken Race. So groß wie die andalusischen, voll Feuer und Leben, und doch leicht zu regieren. Man reitet sie nur in Wetten und Rennen. Zum Ziehen und Lastragen braucht man sie nicht. Die Berge hinan werden sie von Führern, die zu Fuß oder auf Mauleseln sitzen, geführt, ihre Füße sind nicht mit Eisen beschlagen. Das Haar ist von mancherlei Farben, wie bei uns. Schwarze Pferde sind die gewöhnlichsten.

Die Maulthiere gehören zu den nützlichsten in Habbesch; sie treten auf dem steilen und felsigten Boden am sichersten, machen die weitesten Reisen, und tragen Menschen und andre Lasten.

Der Kameele, weil diese die steilen Berge nicht erklimmen können, bedient man sich nur in flachen Gegenden.

Kein angebautes und wohlbevölkertes Land in der Welt hat so viel wilde Thiere, als Habbesch. Die

Elefanten gehen in flachen und waldigen Gegenden heerdenweise herum. Ich sah mehrmals ihrer Hundert beisammen. Den Bäumen, Sträuchen und allen Arten von Gewächsen fügen sie großen Schaden zu. Zum Glücke des Landes hat die Natur es mit einem Baume von der Höhe und Größe eines Kirschbaums versehen, dessen Holz so zart und weich ist, daß sie es bis anf die Wurzel verzehren können. Außer Elefanten sah ich Panther, Unzen, Tiger, Löwen, Hiänen, Dachse, Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, Gemsen, Wölfe, Luchse, wilde Schweine, oft 50 bei einander, und viele andere theils bekannte, theils in Europa unbekannte, auch Affen, die in Haufen von nicht weniger als zwei bis dreihundert beisammen wareu, und sich sonderlich in Höhlen aufhalten, die sie ganz durchgraben hatten. Wenn die wilden Thiere nicht viele Affen zerrissen, so würden sich diese Feinde der Gärten auf eine unbeschreibliche Art vermahnen; sie marschiren wie ein Bataillon Infanterie. Einige Vorläufer müssen die Gegend rekognosziren. Dabei sind sie so still, daß wenn die kleinern einiges Geräusch machen, sie von den Eltern Ohrfeigen bekommen.

Wenn sie einen Garten anfallen, so werden auf den Anhöhen Wachten ausgestellt, die durch ein Geschrei die Annäherung wilder Thiere oder anderer Feinde ankündigen. Bären und Kaninchen habe ich nicht gesehen.

Zu den Thieren des Landes rechne ich noch die Giratten, den Zebra, die aus den, außer Habbesch liegenden Waldungen gebracht werden, und oft unter den von habbesinischen Königen gemachten Geschenken vorkommen.

Eines der grimmigsten Thiere dieser Gegend ist die auch schon in unsern Naturgeschichten verrufene Hiäne.

Die Schaafe sind groß und durchgängig schwarz, wenigstens in der Provinz Tigre; statt der Wolle haben sie Haare, wie alle Schaafe innerhalb den Wendezirkeln.

Die Ziegen sind sehr groß, aber nicht sehr rauhhaarig, haben auch kein langes Haar. Eine gewisse Gattung davon heißt Azajam. Die Büffel sind hier nicht unter die zahmen, sondern die wilden Thiere zu zählen. Sie liegen unter den schattigsten Bäumen in der Nähe von großen Wasserpfützen, und schlafen den Tag über. Sie fallen Reisende und Jäger an.

Unter den wilden Thieren giebt es eine erstaunliche Menge aus dem Geschlecht der Gazellen oder Antelopen. Von Hunden und Füchsen sah ich wenige Spielarten. Eine Gattung letzterer ist von glänzender gokdgelber Farbe. Zum Rothwild gehören die soge-

nannten Bohours. Das wilde Schwein ist kleiner und hat weichere Borsten, als das in Egipten, übrigens ist es davon nicht unterschieden. Ueber die von ihm angerichteten Verwüstungen werden Klagen geführt. Der Elefant, Rhinozeros und Giraffe wohnen in den heißen Gegenden findet man weder Löwen und Leoparden, noch Parther. Um Tcherkin, gegen Norden von Gondar, giebt es eine große Menge von allerhand Wild.

Die mehrsten europäischen Vögel traf ich auch in Habbesch, vorzüglich viele Rebhühner. Adler und Geier giebt es ebenfalls in Menge, welche den Feldern vielen Schaden thun, mehr aber noch das Land von der Menge Ratten, Affen und Schlangen befreien.

Die Eidechsen sind sehr groß. Eine Art davon Angee genannt, ist sehr häßlich, und hat, wie ich schon erzählte, eine solche Gewalt in ihrem Schwanze, daß sie damit einen Arm oder Bein abschlagen kann.

Die Schlangen sind in Habbesch so häufig, daß sich die Fußgänger mit krummen Stäben gegen sie versehen.

Unter den Fischen ist der Zitterroche (torpedo) bekannt. Unter den Insekten sind die großen verheerenden Heuschrecken merkwürdig, und schon von vielen

Reisenden im Orient beschrieben. Sie kommen aus der Wüste in einer so ungeheuern Menge, daß sie im Fluge, gleich einer schwarzen Wetterwolke, die Sonne verhüllen. Sie bedecken das ganze Land, verzehren alles bis auf die Wurzel, und lassen keine Hoffnung zur Erndte zurück. Wenn sie fressen, giebt es ein Getön, als foliragire eine Armee von Reitern. Sie erscheinen gewöhnlich im November. Der Sturmwind jagt viele ins rothe Meer, wo sie Millionenweis ers saufen.

Habbesch ist sehr fruchtbar. Die in Europa bekannten Getreidearten Weitzen, Gerste, Hirse, in der Landessprache Zamburro, wachsen hier. Außer dem hat sie eine ganz eigne Art, Tef, kleiner und feiner als Senf; woraus Brodt gemacht wird. Erbsen, Bohnen, Linsen, Knoblauch, Zwiebeln, Kohl und allerlei Küchengewächs, und giebt es in großer Menge; Limonien, Pommeranzen, Zitronen, Pfirschen, Weintrauben, mancherlei Arten Feigen, Pisangs giebt es ebenfalls in Menge. Unter den vielea in der Materia Medika nützlichen Kräutern, ist Assazoe eins der vornehmsten, das als vortreffliches Mittel gegen den Schlangenbiß berühmt ist. Zucker giebt es im Ueberfluß. Der Pisang (Musa paradisiaca), wächst ebenfals hier. Habbesch ist mit Waldungen bedeckt, die bisweilen bis an die Gipfel der Berge reichen; Granaten, Jasmin, Orangen, Zitronen und andere Bäu-

me mit sehr schönen Blüten, die einen balsamischen Geruch von sich hauchen. Eine Art davon trägt Rosen, deren Geruch weit würziger als der unsrigen ist. Aloe, Mirrhen, Kassia, Tararinden und Kaffe, könnte man mit Leichtigkeit von hier aus beziehen. Unter den Bäumen, welche dem Lande eigenthümlich angehören, ist der Enfete, dem Pisang nicht unähnlich, zwei Ellen dick. Er hat so große Blätter, daß zwei davon hinreichen, einen Menschen vorn und hinten zu bedecken. Man benutzt ihn verschiedentlich, vorzüglich zur Speise. Wenn man ihn eine Handbreit von der Erde abschneidet, und verschiedene Einschnitte darin macht, so kommen vier oder fünf Sprößlinge hervor, die, weun sie verpflanzt werden, beträchtliche Bäume werden.

Die Blumenflur steht mit der übrigen Pracht des Pflanzenreichs in gleichem Verhältniß. Auf Wiesen und Feldern blühen Tulpen, Ranunkeln, Nelken, Lilien, weiße und rothe Rosen, und viele andre Arten von Bäumen und Kräutern, zu denen unser System noch nicht Namen genug hat. An den Ufern der Flüsse wachsen beständig Lilien, Jonquillen, Tulpen, und unendlich viele Blumen, die ich mich nie erinuere sonst wo gesehen zu haben.

Die Grasart Girgir oder Geshe el Akibe, ist eine Entdeckung die Bruce in der Botanik gemacht zu

haben glaubte, doch kannten sie Blumenbach und Gmelin schon vorher, und behaupteten, sie sey das längst bekannte Andropogon, und, wie Gmelin hinzusetzt: Distacium, oder das zweijährige Bartgras.

Die Kantufta, ein Dornstrauch, wächst buschartig mit einer Menge kleiner Zweige, die gleich aus der Erde hervorsprossen, und erreicht gemeiniglich eine Höhe von 8 Fuß. Farek oder Brauhinia acuminata. Der Baum Kuara wächst im südlichen und südwestlichen Theile von Habbesch, und hat eine rothe Bohne zur Frucht, und wird von Blumenbach für eine Gattung des Erythrynageschlechts gehalten, die den beiden bekannten Gattnngen desselben coralidendron und picta am nächsten kömmt. Gmelin trägt kein Bedenken, sie für die Erythrina picta zu erklären. Der Baum Walkufta wächst in dem heißesten Theil von Habbesch, und scheint Gmelin eine ganz gemeine Gattung aus der Klasse der Monadephien zu seyn. Von den Mioog-inoos, einem Strauche, der in dem größten Theile von Habbesch wohnt, brachte Bruce Saamen nach Europa, der in allen Gärten aufgegangen ist, und nicht nur Blüten, sondern auch Früchte getragen hat. Die Wurzel enthält ein gutes Mittel gegen Dysenterien, die in diesem Lande häufig und heftig sinnd.

Der Kussobaum wächst im Hochlande von Habbesch, einer der schönsten und nützlichsten Bäume. Zwei Kannen Buza oder von Teft gemachtes Bier auf eine Handvoll Blüten gegossen, giebt ein Getränk, giebt ein Getränk, wovon die Würmer aus dem Körper getrieben werden, und dessen sich die Habbeschiner öfter bedienen.

Die Flüsse führen Gold bei sich, das mit leichter Mühe, vornehmlich in Enarea und Damole gewonnen wird. In Enarea oder Naria sind Goldminen, aus denen man das Gold mit leichter Mühe sammelt, welches nach Sofola und Guinea kömmt. Sie sind nicht tief, wie in andern Ländern, ungefähr wie unsre Steinbrüche. Wenn in Damote die Regen erwartet werden, wird die Erde umgearbeitet und klein gemacht, damit das Wasser sie desto leichter abwaschen, und das Gold zum Vorschein komme. Man pflegt es auch hier und in Tygre bei Mondenschein, wenn es durch seinen Schimmer sich leichter zu erkennen giebt, zu suchen, und man behauptet auch, daß das meiste zur Nachtzeit gefunden wird. Man verfährt auch auf diese Weise um Axuma. Wann die Gewitter mit starken Regengüssen sich einstellen, so laufen Männer und Weiber, Jungen und Mädchen auf das Feld, um das Gold, das durch den Regen abgewaschen und entblößt worden ist, zu sammeln. Wo das Wasser läuft, wenden sie es mit Stöcken um, damit sie das

Gold finden. Alvarez machte sich eine Waschbank, wie sie in Portugal zum Goldwaschen gebraucht wird; allein seine Versuche, Goldkörner zu erhalten, wollten ihm nicht gelingen. Das Waschgold, das die Ströme wegschwemmen, ist viel reiner, als das aus den Gruben. Es wird von den Landleuten sorgfältig gesammelt. Das feinste Gold, welches die heftigen Regen von den Bergen herabwaschen, und das in Löchern und Baum- oder Graswurzeln stecken bleibt, und von den Eingebornen gesammelt wird am Fuße der großen Gebirgskette Dyre und Tepla, folglich außer den Grenzen von Habbesch, gegen Westen gewonnen. Es wird auch unterhalb den Shangallas gegen Süden und sonst nirgends in Habbesch angetroffen.

Eisen wird nicht mehr zu Tage gefördert, als was die Einwohner auf der Oberfläche, ohne darnach zu gruben, finden können. Mehr würde von diesem und andern Metallen unstreitig gefunden werden, wenn nicht die Einwohner theils zu träge wärn, theils durch die Verbesserung ihres Zustandes die Habsucht der Türken und anderer Nachbaren zu reizen fürchteten.

Steinsalz ist im Ueberfluß vorhanden, und wird in den Bergen an der Grenze von Tigre und am Gode gefunden. Daselbst ist eine Ebne vier Tagereisen lang und breit, wo Salz gegraben wirde Die Stücke sind eine Spanne lang und eine Palme hoch,

hart, weiß und rein. Die viereckigten Stücke Salz, die in den Bergen gebrochen werden, sind jeder eine Spanne lang, vier Finger breit und drei Finger dick. Sie werden mit Roß und Wagen, wie kleines Holz weggeführt. Wo das Salz gebrochen wird, kann man hundert bis hundert und zwanzig Stück für eine Drachme Goldes kaufen, welches ungefähr $\frac{3}{4}$ eines Dukatens macht.

Eine Tagereise weiter, werden schon fünf Stücke weniger für eine Drachme gegeben. Die Ebne auf dem Wege von Dankali, an der Küste des rothen Meeres nach Habesch, aus der das Land mit Salz versorgt wird, ist an allen Seiten von Bergen eingeschlossen. Die Spitzen der Berge sind mit dicken Wolken bedeckt, die in der Ferne einem großen Meere gleichen; dies kömmt von den vielen Seen her, die sich daselbst befinden, und aus denen das Wasser herabkömmt, das die Ebne bedeckt, und von der Hitze der Sonne in Salz verwandelt wird.

In den Bergen sind verschiedene Gänge und Arten von Wasserleitungen, die mit dem Spaten und von Menschenhänden gemacht zu seyn scheinen.

Hier kommen unaufhörliche Karavanen an, die Salz laden und über ganz Habesch verbreiten, wonach man desto begieriger ist, weil es theuer verkauft und

statt

statt der Münze im Lande gebraucht wird. Hinter Azab fangen die Salzgruben an, daraus Stücke von einem Fuß im Quadrat gehauen werden, die Stücken abgeschnittener Seife ähnlich sehen, und statt des Silbergeldes in Habesch dienen. Das Steinsalz wird aus dem Berge Lasta genommen und in die Kaiserlichen Magazine geschafft, wo man Täfelchen daraus macht, die Amuli, oder halbe, die Kurman heißen. Jedes Täfelchen ist einen Fuß lang und drei Zoll breit und dick.

Der Wuchs der Habessiner ist schlank, mittlerer Größe. Sie haben keine eingebogne Nase, noch aufgeworfne Lefzen, und sind, die weiße Farbe ausgenommen, von den Europäern nicht sehr verschieden; die Farbe ist schwarz oder vielmehr dunkelbraun. Einige sind röthlich oder kupferfarbig. Wenige sind weiß oder vielmehr blaß; welches für eine Krankheit gehalten wird, daher auch andere ihren Umgang meiden. Die natürliche Farbe der Einwohner ist nicht schwarz, sondern dunkel, die ins Gelbe fällt, braun und olivenfarbig, und kann bleicher Dinte verglichen werden.

Sie haben einen schlanken ansehnlichen Wuchs, schöne, wohlgespaltete Augen, gutgeformte kleine plattgedrückte Nasen, weiße Zähne, nicht wolliges, sondern langes Haar, wenige Haare am Kinn, oder gar

keine. Sie sind also von ihren Nachbarn, den Nubiern, sehr verschieden.

Von allen Einwohnern sind die Namaner, die in Südwesten an der Grenze wohnen, am hellsten von Farbe, und sind, wie die, welche auf den hohen Bergen von Kafta wohnen, nicht einmal so dunkel von Farbe, als die Neapolitaner und Sizilianer. Hingegen die, welche unten am Rande der Sümpfe leben, sind völlig schwarz, und haben die Gesichtszüge und das wollige Haar der Neger. Die Shiho am rothen Meere sind unter allen an dieser Küste am schwärzesten, aber ihre Nachbaren, die Hazorta, kupferfarbig.

Die Habeschiner haben viel Leibeskräfte, werden durch die gemäßigte Luft in Stand gesetzt, Arbeiten zu verrichten, erklettern Felsen mit Behendigkeit, und werden älter, als andre Neger. Die Weiber fallen beim Kindergebären auf die Knie, und brauchen keine Hebamme.

Die sogenannten Kristen machen den größten Haufen aus, folgen der Religion des Beherrschers, und gebieten den übrigen, die an der Regierung keinen Antheil nehmen und keine öffentlichen Aemter bekleiden. Außer diesen leben zum Theil mitten unter den Kristen, Mauren oder Muhamedaner, die den Handel

betreiben. Sie sind den Habeschinern zinsbar, werden von ihnen angefeindet, bisweilen gedrückt. Weil sie mit den Türken dieselbe Religion haben, und in dieser Hinsicht bei ihnen wohl gelitten sind, so sind sie die Faktoren und Kommissärs der Habeschiner. Die Juden leben, so wie überall, zerstreut im Lande. Viele davon halten sich in Dembea auf, die sich als Weber und Schmiede ernähren. Andere haben sich außer den Grenzen des Landes gegen Westen unter den Kaftern niedergelassen, und werden Falasjan, Unherirrende genannt.

Ein Land, von der Natur mit einer so großen Mannigfaltigkeit von Produkten bereichert, könnte das Beispiel des größten menschlichen Fleißes seyn, wenn die Einwohner sie zu bearbeiten, und zu veredeln wüßten. Sie sind aber viel zu roh und unwissend, zu sehr der Faulheit und den Ausschweifungen ergeben, als daß sie die Materialien des Landes gehörig benutzen. Gesäet und geerndtet wird Hirse, Gerste, Waizen, Teff, Mais, Tokusso, Sesam und Nook, letzterer giebt Oel, wie unsre Rübesaat. Auch Gartengewächse werden erzielt; und das Land ist hin und wieder sehr gut angebaut. Wenn in Angote an dem einen Orte gesäet wird, so kömmt das Korn an einem andern schon hervor.

Die Erndten sind zwar nicht sehr ergiebig, allein man hält sie zweimal im Jahre, wodurch der Verlust ersetzt wird.

Die erste ist in der Regenzeit, oder im Winter, während der Monate Julius, August, September, die andre im Frühlinge. Wenn die Bäume nicht viele Früchte liefern, so ist die Trägheit der Einwohner Schuld daran. Wo Wasser vorhanden ist, säet man zu allen Jahreszeiten, und die Gegenden, die von Flüssen gewässert oder überströmt werden, liefern zwei oder drei Erndten des Jahrs. Nicht blos die Felder, sondern auch die Berge sind angebaut.

In der Nähe von Adowa erndtet man jährlich dreimal Waizen, Tokusso, Teft, und Gerste wird im Juli und August mitten in der Regenzeit gesäet. Vom 20sten November an wird Gerste, hernach Weitzen, und zuletzt Teft eingeerndtet. Auf diese Aecker wird, ohne zu düngen, unmittelbar wieder Gerste gesäet, die im Februar gehauen wird; dann säet man noch Teft, gewöhnlich eine Art von Wicken oder Erbsen, Shimbra genannt, die vor dem ersten Regen im April abgemäht werden.

In Tigre hält man das neunte Korn für eine gute Erndte, das zehnte, oder von Erbsen das dritte, wird fast nie genommen. Das Korn wird von Kühen

und Ochsen ausgetreten und gedroschen. Vom Stroh wird kein Gebrauch gemacht, sondern es wird verbrannt, oder verfault auf der Stelle.

Das Mahlen wird auf eine beschwerliche Art verrichtet. Die Körner werden in einen Tigel geworfen, der oberste Mühlstein mit der Hand in Bewegung gesetzt, bis die Körner zerrieben sind.

Sie werden alsdann geschichtet, und Brod daraus gebacken. Die Weiber und Mägde verrichten die Arbeit, so daß die Knechte nicht einmal dazu gezwungen werden können, andre als Handmühlen kennt man nicht.

Man bäckt Brod von Durra oder Hirse, Waizen, auch von Gerste, die gedörrt, gemahlen und in einen Teig geknetet wird. Das Waizenbrod wird von jedem Reisenden gerühmt. Es ist so fein und weiß, als irgend eines im Orient, doch wird es nur von Vornehmern gut gebacken, das gewöhnliche Teftbrod ist die Speise des gemeinen Mannes und mehr ein Teig und unausgebacken.

Der Teig wird in einem großen irdenen Gefäße angerührt, in eine töpferne Pfanne gelegt, und in eine Entfernung vom Feuer gesetzt, bis die Masse zu gähren oder säuerlich zu werden anfängt. Alsdann

werden runde Kuchen daraus gebacken, die ungefähr zwei Fuß im Durchmesser haben. Sie sind löcherig und teig, und haben einen säuerlichen Geschmack.

Von Teff sowohl als von Gerste wird ein Getränk gemacht. Es schmeckt elend. Man verfährt dabei folgendermaßen.

Wenn das Teffbrod gut geröstet ist, wird es in kleine Stücke gebrochen, in ein großes Gefäß gethan und Wasser darauf gegossen. Darauf wird es einige Tage in einem verdeckten Gefäße ans Feuer gesetzt und fleißig umgerührt. Wenn es drei bis vier Tage gestanden nnd sich gesetzt hat, erhält es einen säuerlichen Geschmack. Dies ist ihr gewöhnliches Bier, Buza genannt. Ein anderes Getränk wird aus Hirse verfertigt, das Kana heißt, und einen guten Geschmack hat, ein anderes aus Tokuffo, welche Pflanze zwar schlechtes Brod giebt, aber zur Buza (denn dieses Wort wird von allerlei Gattungen von Getränken gebraucht) sich besser zu eignen scheint.

Wein wird vom Weinstocke gemacht und es ist falsch, wenn einige behaupteten, daß er gar nicht gemacht werde. Zu Drida, dreißig Meilen Südwestwärts von Gondar, macht man weit mehr, als man zum Abendmahle gebraucht. Die Einwohner lieben ihn nicht sehr, vermuthlich weil die Zubereitung und

Erhaltung der Weine viele Mühe erfordert. Das beliebteste Getränk ist Honigwein, das wir in Norden mit einem aus der pohlnischen Sprache entlehnten Namen, Meth, zu belegen pflegen. Wenn zu dem Meth Opium gesetzt wird, so hat er einen angenehmen Geschmack und ist, mäßig genommen, der Gesundheit eben nicht nachtheilig.

Dieser, nebst dem Biere, ist ihr gewöhnliches Getränke.

Als Alvarez und seinen Gefährten zum erstenmale Gerstenbrod und Honigwein vorgesetzt wurde, wollte er es nicht genießen, er lernte es aber bald schätzen.

Root wird statt des Oels gebraucht, und aus Telba, einem kleinen Korn, wird Oel gemacht.

Auf die Viehzucht wird kein sonderlicher Fleiß gewendet. Kühe nnd Ochsen laufen wild umher auf den grünen ebenen Wiesen, und thun den Einwohnern Schaden, die nicht wissen, wie sie sie schlachten oder benutzen sollen. Es werden aber doch Kühe, wenn es Nacht wird, eingeschlossen, welches eine gewisse Zucht verräth. Einige Stämme nähren sich auch von der Viehzucht. Die Reichthümer des Landes bestehen vorzüglich in Kühen. Jeder Eigenthümer von tausend Kühen ist verpflichtet, an einem Tage des

Jahrs alle Milch von seinen Kühen zusammenzubringen und seinen Verwandten ein Mahl zu geben; hat er 2000 Kühe, so giebt er zwei Mahlzeiten; kurz für jedes Tausend Kühe wird ein Mahl gegeben.

Die Kühe werden wegen der Milch und der Kälber unterhalten. Die Ochsen, die zur Arbeit und zum Lasttragen wie Maulesel gebraucht werden, haben entweder keine Hörner, oder so schwache und beugsame, daß sie ihnen, wie gebrochene Arme herunter hängen.

Die andern, die man nähret, um sie zu schlachten und zu essen, sind so groß, wie zwei von unsern. Sie werden mit Milch fett gemacht. Die Hörner dieser Ochsen sind sehr groß. Die Habeschiner bedienen sich ihrer als Trinkgeschirre. Viere solcher Hörner mit Wasser oder Wein angefüllt, machen die ganze Last eines Ochsen aus.

Diese fetten und großen Ochsen bekommen täglich die Milch von drei bis vier Kühen.

Butter und Käse, die man in den heißen Erdstrichen nicht kennt, werden, wo die Hitze leidlich ist, verfertigt. Weil aber den Einwohnern das dazu nöthige Geräthe fehlt, so schlagen sie die Milch so lange, bis sie gerinnt. Man sollte glauben, es sey nicht

Butter und Käse, was auf diesem Wege gewonnen wird, sondern geronnene oder saure Milch.

Die Häuser der Vornehmen haben einen Hof mit Jasmin und andern Blumen besetzt. Die Zimmer sind geräumig und reinlich. Die Fußböden sind mit persischen Tapeten und Kissen bedeckt, und zum Niedersetzen dienen seidene Sofa. Die meisten Häuser sind klein, ohne Balkenwerk, ohne Eleganz und Kunst aufgeführt, gemeiniglich rund und mit Erde und Stroh bedeckt. Die größern für den König heißen Bethnegus (königliche Häuser) und die für die Vornehmern, Sakala. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, rund oder ins Gevierte gebaut, in einer großen Einfassung von Backsteinen, 7 bis 8 Fuß hoch und mit Bäumen umgeben, die Sonnenhitze abzuhalten. Das Volk wohnt in elenden Hütten, in denen man kaum aufrecht stehen kann, und die so schwach sind, daß die Thüren von den wilden Thieren eingestoßen werden. Die Einwohner an der Küste des Meers von Tigre bis Debarao (Dobarva) bedecken wegen dieser Thiere ihre Wohnungen mit Erde.

Die gemeinen Leute bedecken sich mit einer Thierhaut, die an Händen und Füßen befestigt ist. Die Schaamtheile werden sowohl bei Männern als Weibern mit einer Schürze von gegerbten Leder bedeckt; doch sind diese Schurzfelle bei dem unverheiratheten

Frauenzimmer etwas länger, als bei dem verheirathéten.

Die Baumwolle kleidet ganz Ethiopien; und zwar scheint die weiße Baumwolle bei den Vornehmern den Vorzug zu haben; um den Leib trägt man eine Schärpe und Sandalen an den Füßen. Das Oberkleid geht bis auf die Fußknöchel hinab. Die Weiber sind bei öffentlichen und bei Privatangelegenheiten, wenn Unterredung der Zweck der Zusammenkunft ist, bis an das Kinn bedeckt. Sie halten es für eine Schande, wenn Fremde ihre Füße sehen, und ihre Arme und Hände sind bis auf die Nägel bedeckt. Die sich durch Stand oder Reichthümer auszeichnen können, tragen über ein feines Hemd eine kurze Weste von bunten Kattun, oder Seidenstoff, die bis ans Knie reicht, vorn bis an den After, mit kleinen Knöpfen, engen Ermeln nach türkischer Manier. Ueber diese tragen sie noch eine andere weitere von Seide oder Wolle, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, und feine Hosen, die von dem Knie bis an die Knöchel, am Fuße sich an die Lenden anschmiegen.

Männer und Weiber bringen viele Zeit mit dem Putzen ihrer Haare zu. Sie schmieren sich alle Abend mit Butter ein, um sie wachsen zu machen, und des Tages kräuseln und frisiren sie sie; allein das Fett läuft längs den Wangen herab, und macht sie stinkend

und unangenehm. Die Kinder fangen erst vom 15ten Jahre an, sich zu kleiden.

Die Mahlzeiten erfordern selbst in den Händen großer Herrn und des Königs keinen großen Aufwand.

Das Tischgeschirr ist von schwarzer Erde. Je älter und durchscheinender es ist, desto mehr wird es geschätzt.

Das Fleisch wird von ihnen so zubereitet, daß ein europäischer Magen sich nicht leicht daran gewöhnen kann. Alles, was sie essen, hat einen außerordentlichen haut gout und schwimmt in Butter. Brod wird alle Tage gebacken, es ist flach, wie Brodkuchen und wird um die ganze Tafel gelegt. Sie haben weder Servietten noch Teller. Ihre Tafeln sind rund und so groß, daß funfzehn Personen bequem daran sitzen können. Vor der Mahlzeit wäscht man sich die Hände. Personen vom Stande berühren nie, was sie essen. Sie haben Pagen, die das Fleisch zerschneiden und in den Mund stecken. Die Höflichkeit und der vornehme Stand erfordern es, daß man große Stükken ißt und beim Kauen viel Geräusch macht, weil, wie sie sagen, nur Bettler von einer Seite, und nur Diebe ohne Geräusch zu machen, essen.

Ihr größter Leckerbissen ist ein Stück rohes Rindfleisch, das noch ganz warm ist. Wenn sie ein Gastmahl geben, so wird ein Ochse geschlachtet, und ein Viertel davon gleich auf die Tafel gesetzt, mit vielem Pfeffer und Salz; die Ochsengalle dienet statt Essig und Oel. Einige fügen noch einen Senf hinzu, den sie Manua nennen. Er wird aus den Exkrementen der Eingeweide des Ochsen gemacht, und mit Butter, Salz, Pfeffer und Zwiebeln ans Feuer gesetzt.

Die Habeschiner halten ihr rohes, und so apretirtes Rindfleisch für so schmackhaft und angenehm, als ein guter Engelländer nur immer sein Rost Bef halten kann. Bruce beschreibt ein Banket, wo während der Mahlzeit im Vorsaale dem lebendigen Rinde Stücken abgeschnitten wurden, welche die Gäste, Männer und Weiber, gierig verschluckten.

Wein wird wegen seiner Seltenheit gewöhnlich nicht vorgesetzt. Nur der König und der Abuna, d. i. der Patriarch, haben die Erlaubniß, ihn zu trinken, und im Grunde ist er nichts anders als Weinessig. Das gewöhnliche Getränk ist ein säuerliches Bier und Meth. Der Meth, Hydromel, wird mit einem wohlriechenden Holze versetzt, welches ihn sehr angenehm macht. Sie trinken davon bis zum Uebermaaß, wenn sie sich einander besuchen. Wer seine Gäste nicht betrunken nach Hause schickt, wird nicht für einen ehr-

lichen Mann gehalten. Man setzt sich auf die Erde, vor der Hütte, ein Bedienter bringt sogleich einen Krug Bier, schenkt es in einen Topf, trinkt davon, und reicht ihn darauf dem angesehensten in der Gesellschaft und so den übrigen.

Die Visite und die Unterredung dauert so lange, als es was zu trinken giebt Man trinkt nach geendigter Mahlzeit aus einem Horne. Die Weiber thun darin den Männern Bescheid.

Die königliche Tafel ist nicht besser besetzt, als die eines vornehmen Mannes. Köchinnen mit groben Schürzen machen das Essen zurecht, bringen es auf irdenen Schüsseln in den Speisesaal. Die Schüsseln sind auf großen hölzernen runden Bretern, die auf dem Kopfe getragen werden, in Ordnung gesetzt und haben stroherne Deckel von verschiedener Farbe.

Die Pagen reißen große Stücken Brod oder Fleisch ab, die sie so lange zwischen ihren Fingern kneten, bis sie sie den König in den Mund stecken.

Weder der König noch die Großen des Reichs, speisen öffentlich. Wenn der König an einem Zeremonientage öffentliche Tafel hält, so ist die, woran er speiset, von den übrigen im Saale durch einen Vorhang abgesondert.

Ein so wenig betriebsames Volk, dessen Bedürfnisse an sich gering sind, und so leicht befriedigt werden können, kann keine große Handlung führen. Es besitzt keinen Hafen am rothen Meere, und hätte es auch einen, so würde, weil kein Fluß dahin seinen Ausweg nimmt, ihm derselbe von keinem sonderlichen Nutzen seyn. Die ungebahnten Wege über steile Berge, und die Gefahr, welcher Lastthiere und ihre Treiber von wilden Thieren ausgesetzt sind, müssen, wenn auch Lust zur Handlung vorhanden wäre, sie in dem Volke ersticken. Umgeben von allen Seiten von mohamedanischen und heidnischen Völkern, sucht es sich aus Furcht und Haß in sich selbst zu verschließen, ist mit einer elenden Existenz zufrieden, und wenig darauf bedacht, sich durch Verkehr mit Auswärtigen einen gewissen Wohlstand zu verschaffen. Eine alte Gewohnheit hat unter den Einwohnern, die ihnen natürliche, und dem Verkehr schädliche Trägheit vermehrt. Männer kaufen und verkaufen nicht in Habbesch; es wird für einen Mann schimpflich und seiner Ehre nachtheilig gehalten, auf den Markt zu gehen, um etwas zu kaufen. Im Lande selbst werden hauptsächlich baumwollene Zeuge, Lebensmittel, Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner, Gold, das man nach dem Gewichte verkauft, und hauptsächlich Salz, umgesetzt, das man eigentlich die Münze des Landes nennen kann. Man schätzt es so sehr, daß ein jeder ein Stück in einem Beutel, der am Gürtel hängt, mit sich herumträgt.

Wenn zwei Freunde sich begegnen, so reichen sie sich einander ihr Stückchen Salz zum Lecken, und stecken es darauf wieder in den Beutel. Die Produkte, die aus dem Lande geführt werden, sind Korn und andre Lebensmittel, die nach der arabischen Küste in einer so großen Menge gebracht werden, daß, wenn diese Zufuhr unterbliebe, ein großer Mangel daselbst entstehen würde; Sklaven, die aus Habbesch gestohlen, von den Kristen nach Divan, nicht weit vom rothen Meere, und von da durch die Mauren nach Masuah gebracht werden, von wo sie nach Indien und Arabien verkauft werden. Diese Sklaven werden wegen ihrer Treue, stillen Gemüthsart und Gelehrigkeit sehr geschätzt, und wurden schon vor länger als hundert Jahren in Mocha, Dschidda und andern Orten mit 20, 30 bis 100 Rthlr. nach Maasgabe ihres Alters und Sitten, verkauft. Gold, Elfenbein, Elefantenzähne, Häute, Leder, Honig, Mirrhen, Kaffe und dergleichen mehr. Die beiden letztern Artickel führt Bruce an; ich habe nichts von ihrer Ausfuhr gehört.

Eingeführt werden von arabischer Seite über Masuah, blaue Baumwolle, suratische Tücher, Stermis genannt, feine rothe scharlachne Tücher von verschiedenen ostindischen Marktplätzen, Seidenzeug aus Indien, grobe baumwollene Zeuge aus Jemen, ungesponnene Baumwolle eben daher in Ballen, venezianische Glaskoralleu, Trinkgläser, Spiesglas, welche

letztern drei Artickel aus Kahira kommen, erst in den Kaffeschiffen nach Dschidda und hernach in kleinen Barken nach Masuah herüber gebracht werden; dann altes Kupfer, auch böhmische Glasbouteillen aus Triest. Einige 1000 Stück derselben werden über Arabien nach Gondar geschickt, wo man sie zu allerlei Flüssigkeiten gebraucht, die leicht sind und das Glas nicht sprengen. Aus Triest kommen auch die berühmten sklavonischen Klingen, deren man sich hier auf der Elefantenjagd bedient, Pfeffer aus Malabar, Flinten und Pistolen aus Sirien und Arabien.

Der Handel mit dem Auslande geht über die Häfen Suakem und Masuah. Die dahin abgehenden Karavanen von Pilgern nach Mekka und Kaufleuten bestehen sämmtlich aus Mohamedanern, wovon einige um der Religion, andre in Handelsangelegenheiten über Mocha nach Indien reisen; denn die Mahomedaner sind in Afrika handeltreibende, unternehmende Vagabunden.

Die Karavanen von Arkiko nach Gondar, d. i. von der Hauptstadt des Landes, waren zu Berniers Zeiten vierzig Tage unterwegs. Sie gehen über den Berg Lamalmon, wo ein Verzeichniß aller einkommenden Waaren aufgenommen wird, welches durch einen besondern Begleiter der Karavanen, dem Oberzolleinnehmer zu Gondar überreicht werden muß. Außer

dem

dem Zolle muß noch ein Geschenk an den Grundbesitzer gegeben werden, welches mit großer Strenge und oft auf eine ungerechte Art eingetrieben wird. Die Karavanen, welche von Sennar nach Kahira gehen, nehmen Waaren aus Habesch mit, und bringen von da andre zurück. Vorzüglich werden Kattune und Seidenwaaren von Tunis über Kahira nach Habesch gebracht. Die Ausländer werden in Handlungsangelegenheiten oft vom königlichen Hofe gebraucht.

In Habesch ist keine geprägte Münze. Das Gold, das im Handel gebraucht wird, hat kein Gepräge, sondern ist in Stangen, die man zerschneidet, von einer Unze bis zur halben Drachme, die dreißig französische Sous gilt; damit es nicht verfälscht werde, sind überall Goldschmidte, die es nach der Probe untersuchen. Zur Scheidemünze braucht man Bergsalz. Zehn Täfelchen gelten zu Gondar drei französische Livres, denn der Preis der Täfelchen richtet sich nach der Entfernung von den Salzgruben. Nahe bei ihnen kann man hundert Stück für drei Livres haben, etwas weiter davon achtzig, sechzig und s. f. Am Hofe hat man nur zehn Stück für drei Livres, und in entfernten Provinzen nur drei für ein Goldstück, welches man Derime nennt. Im Innern des Landes ist der ganze Handel mehr Tausch. An mehrern Orten weigerte man sich Geld für Lebensmittel von mir zu nehmen. Glaskorallen, Spiesglas, rohes Antimonium,

große Nadeln, Ziegenhäute, schlechte Scheeren, Rasirmesser, Feuerstähle, hie und da auch Weihrauch, waren die Artikel, die man im Tausch verlangte. Grobes baumwollenes Tuch im Lande verfertigt ist durch, ganz Habesch so gut als Silbergeld im Kurs.

Habesch ist eine uneingeschränkte Monarchie, von einem Könige beherrscht. Er heißt in der Landessprache Negus, und weil ihm verschiedene Statthalter und Vizekönige, die auch dem Titel Negus, König oder Nagasch, Stadthalter, führen, unterworfen sind, so wird er in Rücksicht auf diese Negusa Nagast Zaitiopija, König der Könige Ethiopiens, genannt. Er wird auf Amharisch angeredet, Hatzege oder größter Fürst! daher man auch das Wort Hatze oder Hati vor dem persönlichen Namen des Königs bei Arabern und Reisebeschreibern findet. Beim Antritt der Regierung wird dem Taufnamen noch ein andrer ominöser vorgesetzt.

Das königliche Wappen, womit auch die Briefe versiegelt werden, ist ein Löwe, der das Kreuz hält, mit der Umschrift: Gewonnen hat der Löwe von Juda.

Der König heirathet ohne viele Umstände jedes Frauenzimmer, das ihm gefällt. Eine von diesen Damen wird zur Ithege oder Königin, auf eine feier-

liche Art erklärt. Wenn er eine Vasallin heirathet, so muß sie von dem vornehmsten Adel, sehr tugendhaft, und eine zeitlang bei einer ihrer nächsten Anverwandten in einer Art von Noviziat Beweise ihrer guten Sitten gegeben haben, worauf die Heirath beschlossen wird.

Die künftige Königin begleitet den König nach der Messe, woselbst sie kummuniziren, kehrt mit ihm nach dem Pallaste zurück, wo der Abuna im Zimmer des Königs dem Ehepaare den Seegen ertheilt. Die Königin wird darauf in ihr Zimmer geführt, und den Damen daselbst ein großes Gastmahl gegeben, während der König allen Hofleuten im großen Saale ein Festin giebt, wo ein Theil der Nacht in Fröhlichkeit mit Wein- und Methtrinken auf die Gesundheit der Majestäten zugebracht wird.

Sie kann nach vollzogener Hochzeit sich nicht eher den Titel einer Königin anmaßen, bis der König sie im feierlichen Kleide neben sich auf dem Throne sitzen läßt, und von einer der ersten Hofdamen, die sich auf einen Hügel stellt, und im Namen des Königs ausruft: Anagasna Dangur zera chem, wir haben unsre Sclavin zur Königin gemacht, hat proklamiren lassen.

Wenn alsdann noch eine Wittwe am Leben ist, es sey denn, daß sie die Mutter des Königs sey, so

wird sie nicht eher Ithege oder Majestät genannt, bis jene todt ist, denn der König sucht die Wittwe über den Verlust ihres Mannes so viel möglich zu trösten, bezeugt ihr viele Ehre und nennt sie seine Mutter, auch wenn sie es nicht ist.

Die Prinzen werden, um allen Meutereien, die sie, vornämlich, weil wegen der Vielweiberei, worin der König lebt, gemeiniglich ihrer sehr viele zu seyn pflegen, gegen den König anfangen könnten, vorzubeugen, in einem Schlosse auf einem Berge gefangen gehalten. Sie bekommen Unterricht blos im Lesen und Schreiben. Sie werden hart gehalten, und laufen in unruhigen Zeiten Gefahr hingerichtet zu werden. Wenn der König gestorben ist, so setzt sich der älteste, falls durch einen Zufall die Prinzen nicht auf dem Bergschlosse eingesperrt sind, auf den Thron. Sind aber, wie gewöhnlich, die Prinzen auf dem Bergschlosse eingesperrt, so hängt es von der Willkühr des Ministers ab, welchen er aus den Prinzen wählen will. Die Wahl pflegt auf den Jüngsten zu fallen, damit er während der Minderjährigkeit des Prinzen, die Regierungsgeschäfte in Händen behalte.

Sobald der König ernannt ist, begiebt er sich nach Axum zur Krönung. Die Zeremonie wird auf einem geräumigen Platze zwei Büchsenschüsse vor der Hauptkirche vollzogen, wo ein großer Obelisk mit Hie-

roglifen steht. Der Ort wird mit einer seidenen Schnur eingeschlossen, und der Boden mit reichen Tapeten bedeckt, um den König und seinen Hof aufzunehmen. Er steigt ab an dieser Grenzlinie, und verlangt im Gefolge seiner Hofbedienten von den daselbst stehenden Damen dreimal eingelassen zu werden. Bei dem dritten male zerschneidet er die Schnur unter Zurufung der Damen, daß er wirklich König sey. Sie nehmen ihn auf, und stimmen ein Halleluja an; unterm Schall ihrer Instrumente und dem Getöße einer elenden Artillerie. Darauf geht der Abuna nebst dem Geistlichen vor ihm her, und singen Hymnen und Psalmen. Er führt ihn zum Eingange in die Kirche, setzt ihm eine blausammtne Mütze auf, in Form eines Huthes, die mit Gold- und Silbertressen verbrämt, und schlechten Steinen geschmückt ist.

Nach geendigter Zeremonie hört er die Messe, empfängt das Abendmahl, setzt sich zu Pferde, und umreitet das Lager, welches in Schlachtordnung gestellt glückwünschend zujauchzt.

Die Prinzessinnen führen den Titel Ozorai (Ozoro) und haben nur zu viel Freiheit. Ihre Aufführung ist ihrer Geburt und der Sittsamkeit ihres Geschlechts wenig angemessen. Sie verändern ihren Gemal so oft es ihnen beliebt, und bringen ihn bisweilen um. In Ränken ihre Absichten zu befriedigen,

geben sie den listigsten Fürstentöchtern anderer kultivirten Länder nichts nach.

Zum Hofstaat des Königs gehören sechs Baalosmal oder Kammerherren, die sich der König aus dem Adel wählt, und wovon viere beständig um den König sind. Ihr Vorgesetzter, welcher der siebente ist, heißt Azeleva el Chamissa, Oberkammerharr. Er hat die Aufsicht über die Garderobe des Königs. Die Kammerherren, die schwarzen Sklaven, und einige andere machen seine Hausgenossen aus, und leben auf einem vertraulichen Fuß mit ihm. Niemand speiset mit dem Könige, nicht einmal seine Gemahlin. Nur zwei oder drei Pagen, die ihn bedienen, das heißt, das Essen in den Mund steckeu; denn er selbst, nach einer Gewohnheit, die auch bei andern Mahlzeiten statt findet, rührt nichts an, haben die Ehre ihn speisen zu sehn.

Die Gewalt des Königs ist überaus groß. Er ist unumschränkter Herr des ganzen Vermögens seiner Unterthanen. Keiner, der gesät hat, kann gewiß seyn, daß er die Früchte ärnden werde. Der König kann sie schenken, wem er will. Die Güter und Personen der Unterthanen sind sein Eigenthum. Jeder Einwohner ist sein gebohrner Sklav. Nur die königliche Gnade kann ihm einen höhern Rang verschaffen. Wenn das Haupt einer Familie stirbt, so zieht der König alle unbrwegliche Güter ein, von welchen er

den Kindern oder Erben zwei Dritttheile läßt. Mit dem übrigen Drittheil belehnt er einen Vasallen, der dadurch verbunden wird, ihm im Kriege zu dienen, und nach Verhältniß der ihm überlassenen Güter Soldaten ins Feld zu stellen. In allen Provinzen werden über die Güter, die an den König zurückfallen, und mit denen andere wieder belehnt werden, Verzeichnisse gehalten.

Dem neuen Vasallen wird eine Binde von Tafft, worauf der Name und Titel des Königs mit goldenen Buchstaben geschrieben stehet, überschickt. Der Ueberbringer bindet sie dem Lehnsmanne feierlich um die Stirne, und setzt ihm unter den Schall der Instrumente in den Besitz der verliehenen Güter.

Der erste Staatsminister, Chef des geheimen Raths und Generalissimus der Armeen, führt den arabischen Titel: Ras, das ist: Chef. Auf ihn folgen und unter ihm stehen, der Pelletenat. Gueda, d. i. Herr über die Bedienten, der über die vornehmsten Beamten, Vizekönige, Stadthalter und über die untern Richter zu befehlen hat, und sein Lieutenant, der Tekakase, oder Takak Paletenat Gueda, der die Aufsicht über die zum königlichen Hofstaat gehörigen Personen, über die Ställe, Stallmeister, Pagen, Reitknechte und andere Unterbediente und Sklaven hat.

Die Königlichen Einkünfte werden in Naturalien bezahlt. Alle Ackerleute und die Land gegen Zins vom

Könige gepachtet, bezahlen ein gewisses an Korn, das zum Unterhalt der Miliz und des armen Adels und zu andern Bedürfnissen bestimmt ist.

Einige Provinzen liefern Gold, andere Pferde, Ochsen, Korn, Thierhäute und dergleichen mehr. Jedes dritte Jahr wird ein Zehente von Kühen und andern Hausthieren entrichtet. Man nennt diesen Zehnten Queima, Einbrennen, weil die Zehnthiere mit einem glühenden Eisen an den Lenden bezeichnet werden und die Einnehmer die Abgabe mit vieler Härte beitreiben. Sie ist übrigens wegen der großen Menge der Hausthiere sehr beträchtlich. Um Betrug vorzubeugen, sind alle Distrikte in drei Theile eingetheilt, von denen einem jedes Jahr die Abgabe entrichtet wird. Wo Webereien sind, werden Kleider geliefert. Gojama bezahlt ohngefähr 1100 Unzen Goldes, die nicht in den königlichen Schatz kommen, sondern zu Pensionen angewendet werden. Aus Tigre werden 25000 Pataken, aus Dembea 5000 erhoben. Casta giebt 1000 Unzen Goldes. Kleinere Provinzen bezahlen den Tribut in Honig oder in Gold. Die Agows geben an den König 1000 Dabra, oder Gefäße, die 60 Pfund halten, Honig, 1500 Ochsen, 1000 Unzen Gold. Zölle und Wegegeld gehören ebenfalls zu den Quellen der königlichen Einkünfte. Die Zollabgaben, welche von allen Reisenden entrichtet werden, sind an verschiedenen Orten angelegt, und heißen Abydes.

Die Einnehmer der Abgabe pachten sie dem Oberherrn ab, und theilen den Gewinn unter sich. Der Zoll wird nach Gutdünken, nicht nach einem festgesetzten Tarif den Karavanen abgefodert, und hat mit dem Käffar in der Levante, nur daß dieser mehr regulirt ist, eine Aehnlichkeit.

Der König besitzt auch gewisse Domainen, die er ganz zu seinem Nutzen verwenden kann. Die Landleute von Dembea, Gojama und Bajemder liefern Feüchte. Auch kommen jährlich 2000 Stück kattunes Zeug ein. Das was die Statthalter an den König zahlen, ist von keiner Bedeutung.

Die Einwohner bekennen sich zur kristlichen Religion, und zwar zu jener Sekte, welche in Egipten Anhänger hat, das ist der Monophisiten oder Jakobiten. Sie unterscheiden sich zwar in Meinungen und Gebräuchen von der kristlichen Religion Egiptens, indessen wollen sie doch das Ansehen haben, als wenn sie mit den Kopten oder egiptischen Kristen einer Religion zugethan wären. Im Grunde wissen sie selber nicht was sie sind, und sind in den Grundsätzen der Religion sehr übel unterrichtet.

Vieles haben sie aus dem Judenthume angenommen, daß sie selbst entweder Nachkommen und Lehrlinge der zu den ersten Zeiten des Kristenthums judai-

zirenden Sekten sind, oder Juden waren, als sie im vierten Jahrhundert zur kristlichen Religion übertraten und bei diesem Schritte von einer Religion zur andern vieles aus der alten in die neuere verpflanzten. Die Beschneidung wird von ihnen so wenig als von den Kopten für eine zum Kristenthum nothwendige Handlung angesehn. Sie verrichten sie mit einem scharfen Messer oder Rassiermesser, ohne Hersagung einer Formel und ohne Zeremonie. Es wird aber nicht blos die Vorhaut des männlichen Gliedes an den Knaben, sondern auch die Vorhaut über der Klitoris an den Mädchen gewöhnlich im 8ten Jahre des Alters beschnitten. Sie sagen, daß sie hierbei nicht auf die mosaische Verordnung Rücksicht nehmen, und daß das Beispiel des Apostel Paulus, der den Thimotheus beschnitt, beweise, die Handlung sey unschuldig

Sie haben einen großen Widerwillen gegen alle Unbeschnittene, essen und trinken nicht mit ihnen, zerbrechen die Töpfe, deren sie sich bedient haben, und haben in ihrem Ritual gewisse Gebete, die Gefäße zu segnen und zu reinigen, woraus ein Unbeschnittener gegessen oder getrunken hat. Die Operazion geschieht im Stillen von einer Weibsperson, acht Tage nach der Geburt des Knaben.

Vierzig Tage darauf wird das Knäbchen getauft. Ist es ein Mädchen, läßt man wohl 80 Tage ver-

streichen, ehe es getauft wird. Die Kristen in Habbesch feiern den Sabbat nebst den Sonntag. Sie essen kein Schweinefleisch, noch irgend eine andre im mosaischen Gesetz verbotene Speise; doch verachten und verabscheuen sie diejenigen nicht, welche solche Speisen genießen. Blut und Ersticktes rühren sie nicht an. Die Leviratsehen werden vergönnt. Die Vielweiberei ist zwar verboten, doch trifft man sie häufig. Ehescheidungen sind der Willkür des Manner überlassen und sehr gewöhnlich. Die Männer gehen nach vollzogenem Beischlafe nicht in die Kirche. Die Weiber, wenn sie ihre periodische Reinigung haben, sind auch davon ausgeschlossen. Die Habbeschiner fasten drei Tage im Februar zum Andenken der Buße der Niniviten. Diese und andre Gewohnheiten sind jüdischen Ursprungs, und haben bei einigen manchmal den Zweifel erregt, ob die Habbeschiner für Kristen zu halten sind?

Daß sie indessen diesen Namen verdienen oder sich doch zueignen können, beweist der von ihnen angenommene Religionscodex, nemlich alle Bücher des alten Testaments, mit Inbegriff der apokrifischen und des neuen Testaments, die sie sämmtlich in der Geetzsprache übersetzt besitzen. Zum neuen Testamente rechnen sie noch den Synodie oder das Sinodalbuch, worin die sogenannten apostolischen Konstituzionen und klementinischen Kanons enthalten sind. Sie nehmen

auch die drei allgemeinen Konzilien von Nizea, Konstantinopel und Ephesus an, nebst andern, bis auf das kalzedonische, welches sie verwerfen.

Die Habbeschinischen Kristen sind Monophisten. Die Lehre des Nestorius von zwei Personen in Kristo wird so sehr von ihnen verabscheut, daß sie nicht zwei Naturen noch zwei Willen zugeben wollen, obgleich sie seine Göttlichkeit und Menschlichkeit behaupten. Daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, läugnen sie, geben aber doch seine Persönlichkeit zu. Die Zahl der Sakramente ist nicht bestimmt. Die Taufe, das Abendmahl, die Beichte führen diesen Namen. Von mehrern weiß man nicht. Das Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Statt des Weines, der in Habbesch rar ist, bedient man sich des aus den Trauben, die zu dem Ende in den Sakristeien aufbewahrt werden, gepreßten Safts.

Ob die Habeschiner die Transsubstanziazion annehmen oder verwerfen, möge jene, welche zwischen Gregor und den Jesuiten entscheiden wollen, ausmachen.

Bruce hält sie für Transsubstanziarii.

Von dem Zustande der Seele nach dem Tode, hegen sie verschiedene Meinungen. Die gemeine Mei-

nung ist, daß es keinen dritten Zustand gebe, und die Seelen der Frommen vom Leibe die Seligkeit genießen.

Den Gebeten für die Seelen der Verstorbenen, wird indessen eine gewisse Kraft zugeschrieben, wenn letztere sich durch ihre Handlungen nicht unwürdig gemacht haben.

Die Heiligen und Martirer stehen im Rufe, viele Wunder gethan zu haben, die denen in der römischen Kirche sankcionirten an Sonderbarkeit und Unglaublichkeit nichts nachgeben. Sie werden daher sehr geachtet, angerufen und um Stellvertretung gebeten. Vorzüglich wird die Jungfrau Maria so sehr verehrt, daß den Habeschinern die katolischen Mönche und Missionaren, die sich unter ihnen aufgehalten haben, Verächter der Maria zu seyn schienen. Dieser Mutter Gottes, Königin des Himmels, und Vorsteherin aller Heiligen, (denn mit diesen Titeln wird sie beehrt) sind jährlich 32 Festtage, nebst dem 31sten Tage des Monats geheiliget. Die Engel werden auch angerufen und in neun Ordnungen vertheilt.

Der König Lalibola, ließ vor dem 13ten Jahrhundert viele Kirchen von einer sonderbaren Struktur bauen, die in Felsen ausgehauen waren. Von ihnen sind noch einige Ueberbleibsel vorhanden. Die jetzigen

sind kleine dunkle Gebäude, mit Stroh oder Schilf gedeckt. In dem Kor, Heikel genannt, dürfen die Laien, denen am Eingange das Abendmal gereicht wird, nicht kommen.

Um Erlaubniß zu erhalten, in das Heikel zu gehen, lassen sich viele von den Vornehmen zu Diakonen und Subdiakonen ernennen. Die Altäre sind von Holz, in Gestalt einer Lade, zum Andenken der Bundeslade, davon sie eine Abbildung in der Metropolitankirche zu Axum aufbewahren, und die sie Sion nennen.

Sie sind so eifersüchtig auf den Besitz dieser Lade, daß, als sie zur Zeit des Flors der katolischen Religion besorgten, sie möchte ihnen genommen werden, sie auf einen der höchsten Berge am rothen Meere versteckten. Die Altäre sind blos mit einem Gemälde von Jesus, der Maria, oder einen Heiligen, das vor der Messe ohne einige Erleuchtung in die Mitte gestellt wird, geziert.

An der Ostseite der Kirche ist die Sakristei, worin Brod und andre zum heiligen Abendmahl erforderliche Sachen zubereitet werden. In der Kirche sind keine Stühle, weil man sich während des Gottesdienstes nicht setzet noch kniet, sondern steht. Doch sind Krücken vorhanden, auf die sich die Alten und Schwa-

chen lehnen, und die in der Kirche aufbewahrt werden.

Gemälde, aber keine Statuen werden darin geduldet. Die Kirchen, so schlecht ihr Aeußeres und Inneres auch beschaffen ist, werden sehr hoch geschätzt. Die Reitenden steigen ab, wenn sie einer Kirche nahe kommen, und gehen eine ganze Strecke zu Fuße. Die Schuhe werden vor den Kirchthüren gelassen, und in den Kirchen enthält man sich des Ausspeiens. Der ganze Gottesdienst besteht in Austheilung des Abendmahls und Vorlesung einiger Stücke aus dem neuen Testamente. Von Predigen und Gesängen weiß man nichts.

Die Taufe der Erwachsenen, wozu wegen des Uebertritts der vielen unter ihnen wohnenden Heiden, oft Gelegenheit ist, wird mit Feierlichkeit verrichtet.

Nach gehaltenem Gebete, wird der Körper der zu Taufenden mit Oel bestrichen, und der Priester legt seine Hand auf ihren Kopf.

Die Täuflinge schwören dem Taufel mit aufgehobener rechter Hand und nach Westen gekehrtem Gesichte, ab. Sie bekennen sich hierauf zu dem Glaubensbekenntniß, wie es ihnen der Priester vorsagt. Die Salbung wird noch einmal vorgenommen und

noch einige Gebete hergesagt. Endlich wird das Oel in das Taufwasser in Gestalt eines Kreuzes gegossen, worauf der Priester in ein zu der Absicht vor der Kirchthüre ausgegrabenes Taufbaad tritt, und die von dem Diakonus ihm zugeführten Täuflinge, dreimal über den ganzen Körper eintaucht und im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes tauft. So gewaschen und aufs neue gesalbt, werden sie gekleidet und in die Kirche eingeführt.

Mit den Kindern gebraucht man nicht so viele Zeremonien. Sie werden nur mit Wasser besprengt und gewaschen, und zwar vor der Kirchthüre. Nach der Taufe wird ihnen das Abendmahl gereicht. Die katholischen Missionärs hatten so schlechte Begriffe von der habessinischen Taufe, daß sie ihre Proseliten noch einmal tauften.

Am elften Januar, oder nach unserm Kalender am sechsten, wird zum Andenken am heil. drei Königstage, der Taufe Kristi ein großes Fest begangen. Der König und seine Minister, die gesammte Klerisei, Vornehme und Geringe, Alte und Junge steigen vor Sonnenaufgang nackend ins Wasser, baden sich und machen sich einen lustigen Tag. Die Priester, welche hierbei zugegen sind, sprechen über die, welche ihnen begegnen, und sie nach Gewohnheit darum ersuchen, den Segen aus; dieses lustige Fest, das sich durch

noch

Possen und Ausschweifungen auszeichnet, haben die Jesuiten so übel verstanden, daß sie behaupteten, in Habesch würden alle Jahre die Erwachsenen getauft.

Die Beichte geschieht hier noch, wie ehedem in der altkatholischen Kirche mit dem allgemeinen Sündenbekenntnisse. Da die römischen Missionäre ein spezielles Sündenbekenntniß verlangten, so gestanden die Habeschiner nur Mord, Ehebruch und Diebstahl ein.

Das heilige Abendmahl genießt keiner vor dem 20sten Jahre, die Kommunion nach der Taufe ausgenommen. Es wird unter beiderlei Gestalten ausgetheilt. Das Brod ist gesäuert, den grünen Donnerstag ausgenommen, wenn zum Andenken der von Kristo gehaltenen Mahlzeit ungesäuertes genommen wird. Das Brod wird in der Sakristei hinter dem Altare, wo ein Backofen ist, zubereitet, und mit einem doppelten Kreuz gezeichnet.

Beim Abendmahl werden den Armen Allmosen gegeben. Die heilige Handlung wird sowohl Sonnabends als Sonntags vorgenommen. Sie haben keine Glocken. Ihre musikalischen Kircheninstrumente sind Klapperhölzer, Schellen, und eine Art von Trommeln und Pauken, mit denen sie einen unangenehmen Lärmen machen. Zu dieser Musik tanzen sie mit heftiger Bewegung und Verzerrung ihres Körpers.

Die Fasten werden sehr strenge, mit gänzlicher Enthaltung von allen Speisen, bis Sonnenuntergang beobachtet. Die Mönche fasten jede Woche Mittwochs und Freitags. Die vierzigtägige Fasten fangen die Habeschiner vierzehn Tage früher an, als die Lateiner. Kein Sonnabend und Sonntag ist ein Fasttag. Die ganze Zeit zwischen Ostern und Pfingsten wird gar nicht gefastet. Außer dem Sabbath und Sonntag, werden die vornehmsten Feste der katholischen Kirche gefeiert, als, das Fest der Empfängniß Kristi, seiner Geburt, Beschneidung, Taufe, Leiden, Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten u. s. f. Sie haben auch eigene, z. B. des Erzengel Michael. Im Kalender kommen viele Namen von Heiligen und Märtirern vor, die in Europa kein Mensch kennt.

Das Jahr fängt mit dem ersten September an. Von Erschaffnung der Welt bis auf Kristi Geburt werden 5500 Jahre gezählt, also acht Jahre weniger als die Griechen, und die ihnen folgenden Nazionen. Das Jahr besteht aus zwölf Monaten, und jeder Monat aus dreißig Tagen. Zur Ergänzung des Sonnenjahres, werden in jedem Jahre zu den Tagen des letzten Monats oder Augusts, noch fünf, und alle vier Jahre sechs Tage hinzugefügt. Die Feste folgen daher nach der Ordnung des julianischen Kalenders, die Tage werden aber doch anders gezählt. Obgleich wir mit ihnen Weihnachten an demselben Tage feiern,

so zählen wir den 25sten, sie den 29sten Dezember. Die Tage werden von Sonnenuntergange an gezählt, wenn die Sonne unter den Horizont geht, und die Sterne erscheinen. Sie nennen diesen Augenblick Meset, und den Mittag Kater. Von Eintheilung in Stunden, scheinen sie keinen Begriff zu haben.

Die Ehen, welche die Kirche für gesetzlich erkennt, denn in Habesch werden Ehen kontrahirt, welche die Kirche für ungültig erklärt, z. B. mit mehrern Frauen zugleich, mit des Bruders Wittwe, mit verschiedenen nahen Verwandten, werden unter priesterlicher Einsegnung, die entweder zu Hause, oder vor der Kirchthüre geschieht, vollzogen. Die Todten werden gewaschen, geräuchert nnd in Kleider eingewickelt. Vornehme werden mit einer Ochsenhaut bedeckt, auf eine Bahre gelegt, und von Priestern in größter Eile weggetragen, um sich des, nach iüdischen Begriffen Unreinen, so geschwind als möglich zu entledigen.

Bei dem Grabe wird ein Abschnitt aus dem Evangelio Johannis vorgelesen. Darauf wird der Leichnam geräuchert und mit Weihwasser besprengt, und in das Grab geworfen.

Das Haupt der Geistlichkeit ist der Abuna, d. i. unser Vater. Zu dieser Würde gelangt nach einer alten Gewohnheit allemal ein Kopte aus Egipten, den

der koptische Patriarch in Kahira auf vorhergegangenes Verlangen des Königs in Habesch aus seiner Geistlichkeit ernennt.

Man sollte glauben, daß die Ungereimtheit, einen Ausländer, der mit der Verfassung, Sprache und Sitten des Landes unbekannt ist, zum Oberhaupte der Geistlichkeit zu machen, selbst einem so unaufgeklärten Volke, als die Habeschiner sind, längst hätte auffallen und eine Veränderung bewirken müssen.

Allein, vielleicht ist nicht blos Unwissenheit oder Gleichgültigkeit gegen den geistlichen Stand, sondern auch die Furcht, daß die Türken, die durch die Ernennung eines Abuna aus einem ihnen unterwürfigen Lande in Habesch, ein gewisses Ansehn bekommen, eine Veränderung nicht gern sehen würden, die Ursache, warum diese Gewohnheit nicht abgeschafft wird.

Der Abuna thut nichts, als daß er die Geistlichen ordinirt, von denen man nicht erwarten kann, daß sie das Oberhaupt an Gelehrsamkeit übertreffen sollten.

Den Geistlichen, sie mögen Weltgeistliche oder Mönche seyn, wird die Ordinazion sehr leicht gemacht. Sie werden vorher gar nicht geprüft. Kinder vornehmer Eltern, die noch an der Brust der Amme liegen,

werden ordinirt, oder zu Diakonen gemacht, damit sie das Abendmahl in der Sakristei genießen dürfen, da gemeine Leute es an der Thüre empfangen. Die Einkünfte des Abuna sind sehr mittelmäßig und entspringen aus den Gebühren, die die Ordinirten bezahlen, und aus gewissen Ländereien, die in den Provinzen Tigre, Dembea und Gojam, dem Patriarchat angewiesen sind, und die er anbauen läßt.

Der Abuna, nebst der ganzen Geistlichkeit steht unter dem Könige, der alle gesetzwidrige Handlungen der Geistlichen eigenmächtig bestraft, und darin zwischen ihnen und den Laien keinen Unterschied macht.

Die Kirchen haben ihre vorgesetzten Komosat, die die weltlichen Angelegenheiten der Kirchen besorgen und die Streitigkeiteu der Geistlichen, so weit als ihre eingeschränkte Jurisdiktzion erlaubt, entscheiden. Andre können mit unsern Dechanten, Domherrn, Kanonikern, u. s. f. verglichen werden.

Alle Geistlichen haben, wenn sie ausgehn, ein Kreuz in der Hand, das sie den Vorbeigehenden zum Küssen darreichen, übrigens sind sie in der Kleidung nicht unterschieden.

Die Geistlichen sind einzutheilen in Weltgeistliche und Mönche. Jene haben die Erlaubniß zu heirathen,

aber nur einmal. Ihre Kinder bekommen die Pfründen der Väter. Gemeiniglich sind sie arm und genöthigt, von ihrer Hände Arbeit zu leben, und um ihren Unterhalt zu bekommen, das Land anzubauen. Diese, oder die Mönche, mit Ausschließung des Abts, der im Zölibate leben muß, sind größtentheils verheirathet, und können wie regulirte Bauern angesehen werden.

Die Mönche führen zum Theil ein strenges asztisches Leben, enthalten sich in der großen Fastenzeit der Butter, Milch und alles, was lebendig gewesen ist. Sie werden in zwei Orden eingetheilt, davon sich der eine von Tekla Haimauk, der andre von Eustathius, als ihren Stiftern herschreibt. Der General, oder das Oberhaupt beider Orden, heißt Itcheu, und folgt unmittelbar auf den Abuna. In unruhigen Zeiten ist er von mehrerm Gewicht, als der Abuna. Er hatte in alten Zeiten seine Residenz in Debra Libanos, (Berg Libanon) im Königreiche Shoa, mußte aber nebst den übrigen Geistlichen, als die Gallas ins Land fielen, nach Bejamder flüchten.

Habesch ist voll von Mönchen, die aber von einer ganz andern Raçe als die Europäischen sind. Sie leben nicht in Klöstern, sondern in Häusern, die um ihre Kirche stehen. Das Hersagen gewisser Gebete und und Psalmen, das in großer Geschwindigkeit verrichtet

wird, ist alles, was sie zu thun haben. Ein jeder bauet seinen Acker, ernährt sich und seine Familie von dem Ertrage desselben, geht übrigens aus, und kömmt zu Hause nach Belieben.

Die Grundstücke fallen nach dem Tode der Mönche an die Gemeine. Die Mönche, die sich etwas erspart haben, können darüber und über die Möbeln, die gleichfalls nicht verfallen, eine Verfügung treffen. Die jüngsten, die noch keine eigne Wohnung haben, wohnen in dem Hause des Superior, und essen mit ihm an einem Tische, der von dem seinigen durch einen Vorhang getrennt ist. Die Mönche nehmen nicht viele Rücksicht auf das Gelübde des Gehorsams und leben nach ihrem Gutdünken. Doch werden die, welche zum Orden Thekla gehören, von ihrem General oder seinem Delegirten visitirt, und wenn sie etwas verbrochen haben, mit einer Geldbuße bestraft. Die von dem Orden des heiligen Eustathius haben keinen General. Als der letzte, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben, gestorben war, haben sie keinen aus eigner Autorität wählen wollen, und jedes Haus erwählt durch die Mehrheit der Stimmen seinen Abt. Ein vom Könige ernannter Verwalter, der ein Laie ist, wohnt unter ihnen, nimmt alle den Kirchen gehörige Renten, und giebt einem jedem Priester, der nicht wie die Mönche, zur Arbeit verpflichtet ist, den ihm zukommenden Antheil.

Die Eingebohrnen, welche der mohamedanischen Religion zugethan sind, heisen Gibberti. Sie haben sich diesen Namen gegeben, weil sie den mohamedanischen Glauben mitten unter den Kristen standhaft vertheidigten. Die Habbeschinischen Kristen haben gegen sie und die Europäer einen gleich starken Widerwillen. Sie essen nicht gern mit den Gibberti, und mögen nicht einmal das Fleisch, was sie geschossen haben, kosten. Sie trinken nicht aus den Tassen, woraus sie getrunken, wenn nicht vorher ein Geistlicher darüber gebetet und durch seinen Hauch sie gereinigt hat.

Begegnet ein Krist einem Mohamedaner, so grüßt er ihn mit der linken Hand, zum Zeichen der Verachtung. Sie leben in den Städten von den Kristen abgesondert. Nur zu Emfras ist es ihnen vergönnt, unter den Kristen zu wohnen. Dies ist auch der einzige Ort, wo ihnen eine öffentliche Religionsübung verstattet ist.

So wie es überhaupt schwer ist, die dunkeln Religionsbegriffe der Wilden zu entwickeln, so findet dieses besonders in Ansehung der heidnischen Nazion in Habbesch statt.

Das Volk in den niedern Thälern gegen Nubien, die Agores bei den Quellen des Nils und die ihnen gleichnamigen Einwohner, obgleich sie eine andre Na-

zion sind und etne andre Sprache haben, an den Quellen des Tabazza in Lasse sind Heiden. Sie beten die Sterne, Planeten, Bäume und dergleichen an. Die Agores an den Nilquellen verehren einen im Flusse wohnenden Geist, den sie den immer fortdauernden Gott, das Licht der Welt, das Auge der Welt nennen.

Sie opfern an der Quelle alle Jahre eine Kuh, verzehren das rohe Fleisch, den Kopf ausgenommen, welchen sie verbrennen. Der Priester, den ich antraf, wollte auch den Geist vom Flusse gesehen haben. Die Nazion hat großen Respekt für die Schlangen, füttern einige davon in ihren Häusern, und schließen aus ihrem Fressen oder Nichtfressen, ob etwas zu unternehmen sey, oder nicht. Die Schlangen scheinen hier der Kalisch oder die Gottheit zu seyn, und Schlangen werden überhaupt von allen Schwarzen am meisten als Gottheiten verehrt. Ueberhaupt hat die Schlange zu allen Zeiten und in allen Religionen, von der bösen Schlange Ahriman Tiphon und bis zur Schlange, der die Jungfrau Maria den Kopf zertreten sollte, eine bedeutende Rolle gespielt, und es wäre der Mühe werth, hierüber eine Untersuchung anzustellen.

Trägheit und Unwissenheit sind die Fehler, welche den Einwohnern von allen, die mit ihnen umgegangen sind, vorgeworfen werden. Sie können zwar schreiben und besitzen Bücher, allein die Bücherspräche

in Habbesch ist nicht die des gemeinen Lebens, und die Bücher haben daher nur einen sehr beschränkten Umlauf.

Die Befehle des Königs an die Gouverneurs werden schriftlich ausgefertigt, auf Rollen von Pergament, durch die dazu bestellten Schreiber. Sonst schreiben die Einwohner keinen, oder äußerst selten Briefe an einander.

Die Portugiesen hatten viele Mühe, sie die Briefe schreiben zu lehren, die nach Europa geschickt werden sollten.

In der Rechenkunst sind sie gänzlich unwissend, haben gegen alles Lernen einen unbeschreiblichen Widerwillen, und zeichnen sich, vornemlich die Mönche unter ihnen, durch allerhand wunderbare Hirngespinnste aus. Weil sie nichts von Eintheilung der Tageszeit und Stunden wissen, so weisen sie im gemeinen Leben auf den Stand der Sonne am Himmel, wenn sie die Zeit, da sich etwas zugetragen hat, bestimmen wollen, oder sie messen ihren Schatten. Wenn dieser sieben Schuhe lang ist, so glauben sie, daß es Essenszeit ist.

Geschriebene Gesetze haben sie nicht, und über Rechte und Pflichten zu schreiben, ist noch keinem ein-

gefallen. Der beständigen Kriege ohngeachtet, die mit Feuergewehr geführt werden, sind doch in den Armeen keine Wundärzte.

Die Arzneikunst ist im beklagenswürdigsten Zustande. In den meisten Krankheiten hilft sich ein jeder selbst, so gut er kann.

Sie haben durch die Erfahrung den Nutzen von gewissen Pflanzen gegen gewisse Krankheiten gelernt.

So vertreibt man z. B. die Bandwürmer mit einem Absud von Kussu. Gegen Dissenterien gebraucht man Wogenos.

Hautkrankheiten sind allen innerhalb den Wendezirkeln wohnenden Nazionen sehr empfindlich; und wenn sich ein Ausschlag oder Rauhigkeit an der Haut zeigt, so wird er mit glühenden Eisen weggebrannt.

Wenn man den elenden Zustand der Wissenschaften betrachtet, so muß man die Nachrichten von den Bibliotheken, worin auf 10000 Bände seyn sollen, für abgeschmackte Lügen halten. Man liest sie nicht blos bei Baratti, sondern auch bei Saidys, der es von einem spanischen Mönche gehört hatte, aber doch ein Mißtrauen darein zu setzen scheint, und bei Thevenot,

dem der Habbesinische Gesandte versicherte, daß er zu Wechna eine schöne Bibliothek gesehen hätte.

Die theologischen Bücher sind Uebersetzungen der heiligen Schrift, Beschlüsse der Kirchenversammlungen vor der kalzedonischen, Uebersetzungen des Kirchenvaters Krisostomus und des jüdischen Geschichtschreibers Josephus und anderer griechischen Autoren, Liturgien, Homelien, Kirchenkalender, Glaubensbekenntnisse, Lobeserhebungen der Jungfrau Maria, Katechismen, Anweisungen für Mönche, Gebete, Leben und Elogien der Heiligen und Märtirer.

Außer theologischen giebt es wenig andere. Ludolf, der größte und beinahe einzige Kenner der ethiopischen Litteratur kannte nur die Tittel von zwei Kronicken oder historischen Werken.

Bruce hat zwar mehrere Geschichtsbücher, besonders ein sehr merkwürdiges Leben der Könige, welche in Schoa lebten, in Händen gehabt, und behauptet, sie bei seiner Geschichte von Habbesch gebraucht zu haben. Er ist aber nicht so vorsichtig gewesen, durch Mitbringung und Deponirung dieser Denkmäler in einer europäischen Bibliothek zu Sprach- und Geschichtforschern Mittel an die Hand zu geben, seine Glaubswürdigkeit zu beweisen, und die Richtigkeit der dar-

aus gemachten Auszüge gegen alle etwanige Zweifler zu bestätigen.

Die gelehrten Herausgeber der Uebersetzung seiner Reisen zu Rinteln und Herr Tichsen haben sein Verfahren bedauert. Sprachlehrer und Wörterbücher giebt es nicht, ein Vokabularium ausgenommen, worin nach Ordnung der Sachen die Wörter in der Bücherspracbe auf amharisch erklärt werden.

So wenig es den Habbeschinern eingefallen ist, über Gegenstände aus der Naturkunde zu schreiben, so findet man doch Spuren von spekulativen Untersuchungen. Die wenigen Gedichte, die sie haben, sind über geistliche Gegenstände, und die Prosodie scheint hauptsächlich in Beobachtung des Reims zu bestehen.

Die Räthsel verrathen keinen Scharfsinn und die Denksprüche ihren biblischen Ursprung.

Der vortreffliche Kenner des Schönen: Sir William Jones, erzeigte einer Probe habbessinischer Dichtung die Ehre, sie in lateinische Verse zu übertragen.

In den schönen Künsten sind die Habbeschiner höchst unerfahren. Sie sollen zwar jederzeit einen Hang zur Pracht und Aufwand gehabt haben, und die Zimmer, wenigstens in dem königlichen Schlosse zu

Gondar, inwendig prächtig tapezirt seyn. Allein nirgends fand ich schöne, für einem Europäer nur erträgliche Gebäude aus den neuern Zeiten. Die Gemälde der Jungfrau Maria und der Heiligen, die sich in ihren Kirchen und Büchern finden, sind die elendesten Sudeleien, wobei noch zu bemerken, daß die erstere sowohl als jene in Habessiner verwandelt sind, daß man hier ihre sirische Landsmannschaft ohnmöglich erkennen würde. Die Kirchengemälde sind auf Pergament, und werden ohne Geschmack und Ordnung an die Wände genagelt.

Bisweilen sind sie aus Kahira verschrieben, die nicht viel besser sind, als die einheimischen Arbeiten, und oben an der Mauer wie ein Fries angebracht sind. Maler aus Europa haben sich daselbst mit ihrer Kunst viel erworben. Weil aber nach der Politik des Landes keine Ausländer heraus gelassen, sondern zu Heirathen und sich darin niederzulassen gezwungen werden, und es den wenigsten Künstlern gefallen möchte, die ganze Zeit ihres Lebens unter einem rohen Volke zuzubringen, so scheint daher das habbessinische Gold nicht viele geschickte Maler aus Europa herbei zu locken.

Die Musik ist, wie sie bei einem wilden Volke zu seyn pflegt. Die Instrumente werden tüchtig geschlagen, und es wird aus voller Kehle dazu gesun-

gen. Mir konnte diese Musik, oder vielmehr dieses Getöse ohnmöglich behagen, so sehr ich auch auf meinen Reisen an dergleichen Musik gewöhnt war.

Ueber den sittlichen Karakter der Einwohner habe ich, nebst dem Vorhergehenden, noch folgende einzelne Züge gesammelt.

Daß die Einwohner auf einer so niedrigen Stufe der Aufklärung stehen, ist mehr dem Mangel an Erziehung als an natürlichen Fähigkeiten zuzuschreiben. Habbeschiner haben in Jemen, wenn sie in ihrer Jugend eine gute arabische Erziehung genossen haben, sich zu ansehnlichen Bedienungen empor geschwungen. Andere, die gleichfalls als Sklaven dahin verkauft werden, machen große Handelsgeschäfte und erwerben sich Macht und Reichthümer. Die Gelehrigkeit und Gutmüthigkeit der Sklaven aus Habbesch macht sie über den ganzen Orient so werth, daß sie nach dem Golde die geschätzteste Waare sind. Denn von Natur sind die Habbeschiner gutmüthig, zur Gerechtigkeit und Billigkeit geneigt, nicht blutgierig noch rachsüchtig, ehrliche, fromme Leute, die Gott in aller Einfalt dienen und Wahrheit gern annehmen. Sie besitzen Geist, Geschmack, Fertigkeit etwas zu begreifen und zu beurtheilen. Gegen Arme sind sie sehr mitleidig, und dieses Mitleiden macht, daß es so viele Bettler und Faullenzer giebt, die den Einwohnern durch ihre Un-

verschämtheit sehr zur Last fallen. Sie sind überdem lustig und frohes Sinnes, und lieben, was die Engländer Fee nennen.

Ein Beweis ihrer natürlichen Verschmitztheit ist die Stärke in der Kunst zu täuschen und sich zu verstellen, worin sie mir alle bekannte Nazionen zu übertreffen scheinen. Ihr Gedächtniß ist nicht schwach. Lobo erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß er einen Mönch gekannt habe, der die ganze Bibel auswendig wußte, oft Sprüche zitirte, allein sie gewöhnlich albern anbrachte. Blindheit hatte ihn zum Auswendiglernen getrieben.

In körperlichen Uebungen scheinen sie es nicht weit gebracht zu haben, da sie vom Ringen und Boxen nichts verstehen. In ihren Kriegen mit den Mauren ziehen sie oft den Kürzern, weil sie in der Nacht sehr furchtsam sind und ungern reisen und fechten, die Mauren aber zu allen Stunden zum Fechten bereit sind.

Da noch kein aufgeklärtes Volk unter der Sonne in allen seinen Ständen vom Aberglauben gereinigt ist, wie kann man erwarten, daß die Habeschiner davon frei seyn sollten? Er zeigt sich hier nur auf eine andre Art, und nicht alle Arten des Aberglaubens sind auf einem Haufen zusammen. Es kann daher

gar

gar wohl möglich seyn, daß wenn der Mohamedaner steif und fest an Amulette glaubt, und im Zutrauen auf den Schutz, den ihm ein Spruch aus dem Koran, der um den Hals oder die Arme gebunden ist, gewährt, sich in Gefahren begiebt, der neben ihm wohnende Habeschiner den Amuleten alle Kraft abspricht, und sie nicht an den Armen trägt. Demohngeachtet ist letzterer nicht weniger abergläubisch.

Wenn ein Vogel dem Wandrer zur linken Hand singt, so gluubt er, daß ihm ein großes Unglück bevorstehe.

Der Teufel, dieser alte Tausendkünstler, kann Brunnen behexen, die Mönche, die dahin kommen, quälen, beschnitten werden — Mönchsgestalt annehmen, und dergleichen Possen mehr.

Ein gewisses magisches Gebetbuch, das in der Landessprache geschrieben ist, soll im Lande selbst verworfen seyn. Ich habe weder von einem, noch vom andern gehört.

Die Heirathen werden früh geschlossen; von Knaben vom zehnten Jahre ihres Alters, und von Mädchen noch früher. Etwas dem ähnliches, wird von den Agows versichert. Die Weiber unter dieser Nazion, fangen vom 11ten Jahre an Kinder zu bekom-

men, und heirathen gemeiniglich in diesem Alter, sie sind schon zwei Jahre vorher mannbar. Mit dreißig Jahren hören sie auf Kinder zu gebären. Die Ehen sind sehr fruchtbar. Sie sind Kontrakte, die auf eine gewisse Zeit geschlossen werden, und dauern so lange, als Mann und Frau mit einander zufrieden sind. Denn wenn der eine oder der andre Theil an den Kontrakt nicht mehr gebunden seyn will, so wird er aufgehoben, und wieder erneuert, so oft es den Interessenten gut dünkt. Wenn sich ein Ehepaar scheidet, so nimmt ein jeder Theil sein Eigenthum zurück, und die Kinder werden getheilt. Außer der Einwilligung beider Partheien, sind zur Schließung der Ehen keine Formalien nöthig.

Sonderbar ist die Art, sich zu grüßen. Man nimmt sich bei der rechten Hand und führt sie wechselsweise zum Munde. Man nimmt auch die Scherpe desjenigen, den man grüßt, und wickelt sie sich um den Leib. Daher bleiben diejenigen, die keine Westen tragen, wenn man sie grüßt, halb nackend stehen.

Wenn man Trauer hat, so werden die Haare am Kopfe abgeschoren. Stirbt der König, so geschieht dieses an Männern, Weibern und Kindern im ganzen Königreiche. Es werden alsdann auch Feierlichkeiten, die einer katholischen Seelenmesse ähnlich sind, in der Kirche angestellt, und in den Pallästen der Gouver-

nenrs Trauermusiken aufgeführt, wobei die Weiber mit Trommeln, die Männer ohne diese, Lieder zu Ehren des Verstorbenen anstimmen. Andre zerkratzen sich das Gesicht zum Zeichen der Betrübniß, daß es vom Blute trieft, oder sengen sich an den Schläfen mit Wachskerzen.

Zu gleicher Zeit erhebt das gemeine Volk im Haufen ein erbärmliches Geschrei, daß man vom bloßen Zuhören Aengsten und Bangigkeit bekömmt. Ueberhaupt ist es Landessitte, bei jeder Leiche ein fürchterliches Geschrei zu erheben. Die Nachbarn begeben sich in das Haus des Verstorbenen und weinen gesellschaftlich mit den Verwandten oder Bekannten im Hause. Dieses Schreien und Weinen wird bei Trommelschall verdoppelt, wenn die Leiche mit besondern Zeremonien gewaschen, in eine kattunene Decke gewickelt, in einen Sarg gelegt, und in den Saal gebracht ist. Sie wird von Mönchen abgeholt, die in der rechten Hand ein eisernes Kreuz, in der linken ein Gebetbuch halten. Sie tragen selbst den Leichnam und singen Psalmen. Die Verwandten folgen, und setzen ihr Geschrei fort. Geht der Zug einer Kirche vorüber, so wird still gehalten und ein Gebet verrichtet. An dem Begräbnißplatze wird geräuchert, das vorher auch schon im Leichenhause geschieht. Nach einigen Psalmen, in melancholischem Tone gesungen, wird die Leiche eingesenkt. Vornehme begräbt man in und nahe bei die

Kirchen, andre auf öffentliche Plätze. Die Leichenbegleiter gehen nicht allein an diesem Tage, sondern noch drei Tage nachher ins Trauerhaus, und essen nirgends als dort.

Das ganze Jahr hindurch, kömmt man alle acht Tage zusammen, um einige Zeit zu weinen. Die Trauernden lassen es bei dem Weinen und Winseln nicht bewenden, sondern raufen sich die Haare aus, zerkratzen sich das Gesicht, oder versengen sich die Haut mit Wachskerzen. Besonders zerkratzen sich die Weiber beim Tode eines Verwandten, mit dem Nagel des kleinen Fingers die beiden Schläfe. Man sieht daher auch in dem Gesicht einer jeden Habeschinerin eine Wunde oder Narbe.

Die Brandflecken, welche die ältern Reisenden in dem Gesicht der Habeschiner zwischen den Augen, über die Nase und an den Schläfen bemerkt haben, z. B. Belon, und welche sie zum Beweise der Feuertaufe der Habeschiner anführen, ohne zu erklären, was sie darunter verstehen, mögen solche eingebrannte Mahle der Trauer gewesen seyn.

Habesch war zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von einem größern Umfange, und älteren Nachrichten zu Folge, in einem bessern Zustande, als jetzt. Allein von der Zeit, hat es in den Kriegen mit dem

Königreich Adel, viel von seiner Macht und Größe verloren. Nachher haben sich die Türken an der Seeküste festgesetzt, und die Gallas ebenfalls mehrere Provinzen dem Reich entzogen.

Habesch ist bald in 60, bald in 42 Provinzen oder eigentlich Stämme, von Reisebeschreibern eingetheilt worden. Gregor rechnete dreißig, mit Inbegriff der von den Gallas eroberten oder verwüsteten, und nach Abzug dieser 9 Königreiche und 5 Provinzen, also weniger als die Hälfte der ehemals zu Habesch gehörigen Länder. Die Königreiche werden von Ludolf so angeführt: Amhar, Bagemdir, Kambat, Damot, Dembea, Enarea, Gojam, Samen, ein Theil von Sewa. Hierzu müßte noch Tigre gesetzt werden, das selbst nach dem Geständnisse dieses alten Reisenden, eines der vornehmsten Königreiche ist. Die Provinzen sind nach ihm: Emfras, Magaza, Zagada, Wogara, Walkajit.

Der Habesinische Gesandte gab Therenot folgende Eintheilung an: Gojam, wo der König einen Vicekönig hält, Bejamder, Dambea, Amhara, eine große Provinz, wo es viele Berge giebt, mit schönen Schlössern, Damot, Tigre, Baharnagaß.

Außer diesen giebt es noch verschiedne Provinzen, die von Fürsten regiert werden, welche Vasallen des

Königs sind. Das Königreich enthält auch 24 Trommeln, oder 24 Könige, oder nach Bruces Erklärung, solche, die Erlaubniß haben. Sendis und Nagarit, Pauken und Fahnen als Zeichen des höchsten Kommando zu führen. Bruce macht folgendes Verzeichniß der zu Habesch gehörigen Provinzen: Das Gebiet Baharnagash, Tigre, Sire, Samen, Begemder, Amhara, Foggora, Drida, Karuta, Walaka, Ober-Shoa, Gojam, Damot, Maitsha, Dembea, Kuara, Nara, Ras el Fil, Thelga.

Ich werde mit der Küste am arabischen Meerbusen, in meiner Topografie den Anfang machen, auf der ich zum Theil meine Reiseroute zu Grunde lege.

Inseln an der Küste sind viele, die wegen der Klippen und seichten Anfuhrten dem Seefahrer gefährlich sind. Die größte, nicht allein unter diesen, sondern im ganzen Golf ist Dahalak, Dalaka, Tshalak, unter dem 16ten Grad nördlicher Breite nicht über sieben Meilen vom festen Lande und zwanzig Meilen im Umfang, und gegen das feste Land zu flach, an der entgegengesetzten Seite felsig. Das nördliche Kap liegt 15° 54′ 30″ und das südliche 15° 20′ 30″. Die Länge der Insel beträgt 37, die größte Breite 18 englische Meilen.

Der Zustand der Insel ist, seitdem Alfarez, der
1520 sich hiee einen Monat aufhielt, bis Bruce hier
1769 landete, sehr verändert. Jener rühmt die ge-
sunde Luft, das süße Wasser, woran die andern Ins-
seln einen Mangel haben, sah viele Pflanzen und
Stachelbeeren, doch keine andre Bäume, und ganze
Heerden von Ziegen, Kameelen und Ochsen, die auf
den guten Weiden grasen. Dieser fand Gras, das
nach dem Regen in Menge emporschießt, Pflanzen von
Akazienbäumen und Kokosnüssen, von deren Blättern
schöne und zierliche Körbe verfertigt werden, keine
vierfüßigen Thiere, außer Ziegen von einer schönen
Art, wenige halbverhungerte Antelopen, die sich von
Binsen nährten. Uebrigens schienen ihm die Einwoh-
ner gesund zu seyn, die ihm auch versicherten, daß
wenige Krankheiten unter ihnen herrschten. Das Was-
ser ist Regenwasser, das vom Oktober bis März, vor-
nehmlich im Dezember, Januar und Februar in hef-
tigen Schauern fällt, und in dreihundert und sieben-
zig Zisternen, die in festen Steinen eingehauen sind,
gesammelt wird.

Weil keine von diesen Zisternen gereiniget wird,
so ist der Geruch und Geschmack des Wassers sehr ekel-
haft. Zu Alvarez Zeiten, konnte der König oder Herr
der Insel, über 500 Mann auf die Beine bringen,
die aber schlecht bewaffnet waren, und nur kleine
Wurfspiese, Tartschen, Schild und Bogen, nebst we-

nigen Säbeln führten. Dem Schottischen Ritter schienen die Einwohner ein einfältiges, furchtsames und unschädliches Volk zu seyn. Keiner trug Waffen, weder Flinte, noch grosses Messer, noch einen Säbel. Die Insel wird von einem Statthalter regiert, der von Massua abhängig ist. Seine Einkünfte bestehen in einer Ziege, die ihm monatlich von den zwölf Dörfern auf der Insel geliefert wird, und den Gebühren, welche die nach und von Massuah segelnden Schiffe, erstere nämlich ein Pfund Kaffee, und letztere einen Thaler, oder Palaka entrichten.

Statt der Münze, die gänzlich fehlt, bedient man sich der venezianischen Glasperlen. Zu Alvarez Zeit, wurden um dieser, und die umliegenden Inseln, viele Perlen gefangen, und den Gewinn davon hatte der König. Die Perlen waren gelb, hatten kein schönes Wasser, und wurden nicht sonderlich geachtet.

Jetzt ist die Perlen- und Schildkrötenfischerei, die noch zu Poncets Zeit auf Rechnung des Großsultans, an dessen Bassahs sie verpachtet war, getrieben wurde, gänzlich eingegangen. Die Gewaltthätigkeiten und Habsucht der türkischen Bassahs, haben diesen Nahrungszweig zu Grunde gerichtet. Die Einwohner arbeiten an der arabischen Küste zur Hälfte, und versorgen von da die zu Hause gebliebenen, mit Mohrhirse (Durra), und andern Lebensmitteln (denn auf

der Insel wird weder gepflügt noch gesäet, und das Nahrungsmittel ist Ziegenmilch). Sie werden, wenn die Zeit vorbei ist, von der andern Hälfte abgelöst. Die Armen nähren sich blos von Schaalthieren und Fischen. Die Weiber sind beherzte und erfahrne Fischerinnen. Ponzet berührte diese Insel auch, die er Thelab schrieb. Ihm zu Folge pflegen die Schiffe, die aus Indien kommen, frisches Wasser und andern Vorrath einzunehmen, den man daselbst im Ueberfluß findet, Brod ausgenommen, daran die Einwohner oft selbst Mangel leiden, die die meiste Zeit von Fleisch und Fischen leben.

Matzua, Makao, Masuah, Messun, Massava, Massova, Mazua, Klein, zwei Seemeilen von Arkiko, auf dem festen Lande, gerade über die See; an der Nordseite ist die See nur eine Viertelmeile breit.

Als Alvarez hier ankam, entflohen alle Einwohner, die Mauren waren, mit ihren Gütern nach dem festen Lande, und er ließ in der Moschee eine Messe lesen. Die Insel ist ein unfruchtbarer Felsen ohne Quellwasser, das aus Arkiko geholt wird, mit einer unbedeutenden Festung, ungesund, hat einen vortrefflichen Hafen, der für jede Art Schiffe bis dicht genug an das Ufer tief genug ist. Die Insel ist kaum drei Viertelmeilen lang und eine halbe breit. Ein Drittel und zwar an der Westseite, nehmen die Häuser

ein, das andere an der Ostseite die Zisternen, die aber schon zu Lobos Zeiten schon zerstört waren, oder schlecht unterhalten wurden, zu Auffangen des Regenwassers, und das dritte in der Mitte der Insel, der Todtenacker. Die Häuser sind nach arabischer Art von Stangen gebaut, und mit Binsen gedeckt, nur 20 sind von Stein, und unter denen nur sechs bis acht von zwei Stockwerken. Die Lebensmittel sind alle theuer und schlecht, weil sie über eine Wüste aus Habesch oder über die See aus Arabien gebracht werden, und von dem Naybe mit schweren Impostен belegt sind. Sogar das Wasser muß bezahlt werden und wird zwei Meilen davon in drei Boten, die dazu erhalten werden, geholt. Der Handel ist beträchtlich, obgleich die Insel an sich klein, und die Regierung drückend ist.

Nach Arabien werden jährlich auf 500 Sklavenkinder verkauft, darunter 300 Heiden aus Gondar, die übrigen kristlichen Eltern gestohlen sind. Für jedes Kind wird eine Flinte bezahlt. Der Statthalter von Tigre begünstigte den Handel, weil er dadurch Feuergewehr erhielt, das ihm bei seinen Kriegen von Wichtigkeit war.

Der Naybe bekömmt für jedes Kind das außer Landes geschafft wird, vier Patakas. Die Münzsorten sind dieselben, die an der entgegengesetzten Küste in

Arabien gewöhnlich sind. Alles wird nach venezianischen Zechinen geschätzt. Von den Banianen, welche sonst die vornehmsten Kaufleute waren, sind ihrer noch sechs. Sie sind Goldschmiede und Goldprobirern, haben aber wenig zu probiren.

Die Festung liegt an der Meerenge zwischen der Insel und dem festen Lande, ist von den Türken angelegt, und hat eine Garnison von Janitschaaren, die unter einem Sandjar steht, der in der Festung wohnt.

Sie hat zwar etwas Artillerie, womit der Kanal bestrichen werden kann, um die Brunnen zu vertheidigen, die zur Sammlung des Wassers von den Bergen, und von der See her, das, wenn es über den Sand fließt, sein Salz verliert, gegraben sind. Indessen will sie doch nicht viel sagen, und könnte von einem Kriegsschiff leicht in den Grund geschossen werden.

Die Breite von Massuah ist 15 Grad 35′ 5″ nördlicher Breite, und die Länge ostwärts von Greenwich 39° 36′ 30″. Die Breite des rothen Meers von Massuah bis Loheia, ungefähr 92 Seemeilen; die größte Hitze ist nach Reaumurs Thermometer 39°, die geringste 82°.

Der Empfindung nach ist es hier viel heißer, als in irgend einem Theile von Jemen.

Auf der Küste liegt der Insel Massuah gegenüber die Stadt Arkiko, wo der Naybe von Massuah residirt. Dieser ist die höchste Obrigkeit, welche durch einen Ferman des türkischen Kaisers über die Inseln, die Stadt und die Wüste Samhaar zwischen der Küste und den Gebirgen Habesch gesetzt wird. Er stellt die Person des Großherrn vor, und giebt sich den Titel Aga. Die Würde ist gemeiniglich erblich in dem Hirtenstamme Bellose, der der Muhamedanischen Religion zugethan ist, das Wort bedeutet eigentlich einen Ober- oder Unterrichter, und entspricht dem indischen Nabob, obgleich dieser mehr zu befehlen hat.

Der Naybe ist von dem türkischen Bassa zu Gitta abhängig, und er ist verbunden, einen Theil von den Zolleinnahmen sowohl an den gedachten Bassa, als an den König von Habesch abzugeben. Wegen der nicht geringen Entfernung von Arabien, und der noch größern von dem türkischen Hofe, ist die Gewalt des Großherrn sehr gering, und der Naybe sucht oft den schuldigen Tribut vorzuenthalten, wird jedoch bald zum Gehorsam und zur Bezahlung gezwungen. In seinem Divan oder Rathsversammlung, sind ungefähr sechzig Personen, Staatsbediente und Janitscharen zusammen.

Weil auf diese Art der Eingang zur See in das Königreich Habesch in den Händen der Großherrn ist, so kann es ihm nicht Uebel genommen werden, daß er sich in seinem Titel Herrn von Habesch nennt, wenn er auch im eigentlichrn Habesch nichts zu befehlen hat. Die Stadt besteht aus ungefähr 400 Häusern, wovon die wenigsten von Thon, die übrigen von Gras, das so stark wie Rohr ist, gebaut sind. Dicht vor der Stadt ist Wasser genug für große Schiffe; weil aber die Bai gegen Nordost offen ist, so ist der Ankerplatz bei stürmischem Wetter beschwerlich. Ponzet und Bruce, die zuletzt hier gewesen sind, gedenken weder einer Festung noch türkischer Besatzung.

Der Naybe besaß 1769 den schmalen Strich des unfruchtbaren Landes Samhar, der von Hamzan in Norden bis an den Fuß des Taranta in Süden reicht, und von den Hazorta Shiho und Tora bewohnt wird, wie auch die beiden Grenzstädte Dixan und Dobarwa.

Die Nazionen in der Ebene längs der Küsten pflegen während der Regenzeit in der Ebene, das ist vom November bis zum April, Vieh hier herum zu treiben, und wenn es in den übrigen Monaten auf den habeschinischen Bergen regnet, alsdann mit ihrem Vieh dahin zu wandern, weil auf der Ebene die entgegengesetzte Jahrszeit eintritt. Sie halten sich alsdann in dem Gebiete von Baharnagasch und Tigre

auf. Unter diesen Stämmen sind die Shiho die schwärzesten. Sie sind sämmtlich gekleidet, leben aber weder in Zelten noch Hütten, sondern entweder in Berghöhlen unter den Bäumen, oder in kegelförmigen Hütten, die von einem dicken Rohre wie Gras gemacht sind. Ihre Waffen sind eine Lanze und ein Messer im Gürtel.

Ihre Nachbarn sind die Hazorta, die in beständiger Feindschaft mit dem Stayba leben. Sie sind kupferfarbig, kleiner von Statur als die Shiho, aber schnell. Sie schlachten kein Vieh, ob sie es gleich in Menge besitzen, sondern nähren sich von der Milch. Sie leben theils in Höhlen, theils in Hütten, die nur zwei Menschen fassen können und mit einer Ochsenhaut bedeckt sind. Die wohlhabenden Weiber tragen kupferne Armbänder, Glasperlen in den Haaren, und hängen eine gegerbte Haut um die Schultern. Südwärts von Walkayt, Sire, Tigre und Baharnagasch wohnt am Ufer des rothen Meeres ein Stamm der Shangallas.

Dankali ist ein kleines, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, worin doch Ziegen und Honig für Geld zu bekommen sind. Der Regent, der zu Lobosum von dem Könige von Habbesch abhängig war, scheint noch jetzt in einem guten Vernehmen mit ihm zu stehen. In Ansehung der Religion ist seitdem auch

keine Veränderung vorgegangen. Er ist mit allen seinen Unterthanen noch ein Mahomedaner. Bei diesem niedrigen, sandigen Strich Landes am rothen Meere macht die Küste eine Biegung, und läuft bis an die Straße von Bal el Mandeb, fast ganz gegen Osten. Dankali grenzt gegen Norden an die Gruben von Steinsalz und die See, gegen Süden an die Provinz Dawaro, gegen Osten bei Azab an das Königreich Adel und an das Mirrhenland. Die Unterthanen heißen Taltal, sind alle schwarz, und nur wenige wollhaarig. Die beiden kleinen Flüsse im Lande versiegen in der heißen Jahreszeit, und man muß nach Wasser grvben. In der regnigten Jahreszeit schwellen sie durch das von den Bergen und dem Hochlaude Habbeschs herablaufende Wasser an, und nur dann laufen sie mit dem Strom iu die See. Das übrige Wasser ist salzig und selten brauchbar. Wenn es ganz fehlt, so suchen die Einwohner an der entgegengesetzten Grenze von Habbesch Wasser und Weide für sich und ihr Vieh. Ihr Handel besteht in dem Verführen des Steinsalzes, das in ihrem Lande gegraben wird, über die brennende Wüste nach dem nächsten Marktplatz in dem Hochlande von Habbesch, wobei sie einen geringen Vortheil haben.

Beiloul, Baylour, oder Bilure, der Hafen von Dankali, war schon zu Berniers Zeiten öde, ist eine geräumige Bay mit einem erträglichen Außenplatze,

unter der Breite von 13° 3′. Der Strich von Bilur bis Gardekam bringt Weihrauch, Myrrhen, eine Art Zimmt, nebst verschiedenen Arten von Gummi und Farben hervor.

Der Hafen von Bailur wird bloß von Arabern besucht, die einmal des Jahrs auf Schiffen dahin kommen und baumwollenes Zeug gegen Schafe, Butter und wohlfeile Waaren umsetzen.

Das Gebiet von Baharnagasch unterscheidet Bruce von Tigre. Poucet sagt, daß Tigre zwei Gouverneure habe, die beide Baharnagas, Meerkönige (denn dies ist die Uebersetzung des Wortes, das aus Bahr, Meer, und Nagasch, König zusammengesetzt ist) wegen der Nachbarschaft des rothen Meeres heisen, weiß aber nicht, wovon dieses statt findet, und was für ein Departement jeder hat. Alvarez macht auch einen Unterschied unter Baharnagasch und Tigremahon. Zu seiner Zeit, da die Türken weder Arkesko noch Massuah im Besitz hatten, ob sie gleich beide bisweilen überfielen, in welchem Falle die Einwohner an das feste Land flüchteten, war die Gewalt und Einnahme des Baharnagasch viel größer, als sie jetzt ist. Sein Gebiet ist zwar ziemlich lang, von Suakem in Norden bis Hadna in Süden, aber selten über 40 englische Meilen breit, und wird von der hohen Gebirgskette, die mit dem rothen Meere parallel läuft, begrenzt.

grenzt. Als Bruce in Habbesch war, hatte der Statthalter von Tigre einen Theil der Länder des Baharnagasch zu seiner Provinz geschlagen, einen andern an den Naybe verpachtet, und einen kleinen an den Baharnagasch verkauft. Dieser residirte in einem Dorfe Hadawi, 80 Häuser groß. Der Statthalter von Tigre gebrauchte ihn dazu, auf den Naybe ein wachsames Auge zu haben, und ihm, wenn er sich widersetzlich bewies, die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden.

Dobarwa, Debaroa, Barva, Barna, auf einem hohen Felsen, war ehedem die Residenz des Baharnagasch, und bestand aus 300 Häusern, meistens von Weibern bewohnt, die gegen das Gefolge des Königs und des Baharnagasch, die sich oft hier aufhielten, sehr gefällig waren, und so lange sie jung waren, ein erträgliches Gewerbe trieben. Der Wochenmarkt wurde von 3—400 Menschen besucht, und das Korn, Salz u. s. von den Weibern ausgemessen, die dafür bezahlt werden, und die Kaufleute nebst ihren Waaren bei sich beherbergten. Die Gegend umher ist eben, ungemein fruchtbar, und mit vielen Ortschaften versehen. An Viehzucht, an Wild allerlei Art, an Fischen ist ein Ueberfluß. Die kristlichen Karavanen, die sonst nach Jerusalem giengen, sollen sich hier versammelt, und unter maurischer Begleitung von hier ihren Weg nach Kahira fortgesetzt haben.

Die Mauren wohnen hier in größerer Anzahl, als in irgend einem andern Orte in Habbesch, und die hiesigen Habbeschiner taugen so wenig als die Mauren. Der Fluß, der an der Stadt Urlen fließt, heißt Mareb. Die Stadt, welche die Hauptstadt von Tigre ist, wird in die obere und untere getheilt, welche letztere von den Mohamedanern bewohnt wird. Sie hat zwei Meilen im Umfange. Die Häuser sind von Quaderstücken gebaut, und haben Terrassen statt der Dächer. Sie ist die Niederlage aller indischen Waaren, die über das rothe Meer nach Habbesch gehen. Zu Poncets Zeit hielten sich der Gouverneur von Tigre und der Baharnagasch hier auf. Jetzt gehört der Ort dem Naybe, der ihn für eine geringe Summe von dem Statthalter von Tigre gepachtet hat. Ein Baharnagasch, der mit seinem Könige Krieg führte, überließ 1561 den Ort nebst den Distrikt an den türkischen Pascha, der 1538 Besitz von Masuah genommen hatte. Die Türken wurden aber von Sertza Denghel 1594 wieder heraus gejagt. Wenn der Naybe jetzt sich nicht ganz festsetzt, so wird, wenn die Türken es der Mühe werth halten sollten, oder wegen der auf dem rothen Meere handelnden Europäer wagen dürften, in Habbesch einzudringen, ihnen durch diese vorläufige Besitznehmung eines ihrer Vasallen, die Eroberung des ganzen Landes erleichtert werden. Bruce hat diesen Ort, wenn schon der beste Weg von Masuah nach Gondar dadurch gehet, aus Furcht vor

dem Naybe nicht gesehen, beschreibt ihn indessen als eine ansehnliche Handelsstadt, die Ueberfluß an allerlei Lebensmitteln hat, welche Masuah gebraucht, und den Schlüssel zu Tigre und dem Hochlande von Habbesch. Er gieng über den Berg Taranta, der über alle übrigen hervorragt, dessen Spitze in Wolken gehüllt ist und die entgegengesetzten Jahreszeiten scheidet, nach Dixan, der ersten Stadt in Habbesch, die er antraf. Sie liegt unter 14° 57′ 55″ nördlicher Breite und 7° 30′ östlicher Länge von Greenwich auf einem Hügel, der wie ein Zuckerhut aussieht. Die Stadt wird in Ober- und Unterstadt getheilt. Zwischen beiden ist ein beträchtlicher Raum. Sie wird von Kristen und Mauren bewohnt, und ist gut bevölkert. Ihr einziges Gewerbe ist der Verkauf der Kinder. Die Kristen bringen die in Habbesch gestohlnen Kinder nach Dixan, wo sie von den Mauren gekauft und nach Masuah geschifft werden, um von da nach Arabien und Indien gebracht zu werden. Die Priester in der benachbarten Gegend haben an diesem schändlichen Handel Antheil. Dieser Ort findet sich nicht in andern Reisen und Karten, die ich vorher nachgesehen habe, man müßte das Einekan des Alvarez dafür halten, das nur anderthalb Tagreisen von Dobarba entlegen war.

Die Provinz Tigre wird gegen Osten durch den Fluß Mareb von dem Gebiete der Baharnagasch ge-

trennt und grenzt gegen Westen an den Tokazza; sehr groß und weitläuftig, der verschiedene Herrschaften unterworfen sind, durchaus gebirgig. Weil alles, was aus Arabien nach Habbesch geht, durch diese Provinz transportirt wird, so ist sie von vorzüglichem Werthe, und der Statthalter derselben im Stande, bei ausbrechendem Kriege alle asiatischen und europäischen Waaren, vornemlich aber an Feuergewehr, den übrigen Provinzen vorzuenthalten und sie durch den Verkauf an sich zu ziehen. Das Land ist sehr bevölkert. Die Einwohner zeichnen sich durch böse Sitten vor andern aus, sind grausam, boshaft, unbeständig, aufrührerisch, meineidig, unversöhnlich, und im höchsten Grade rachgierig.

Kelle, 14° 24′ 34″ nördlicher Breite, der fünfte und letzte Ort, wo man auf dem Wege von Masuah nach Tigre Zoll oder Wegegeld entrichtet. Hier fangen die kegelförmigen Dächer an, wegen der tropischen Regen, die, je näher man nach Westen rückt, heftiger werden.

Adowa, 14° 1′ 57″, ist unter dem Statthalter Rab Michael 1769 die Hauptstadt geworden, besteht aus 300 Häusern, die von rohen Bruchsteinen erbaut, und statt des Mörtels mit Lehm gemauert sind. Die Dächer sind kegelförmig und mit einer Art von Rindsgrase gedeckt, die etwas dicker als Weizenstroh ist.

Der Pallast hat eher das Ansehn eines Gefängnisses. Es sind auch viele Gefangene darin, die seit geraumer Zeit in Eisen geschlossen in elenden Löchern stekken und auf eine grausame Art behandelt werden.

Hier wird grobes baumwollenes Tuch gemacht, das im ganzen Lande wie Silbergeld im Umlaufe ist. Die Berge um die Stadt haben eine so sonderbare Gestalt, daß sie mit keinem mir bekannten in dieser Hinsicht einige Vergleichung aushalten. In der Nachbarschaft der Stadt thut man jährlich drei Erndten.

Neun englische Meilen von der Stadt gegen Osten ist eines der berühmtesten Klöster Bet-Aba-Garina.

Axum, die ehemalige Hauptstadt von Tigre und ganz Habbesch. Die alten Erdbeschreiber Arrianus Ptolomeus, Stefanus, Kosmas gedenken ihrer als der Hauptstadt von Anthiopien. Von ihr sind noch Ruinen vorhanden, die 43 Meilen von der See entfernt sind. Man sieht in Stein eingehauene Inschriften, Sitze oder Stühle, Figuren von Löwen, Wölfen, Hunden und Vögeln. Ein Obelisk steht aufrecht, 64 Fuß hoch, 6 Fuß tief und 3 Fuß breit, ausgehöhlt und durchlöchert von unten bis oben, als wenn gewölbte Fenster über einander stünden. Oben an der Spitze sieht er wie ein halber Mond aus, darin sind gegen Süden fünf Nägel oder Zapfen angebracht.

Dieser Beschreibung des Alvarez entspricht der von Bruce gelieferte Kupferstich des Obelisk in Ansehung der Dimension und des obern Theils. Der Obelisk hat keine Hieroglifen, aber verschiedene Verzierungen aus der Fantasie des Architekten, zu denen, wie es scheint, in der Bruceschen Verzeichnung noch verschiedene aus der Einbildung des Zeichners gekommen sind. Lobo hält die Ruinen für Ueberbleibsel eines Tempels, welcher 220 Palmi lang und 100 breit seyn mochte. Er hatte an jeder Seite zwei Flügel und ein doppeltes Vestibul, wozu man auf 12 Stufen hinauf stieg. Hinter dem Tempel sind Obelisken von verschiedener Größe, wovon einige niedergeworfen sind.

Unter den Inschriften findet man einige mit griechischen und lateinischen Buchstaben. Alfonse Mendez glaubte hier Ruinen eines Pallastes anzutreffen, wie er aus den 16 oder 17 Piramiden (Obelisken) von einer bewundernswürdigen Höhe aus einem Stück gehauen schloß, von denen der größte auf der Erde lag. Nicht weit davon war auf einem Steine eine fast ganz erloschene Inschrift mit griechischen und lateinischen Buchstaben, die anzeigt, daß die Gebäude zu den Zeiten des Justinus und anderer orientalischer Kaiser von europäischen Künstlern aufgeführt sind. In dieser Nachricht herrscht eine seltsame Verwirrung.

Zu den Zeiten des Kaisers Justinus im sechsten Jahrhundert, hat ein gewisser Kosinas in Typograph. Christiana eine zu seiner Zeit in Adûle am Meere, drei Meilen von Axum, noch vorhandene griechische Inschrift, die von dem Könige von Egipten, Ptolomeus Evergetus, 700 Jahre vorher eingegraben war, abgeschrieben und aufbewahrt. Von Gebäuden, die Kaiser Justinus hat aufführen, und Inschriften, die er hat setzen lassen, weiß man nichts. Bruce versichert, zu Axum die Inschrift: ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΥ ΕΥΕΡΓΕΤΟΥ ΒΑΣΙΛΕΟΩΣ gelesen zu haben. Dieses Königs Thaten melden auch die alten Inschriften zu Adule.

Von den Trümmern vieler zerfallenen Kirchen ist eine neue erbaut. Die Stadt hat noch das Privatrecht und die Ehre, daß der König hier gekrönt wird, der sich gleich nach seiner Erhebung hierher begiebt. Die neue Stadt liegt am Fuße eines Hügels und hat ohngefähr 600 Häuser. Man verfertigt hier grobe baumwollene Zeuge und das beste Pergament von Ziegenfellen.

Kremona, das erste und letzte Kloster, welches die Jesuiten in Habbesch gehabt haben, 15 Meilen südwestlich von Axum.

Sire hat schöne und weite Ebenen, von Quellen durchwässert und mit edeln Fruchtbäumen besetzt,

die denen in der Provinz in Frankreich gleichen. Die Hauptstadt, 14° 4′ 35″ nördlicher Breite 38° 0′ 15″ östlicher Länge von Greenwich, ist größer als Axum, am Ende eines steilen engen Thales, durch welches ein mit Palmbäumen besetzter Bach läuft, in einer vortrefflichen Gegend gelegen. Es herrschen aber bösartige faule Fieber. Man verfertigt die schon oft erwähnten groben baumwollenen Zeuge.

Samen wird durch den Takazze von Sire getrennt und ist sehr gebirgig. Die höchsten Berge sind im südöstlichen Theile, unter denen der spitzzulaufende Amba Gideon oder Judenfels, durch die häufigen Kriege der in dieser Provinz zahlreichen Juden gegen die Könige von Habbesch, in der Geschichte des Landes bekannt ist. Der Berg ist allenthalben so steil, daß ihn niemand wider Willen der oben Wohnenden besteigen kann. Die Ebene oben ist so groß, hat so viel Land zur Weide und zum Pflügen, und ist so wasserreich, daß eine Armee daselbst unterhalten werden kann.

Camalmon, worüber der Weg von Gondar nach Masuah geht, ist in Nordwesten der Provinz, an welchen der Gingerrhoa anstößt, und übertrifft an Höhe die Berge von Tigre.

Im Thale Walduba wohnen viele Mönche, die sich eine ungesunde, heiße und gefährliche Gegend ausgesucht haben, um ihrem Vorgeben nach mit desto mehrerem Eifer den Andachts- und Religionsübungen obzuliegen.

Die Provinz ist größtentheils im Besitze der Juden oder Falashas, die einen eigenen König und Königin haben und einen besondern Staat ausmachen.

Wagara liegt mehr nördlich, als die übrigen Provinzen, dehnt sich mehr in die Länge als Breite aus, grenzt gegen Osten an Samen, wovon sie durch den Fluß Makara getrennt wird.

Sie ist ganz eben, liegt aber hoch, und wird für den Kornboden von Gondar gehalten, wenn schon der Weizen nicht gut ist. Die Hitze ist gemäßigt, das Land volkreich, und der Verkehr von Bedeutung.

Auf den Marktplätzen, die man überall antrifft, werden Vieh und Waaren verkauft. Die Provinz ist eine der fruchtbarsten und bringt ihre Produkte nach der Hauptstadt. Die Einwohner sind arm, der dreifachen Erndte ohngeachtet. Die großen Ameisen (Termiden), Ratten und Mäuse, mit denen das Land geplagt ist, richten eine große Verheerung in dem Getreide an.

Bejember, südwestlich von Tigre, groß und in 11 oder 13 Distrikte abgetheilt, gegen Osten von Agote, erstreckt sich bis an den Nil, und führt den Namen von den vielen Schaafen, die daselbst gezogen werden. Diese Provinz liefert den größten Theil der habbeschinischen Reiterei. Auch ist hier vortreffliches Rindvieh, viel wildes Geflügel und Wildpret. Die Berge sind eisenhaltig. Zu Bejember gehört die bergigte Provinz Lasta, die bald von jener abhängt, bald sich von ihr durch Rebellion los macht. Die Einwohner sind lang und stark, aber ohne Kultur, werden für die besten Soldaten in Habbesch gehalten, und bezahlen dem Könige tausend Unzen Goldes.

Amhara grenzt nördlich an Bejember, wovon es durch den Fluß Balaillo, gegen Westen an Gojam, wovon es durch den Nil getrennt ist. Es ist in mehrere Distrikte abgetheilt, und wird für die vornehmste Provinz gehalten; denn sie ist die Sitz vieler vornehmen Stämme. Die Männer stehen in einem vorzüglichen Rufe der Schönheit und Tapferkeit. Die Länge von Osten gegen Westen beträgt ungefähr 120, und die Breite etwas über 40 englische Meilen.

Hier ist der berühmte Felsen Juexon, wohin man die königlichen Prinzen verwies, bis bei entstandener Vakanz einer davon auf den Thron gesetzt wurde.

Dembea, an den Ufern, vornemlich dem westlichen Ufer des Sees Dembea, oder Zana. Der fruchtbarste und angebauteste Theil von Habbesch, ist flach und ein herrliches Weizenland, worauf der königliche Hofstaat unterhalten wird. Schon zu den Zeiten des Alfonso Mendez, zu Anfange des 12ten Jahrhunderts, pflegte sich der Hof in Dembea aufzuhalten und hat sich seit der Zeit nicht von da wegbegeben. Jetzt ist Gondar die Residenz des Königs und die Hauptstadt des ganzen Landes. Schon Ludolf hatte gehört, daß hier das königliche Hoflager aufgeschlagen sey, und er hatte ihr auch eine Stelle auf seiner Karte an der Ostseite des Sees Tzana angewiesen, aus welcher sie in die Danvillische und andre Karten aufgenommen ist. Er glaubte aber, daß sich Bernier und Thevenot irren, die sie die Hauptstadt des Landes nennen. Denn er war der Meinung, daß, seitdem Axum nicht mehr die Hauptstadt sey, die Könige nirgends einen beständigen Aufenthaltsort hätten. Er hat sich hierin geirrt, Gondar ist die Hauptstadt. Gondar liegt unter dem 12° 34′ 30″ nördlicher Breite und 37° 30′ östlicher Länge von Greenwich auf einem Hügel, der an allen Seiten mit einem tiefen Thale umgeben ist, das drei Ausgänge hat, einen gegen Süden nach Dembea, den andern gegen Nordwesten nach Sennar und den dritten nach Norden gegen Wagora und Tigre. Die beiden Flüsse, welche an ihr vorbeifließen und sie fast ganz umgeben, Kahoa und Angrab, ver-

einigen sich unterhalb der Stadt in Südwesten. Die Mahomedaner werden in Gondar geduldet, aber im untern Theile der Stadt in einem besondern Winkel.

Unter den Oertern des flachen Landes, das der See Tzana umgiebt, ist Emfras der vornehmste, 12° 12′ 38″ nördlicher Dreite 37° 38′ 30″ östlicher Länge 22 Meilen von Gondar südwärts, nicht so groß, wie Gondar, aber angenehmer nnd schöner gelegen. Hat hübsche Häuser die um die Mitte des Hügels gebaut sind.

Ueber den Häusern, bis an den Gipfel des Hügels, sind Gärten oder Felder mit Immergrün und mit Blumen prangenden Hecken, zwischen welchen Bäume stehen, eingezäunt. Von Emfras übersieht man den See, und noch einen Strich jenseits des Sees.

Gojam, am äußersten Ende des Sees Tzana, wird durch den Nil zu einer Halbinsel gemacht, ein größtentheils flaches Land mit Viehheerden angefüllt, welche die größten in dem Hochlande von Habesch sind. Die Einwohner sind zahlreich aber nicht kriegerisch. Es ist reich und fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an Produkten. Es ist auch goldreich, aber nicht so sehr als Damot. Gojam soll, nach einigen, das alte Meroe seyn.

Damotl, Gojam gegenüber, von dem es durch den Nil getrennt wird, ist sehr groß, und in viele Stämme abgetheilt. Der Boden ist hier sehr fruchtbar, besonders am Ufer des Nils; man findet Gold und Kristalle. Die mehrsten Einwohner sind Kristen, aber mit Heiden untermischt.

Enarea ist die südlichste Provinz, die von eingebornen Kristen regiert wird. Die Einwohner treiben einen kleinen Handel mit Melinda am indischen, und Angola am westlichen Ozean, vermittelst der dazwischen wohnenden Völker. Die zu ihnen reisenden maurischen Handelsleute, müssen durch sieben Horden der südlichen Gallas gehen. Das Gold daselbst ist nicht einheimisch, sondern kömmt dahin, aus Gegenden, die westlich liegen. Die Sümpfe, werden durch die Flüsse erzeugt, die unter dem dritten und vierten Grad Breite entspringen, und weil sie nicht hinlänglichen Fall haben, sich über dieses flache Land auszubreiten. Am Fuße der Berge, oder am Rande der Sümpfe, stehen viele Kaffeebäume. Das bergigte Enarea hat einige ungesunde, aber sehr fruchtbare Thäler. Die Einwohner auf den höchsten Bergen haben eine so helle Farbe, als die Neapolitaner und Sizilianer, die am Rande der Sümpfe leben, sind völlig schwarz und haben die Gesichtszüge und das wolligte Haar der Neger.

Kafta, das seinen besondern Fürsten hat, ist noch bergigter, und grenzt an den südlichen Theil von Enarea. Der Kaffeebaum ist das gewöhnliche Holz des Landes, und wächst wild, von Kafta bis an die Ufer des Nils.

Die Einwohner haben eine noch hellere Farbe, als die vom Gebirge Enarea.

Xoa wird durch den Nil, nordwestlich von Gojam und durch den Gemma in Norden von Amhara, wo ein enger Paß aus den amharischen Gebirgen in das Thal von Shoa führt, getrennt, und ist von allen Provinzen des Reichs am meisten südlich gelegen.

Hier pflegten in alten Zeiten die Könige sich aufzuhalten, die erst im 13ten Jahrhundert sich nach Dembea begeben haben.

Debra Libanos, ein berühmtes Mönchskloster.

In und um Habesch wohnen verschiedne Völker, die, weil sie weder Kristen noch Mohamedaner sind, Heiden genannt werden.

Die Gallas sind die fürchterlichste Geissel der Habeschiner schon lange gewesen, haben das Reich sehr vermindert, und würden, wenn sie nicht bisweilen

durch innerliche Streitigkeiten sich selbst aufreiben, oder die Habeschiner nicht zu den hohen Bergen ihre Zuflucht nähmen, dieses Volk völlig unterjochen. Sie sind erst 1537 als David III. mit den Adelensern in einen Krieg verwickelt war, in Habesch bekannt geworden, und haben Balia weggenommen. Ihr ursprünglicher Wohnsitz soll an der Ostküste von Afrika, unweit dem indischen Meere gewesen seyn. Sie leben in Poligamie. Die Jünglinge dürfen sich das Haupt nicht scheeren, oder werden nicht eher für Männer gehalten, bis sie einen Feind im Kriege, oder ein wildes Thier erlegt haben. Wer bei der Mahlzeit nach dem besten Leckerbissen zuerst greift, begiebt sich zuerst ins Treffen. Das Gefecht ist sehr hartnäckig. Sieg oder Tod ist die Losung worum gestritten wird. Sie haben außer Spießen, Pfeilen und Streitkolben keine Waffen. Ihre Pferde sind nicht so gut, wie die Habesinischen. Nach dem Treffen bringen sie die Häupter der erschlagenen Feinde und ihre Schaamglieder und werfen sie auf einen Haufen im Angesicht der ganzen Armee. Sie haben keinen Ackerbau, und treiben in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Hornvieh, von dessen Fleisch und Milch aber ohne Brod sie sich nähren, vor sich her, sie führen kein Gepäcke, Geräthe, zum Milchschöpfen ausgenommen, bei sich. Wenn sie geschlagen werden, so ziehen sie sich in das Innere des Landes zurück, wo Wüsteneien und Einöden ihnen zur Vormauer dienen. Jedes achte Jahr wählen sie

sich einen Heerführer, Cubo genannt, der aber nur im Kriege zu befehlen hat. Sie haben die Beschneidung unter sich eingeführt. Götzenbilder haben sie nicht, und sie sind fast ohne Religionsbegriffe. Indessen geben sie an Gelehrigkeit den Habeschinern nichts nach.

Nachdem die Gallas aus Balia ausgebrochen sind, haben sie sich der Provinzen Gedma, Angola, Debara, Weda, Fatagara, Gfata, Goragaea, Ganza, Konta, Damota, Waleka, Bizama und eines Theils von Shoa nebst andern dazwischen liegenden Provinzen bemächtigt. Sie werden in die Bertuma Galla, d. i. die westlichen und Bormgalla, die östlichen Galla, eingetheilt. Letztere wohnen gegen Osten und Süden von Habesch, und streifen oft in das Land. Sie haben durch ihre Eroberungen Kambata und Enarea von dem Hauptlande getrennt, und die Einkünfte von jener Provinz können nicht, ohne große Gefahr nach der Residenz gebracht werden. Wo sie tapfre Soldaten antreffen, tödten sie die Männer nebst den alten Weibern. Die jungen lassen sie am Leben. Sie schleppen ihre Weiber mit sich herum und sind nicht sehr eifersüchtig auf sie. So lange sie Soldaten sind, werden Kinder bisweilen in den Waldungen ausgesetzt, und keiner im Lager darf sich ihrer annehmen. Wenn sie aber nicht mehr die Waffen tragen, haben sie mildere Sitten, und erziehen ihre Kinder.

Sie

Sie essen rohes Kuhfleisch, beschmieren sich mit dem Blute der eben geschlachteten Kuh, hängen die Eingeweide um den Hals, und geben sie nachher an ihre Weiber. Wenn der König Audienz giebt, sitzt er in einer elenden Hütte, die sich nur durch die Größe von der, seiner Unterthanen unterscheidet, auf der Erde, und seine Hofleute um ihn, längs der Wand, die einen Kolben oder Stock in der Hand haben.

Wenn der Fremde in das Audienzzimmer tritt, so fallen alle Hofleute über ihn her, und geben ihm so viele Stockschläge, daß er die Thüre sucht, und sie in der Hand hält. Dann gehen alle auf ihren Platz, als wenn nichts vorgefallen wäre, und man bekomplimentirt den Fremden. Der Jesuit Lobo mußte sich ebenfalls dieser Etikette unterwerfen, und als er nach der Ursache fragte, erhielt er zur Antwort: Es geschähe dem Fremden einen Beweis von ihrer Tapferkeit zu geben, und zur Demüthigung zu zwingen.

Wenn sie einen Eid schwören, holen sie ein Schaaf herbei, und beschmieren es mit Butter. Die Familienhäupter legen ihre Hände auf den Kopf des Thieres und schwören ihr Versprechen zu erfüllen. Ein mit dieser Feierlichkeit abgelegter Eid, soll nie gebrochen worden seyn. Sie werden in sechs Völkerschaften getheilt, die insgesammt von der Viehzucht leben, und große Diebe sind.

Sie sind braun von Farbe, haben langes schwarzes Haar, die, welche in den Thälern wohnen, sind vollkommen schwarz. Von den Habeschinern haben sie pflügen, säen und Brod backen gelernt.

Sie theilen sich in drei Abtheilungen, deren jede aus sieben Stämmen besteht. Der eine von ihnen hat sich am indischen Meere, der andre an der Südseite des Nils und längs seinem Ufer rund um Gojam und gegen Osten hinter dem Lande der Agows, der dritte gerade in Süden von dem niedrigen Lande von Shoa, die nicht viele Einfälle gewagt, und die Provinz Walaka zwischen Amhara und Shoa in Besitz genommen hat, und daher am wenigsten bekannt ist, niedergelassen. Die gegen Süden wohnenden Gallas, sind meistens Mohamedaner, die in Osten und Westen, Heiden. Ihre Einbrüche in Habesch sind mit vielen Grausamkeiten und Schändlichkeiten verknüpft. Sie brennen und morden was ihnen vorkömmt. Sie hängen die den Männern abgeschnittenen Schaamglieder getrocknet in ihren Hütten auf. Sie schneiden den schwangern Weibern den Bauch auf, in Hoffnung, ein Kind männlichen Geschlechts zu erwürgen. So wenig Mannszucht sie auch im Kriege halten, so sind sie doch zu Hause der strengsten Ordnung unterworfen. Jede der drei Abtheilungen, wählt sich einen König, der über sieben Stämme herrscht. Er wird aus den adelichen Geschlechtern gewählt; der König

der westlichen Gallas heißt Lubbo, der östlichen Modi. Die Gallas sind beim Ueberfall gute Soldaten, können aber nicht ausdauern. Sie marschiren sehr geschwind, setzen durch die Flüsse indem sie sich am Schwanze ihrer Pferde halten, wozu sie und ihre Pferde abgerichtet sind, statt der Lanzen gebrauchen sie Stangen, die am Ende zugespitzt, und im Feuer gehärtet sind. Ihre Schilde bestehen aus Ochsenhäuten. Die Hitze des Angriffs, das rasende Geheul, womit sie den Feind anfallen, ersetzt so sehr die Schlechtigkeit ihrer Waffen, daß gemeiniglich die Habeschiner die Flucht ergreifen; die Weiber sollen sehr fruchtbar seyn, und gebären ungemein leicht. Die Statur an beiden Geschlechtern ist unter der mittelmäßigen.

Beide, vornehmlich die Männer, flechten ihr Haar mit den Eingeweiden von Ochsen, die sie auch wie Gürtel um den Leib gewunden, tragen; wodurch bei entstandener Fäulniß ein fürchterlicher Gestank verursacht wird. Sie salben sich Kopf und Leib mit Butter oder geschmolzenem Fett, das beständig von ihnen herabtrieft. In dieser schmutzigen Toilette sind sie den Hottendotten ähnlich. Gewöhnlich gehen sie ganz nackend, und haben nur ein Stück Haut.

Ueber die Schultern tragen sie ein Ziegenfell, wie ein Weiberhalstuch.

Sie sind Felischdiener, und ihre Felische, oder die von ihnen göttlich verehrten körperlichen Gegenstände sind: der Baum Mansai; gewisse Steine, der Mond, vorzüglich der Neumond und gewisse Sterne. Sie glauben ein zweites Leben nach dem Tode, daß es möglich sey, Zaubereien auszuüben, und durch verborgne Künste Krankheiten und den Tod in Entfernung zu bewirken, Wasser zu vergiften, die Männer zur Zeugung unfähig zu machen und dergleichen mehr, wird von ihnen als wahr angenommen.

Bisweilen heirathen sie habesinische Weiber, die Kinder aber aus solchen Ehen sind zu öffentlichen Aemtern unfähig.

Die Männer sind gewöhnlich mit einer Frau zufrieden, obgleich die Vielweiberei ihnen erlaubt ist, und werden von ihren Weibern aufgemuntert, mehrere Ehen zu schließen.

Der älteste Sohn beerbt allein den Vater, und giebt seinen Brüdern nichts heraus, er wird, wenn er die Jahre der Mannheit erreicht hat, noch bei Lebzeiten des Vaters in den Besitz eines Theils des Vermögens gesetzt. Z. B. zwei oder drei melkende Kühe. Der Schwester, die heirathen will, muß er das herausgeben, was der Vater ihr bestimmt hatte. Der Vater muß, wenn er alt und zum Kriege untauglich

wird, dem ältesten Sohne sein Vermögen abtreten, wofür dieser verbunden ist, ihn zu unterhalten.

Die Leviratsehe ist völlig nach jüdischen Grundsätzen bei ihnen eingeführt.

Auf ihren weiten Reisen durch große Wüsten nähren sie sich blos von gebrannten und gepülverten Kaffee, der mit Butter vermischt, in Kugeln gerollt, und in einen ledernen Sack gesteckt wird.

Die Dobas sind ein barbarisches Hirtenvolk, und haben viel ähnliches mit den Gallas.

Die Agows wohnen gegen Norden von Damot, oberhalb Maitscha, d. i. dem platten Lande an beiden Seiten des Nils, wo er seinen Ursprung nimmt, haben gegen Süden die Gallas und gegen Westen die Shangallas zu Nachbarn. In einer sehr fruchtbaren Provinz die mit Ebenen und schönen Flüssen versehen und offen ist. Sie sind noch sehr zahlreich und können 4000 Reiter und eine große Anzahl zu Fuß ins Feld stellen, obgleich sie durch die vielen Schlachten mit ihren Nachbarn den Gallas, sich sehr vermindert haben.

Die meisten Bedürfnisse, Rindvieh, Honig, Butter, Waizen, Häute u. s. werden der Residenz Gon-

dar, durch die Agows in Karavanen von 1000 bis 1500 zugeführt.

Sie verkaufen sie auch an die benachbarten schwarzen wilden Völker und Shangallas, und bekommen dafür Elefantenzähne, Rhinozeroshörner, Gold in kleinen Blättchen und eine Menge der feinsten Baumwolle.

Mit den Shangallas haben sie gewisse Plätze verabredet, wo sie sicher mit einander handeln können.

Die Agows verkaufen Kupfer, Eisen, Knöpfe zu Rosenkränzes, Felle oder Häute, gegen Gold, wobei sie einen großen Gewinn haben.

Der Handel würde stärker seyn, wenn sie ihn nicht durch Angriffe dieser Völker, um Sklaven zu erhaschen, störten.

Das Land, das sie bewohnen, liegt hoch, und die Luft ist daher sehr gemäßigt und gesund.

Männer und Weiber sind unter der mittlern Größe. Die Weiber sind fast durchgehends mager, werden im neunten Jahre mannbar, heirathen und werden schwanger vor dem elften und hören mit 30 Jahren auf, Kinder zu gebären. Die jungen Leute gehen fast nackend.

Die verheiratheten Weiber tragen eine Art von Hemd, das bis auf die Füße heruntergeht, und um den Leib gegürtet wird.

In der Regenzeit, die hier lange anhält und heftig ist, bekleiden sich die Einwohner mit Häuten, die auf eine besondere Art gahr gemacht werden.

Der Fruchtbarkeit des Landes ungeachtet, führen die Einwohner ein elendes Leben, weil sie durch Abgaben und Erpressungen ausgesogen werden.

Die Jesuiten hatten sich bei ihnen sehr eingeschmeichelt, und tauften viele davon.

Die Agowos, sind von den Agaus von Lasta die Tscharez Agaus von Tschera der Hauptstadt eines Stammes und Distrikts in der Nähe von Lasta und Bejamder heißen, zu unterscheiden. Diese wohnen um den Ursprung des Takazze. Ihr Land ist felsig, rauh, nicht groß, aber sehr volkreich und mit Lebensmitteln reichlich versorgt. Sie werden in fünf Stämme abgetheilt, wovon jeder ein unabhängiges Oberhaupt hat. Sie sind sehr kriegerisch, haben viele Pferde, und werden für die tapfersten und wildesten Soldaten in Habesch gehalten.

Zu Lobos Zeiten war ein Unterschied zwischen kristlichen und heidnischen Agows, der aber vermuthlich

lange vor Bruces Ankunft aufgehört hat, weil Lobo selbst erzählt, daß die kristlichen Agows sich durch Heirathen mit heidnischen vermischen und ihre Gebräuche annehmen. Beide Völker sind zahlreich, wild und unbezwingbar. Das Land ist voller Berge, die mit dicken und undurchdringlichen Waldungen bedeckt sind. Von Feinden verfolgt, entfliehen die Einwohner in die großen Höhlen, die schwer zu entdecken sind, und aus denen die Flüchtlinge nicht leicht vertrieben werden können. Das Volk vermehrt sich ungemein. Jeder darf so viele Weiber uehmen, als er Hunderte von Kühen hat. Von Makua bis nach Agaus, rechnet man mehr als 150 portugiesische Meilen, die wohl 100 deutsche betragen.

Shangallos sind schwarz, wohnen zwischen dem 12ten und 13° nördlicher Breite in einem heißen waldigen Erdstriche, Kolla genannt; gegen Nordosten von Habesch, und umgeben das Land gegen Nordnordwest und Nordost. Sie werden in zwei Stämme eingetheilt. Der eine wohnt westwärts, grenzt an Fazuklo und an das Land der Agaus; der andere an den Grenzen von Kura, hat Raas el Fel in Osten, und wohnt ungefähr drei Tagereisen von Kakamont. Ihr Haar ist wollig und dunkelschwarz. Sie sind lang, stark, und haben bessere Beine und Gelenke, als die Schwarzen. Ihre Stirn ist niedrig, die Wangenknochen hervorragend, die Nasen platt gedrückt, der

Mund groß, und die Augen sehr klein. Sie sind munter, wodurch sie angenehmer werden, als andre Schwarzen. Sie überfallen die Agaus, und verkaufen ihre Kinder zu Guba an die Mohamedaner, die Gold und Sklaven gegen Eisen und grobe baumwollene Zeuge einhandeln. Während der schönen Jahrshälfte, leben sie unter dem Schatten der Bäume, deren Zweige gebogen und in die Erde gesteckt werden. Der größte Haufe der Shangallas wohnt zu Amba Tzaada zwischen dem Mareb und Takazze. Sie nähren sich von Elefanten, Rhinozerossen, Büffeln, Rothwild, wilden Schweinen, Löwen, Schlangen, Krokodillen, Flußpferden, allerlei Fischen, Heuschrecken, sind also wahre Pamphagä. Die östlichen Shangallas begeben sich zur Regenzeit mit ihren, an der Sonne getrockneten Felsenhöhlen, die aus einem weichen Sandsteine bestehen, und leicht zu Kammern ausgehauen und eingerichtet werden können.

In der trocknen Jahrszeit gehen sie auf Elefanten und Rhinozerosse auf die Jagd.

Pferde und Feuergewehr ist ihnen unbekannt, sie sind Bogenschützen. Ihre Bogen sind von starkem und wildem Fenchel.

Die Pfeile sind Zweige vom Palmbaume abgebrochen eine und aine halbe Elle lang, mit breiten Spitzen von schlechtem und grob gearbeiteten Eisen.

Um den Bogen winden sie Ringe oder Riemen, von der Haut der damit erlegten Thiere.

Getraide und Hülsenfrüchte, scheinen in diesem Lande nicht zu gedeihen. Brod ist also nicht vorhanden.

Sie verehren Bäume, Schlangen, den Mond und die Sterne. Sie haben Zauberer, wahrsagen unglückliche Begebenheiten und glaäben, daß sie ihren Feind in der Entfernung krank machen zu können.

Die Stämme sind in Familien abgetheilt, deren jeder von einem Anführer oder Haupte regiert wird.

Wenn diese sich versammeln, so repräsentiren sie die Nazion, und vereinigen sich zur Vertheidigung oder zum Angriff ihrer Feinde der Habeschinner oder Araber.

Beide Geschlechter, so lange sie ledig sind, gehen ganz nackend.

Demungeachtet leben sie enthaltsam unter einander, und Beispiele der Unkeuschheit sind selten. Die Hitze der Sonne, die das Thermometer im Schatten auf hundert Grad steigen macht, und das mühselige Leben, das sie führen, erschlaffen ihre Lebensgeister und ersticken die Triebe zur Wollust.

Verheirathete Männer und Weiber tragen eine kleine Bedeckung um den Unterleib.

Die Weiber gebären vom zehnten bis 22sten Jahre. Nachher bekommen sie selten Kinder. Sie gebären leicht und sind fruchtbar. Das geborne Kind wird in ein von Baumrinde gemachtes Zeug gewickelt, und am Baume aufgehangen, bis es mehr Kräfte bekömmt. Alsdann trägt die Mutter es auf dem Rükken in demselben Zeuge, und reicht ihm die lange Brust, womit die Natur hier viele Weiber begabt hat, über die Schultern.

Die Guragun wohnen in der Nähe von Shoa, südostwärts von Gojam. Sie sind Tragloditen und Räuber, die beständig den Lägern der Habeschiner folgen, und stehlen, was sie habhaft werden können. Sie verstecken sich, ganz nackend ausgezogen, und mit Fett beschmiert, unter einem Reißbunde, das auf ihrem Rücken angeheftet ist. So schlüpfen sie nach dem Platze, wo sie stehlen wollen, Werden sie entdeckt, so lassen sie das Bund fahren und laufrn davon. Will man sie festhalten, so entgleiten sie wegen des Fettes, womit sie beschmiert sind, will man sie mit dem Arm umschlingen, so versetzen sie demselben mit einem am Arm gebundenen zweischneidigen spitzen Messer eine tödtliche Wunde. Sie wohnen in einigen elenden Dörfern, meistens in Löchern und Höhlen der Berge.

Die Gafals bewohnen einen kleinen Strich, der an die Gallas stößt am südlichen Ufer des Nils, in der Nähe von Damot, und machen eine große Nazion aus, die ihre eigne Sprache redet. Sie sind Heiden, und haben mit ihren Nachbarn den Agows, Theil an dem Gottesdienste des Nils.

Die Gongas und Guba wohnen in Guara, westlich von Dembea, einer sehr ungesunden Provinz, in deren Nachbarschaft Gold gefunden, und von diesen und den Shangallas geholt wird.

Die Ganjar, gleichfalls Schwarze, leben in den niedrigen Gegenden von Guara gegen Sennar hin. Sie sind großentheils Reiter, die von der Jagd und den Plünderungen der Araber von Akbara und Fazuklo leben.

Sechstes Kapitel.

Reise in das Königreich Adel und nach der Ostküste von Afrika, südlich von Habbesch.

Das Königreich Adel, oder wie es die Portugiesen nennen, das Königreich Zeila, grenzt gegen Norden an Habbesch und das indische Meer. Gegen Westen an Habbesch und das Innere von Afrika. Es erstreckt sich in Norden von Bab-al-Mandeb bis an Kap Quartafui, welche Küste längs dem indischen Meere gegen Osten sich ausdehnt. Es war in den ältern Zeiten ein Theil von Habbesch, daher auch Zeila oder Zahila vor den arabischen Erdbeschreibern noch zu Habbesch gerechnet wird, hat sich aber nicht allein davon losgerissen, sondern sich auch demselben so furchtbar gemacht, daß es im 16ten Jahrhundert fast gänzlich Meister davon geworden wäre.

Es wird von einem Könige oder Iman beherrscht, der sowohl als seine Unterthanen der mohamedanischen Religion zugethan ist, und zu Auka, zehn bis zwölf kleine Tagereisen von Zeila landeinwärts entfernt, seine Residenz hat.

Die Jesuiten, Franz Machado und Bernard Pereira, welche 1624 über Zeila und Axua nach Habbesch reisen wollten, wurden hier auf Befehl des Königs, der gegen den König von Habbesch Sultan Seguid, welcher um Loßlassung der beiden Missionäre bath, sobald er von ihrem Verhaft in Auxa benachrichtigt wurde und gegen die Portugiesen sehr aufgebracht war, hingerichtet.

Wegen der vielen Feinde, die ihn umgeben, muß er beständig auf seiner Huth seyn. Die Gallas von dem Stamme der Ambesir, welcher zwischen Habbesch und Adel wohnen, verhindern das Verkehr zwischen diesen beiden Ländern.

Zeila, der Hafen gegen Süden von einem großen Flusse, der sich in eine Bucht ergießt, genannt dem Kanal, der den arabischen Meerbusen und das indische Meer trennt, oder Bab el Mandeb gegenüber, eine kleine aber volkreiche Stadt, nemlich zu der Zeit, als noch die Schiffe, welche den arabischen Meerbusen befuhren, hier anlegten und ihre Waaren feil boten, für welche sie Gold und Sklaven zurücknahmen. Die Häuser sind von Stein, die mit Kalk gekittet sind. Die Araber verkaufen an die fremden Kaufleute Negern, die sie ihnen aus Habbesch zuführen, Elfenbein, Mirthen und Gold, wovon das Land einen Ueberfluß hat. Die Gegend herum ist flach, fruchtbar

an Getreide, ölgebenden Gewächsen, Honig und Wachs.

Die Schaafe, Ochsen, Kühe mit Hörnern, die einem Hirschgeweihe nicht unähnlich sind, geben schmackhaftes Fleisch. Es lebte sich daher, wie der Ort noch im Flor war, noch recht gut hier, und man rühmte auch die Justizverwaltung.

Sie liegt unter $11\frac{1}{2}^{\circ}$ südlicher Breite in einer Entfernung von 30 Meilen vom Kanal, mit keiner Mauer umgeben, auf einem sandigen Boden. Die Lebensmittel werden von hier nach Aden und Dschetta in Menge verschifft. Ungeachtet des steten Kriegs zwischen Zeila und den Kristen dauert der Handelsverkehr zu Wasser und zu Lande ununterbrochen fort. So war wenigstens der Ort zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts beschaffen. Allein jetzt ist von alle dem keine Spur mehr vorhanden, und mit der veränderten Schifffahrt hat sich auch aller Handel und Leben von hier weggewendet.

An der Insel von Zeila bis Quandafui liegt die Insel Barbara, klein, aber ergiebig, mit Fleisch wohl versehen und gut bevölkert, so viel ich erfahren habe, denn ich selbst habe sie nicht betreten. Hier landeten sonst viele Schiffe aus Aden und Kambaya. Der Hafen Micha und der Hafen Meth, wo viel Fleisch zu

haben aber wenig Handel war, ist längst zu einem elenden Dorfe, wo arme Fischer wohnen, herunter gesunken.

Die Fahrzeuge, deren man sich in diesen Häfen bedient, heisen Gelfen, und sind erbärmliche Nachen, die aus dünnen und mit Stricken zusammengenähten Planken bestehen. Ihre Schiffer haben eine unglaubliche Furcht vor den Europäern.

Die Stadt Felub liegt an einer Bucht, die so breit ist, daß drei Schiffe neben einander segeln können. In der Stadt kann man überflüßig Holz und Wasser bekommen.

Die Küste von Zeila nach Quandafui ist 120 Meilen lang. Frisches Wasser kann man auf diesem Striche nur an zwei Orten haben, nemlich ostwärts vom Berge Felix, wo ein kleiner Fluß von frischem Wasser ist, und noch zehn Meilen weiter westwärts bei Kahji. Das Land an dieser Küste ist hoch und eben und die See tief; daher man nicht über eine englische Meile vom Ufer ankern kann. Die Einwohner sind so rauh, als ihre Küsten dürr und unwirthbar. Die Schiffe von Indien, die frisches Wasser zu laden hier anlanden, laufen Gefahr, von den Einwohnern weggenommen und die Mannschaft am Bord

ge-

getödtet zu werden. Mehrere haben dieses Schicksal erfahren.

Wenn die Schiffe wegen Windstille längs der Küste von Zeila und dem benachbarten Ajan still liegen, so bringen ihnen die Einwohner Schaafe, Ziegen, Hühner und Früchte zum Verkauf. Die Schaafe sind weiß, mit glänzend schwarzen Köpfen und kleinen Ohren, die Leiber groß und das Fleisch wohlschmekkend. Die Schwänze sind so breit als ihre Hinterbacken.

Die Einwohner sind olivenfarbig, sehr schwärzlich, aber nicht völlig schwarz, groß, hager und von starkem Knochenbau, treulos, grausam und habsüchtig. Ihre Kleidung besteht in einem paar Hosen, die bis an die Fersen gehen, oder einem Stück groben Tuchs um die Lenden. Der Rock, der vorn offen ist und keine Aermel hat, nennen sie Kamlin, und er ist aus Kameelhaaren oder Schaafwolle gemacht.

Ein Turban von groben Kaliko ziert ihre Häupter. Ajan grenzt an Zeila, und erstreckt sich von Quandafui an Zanquebar, bis an den Fluß Guilmanci und ist fast ganz von Mauren bewohnt, obgleich in den südlichen Gegenden es auch viele heidnische Neger giebt. Vom Vorgebirge Quandafui dehnt sich die Küste bis nach Mozambik in Form eines ge-

spannten Bogens aus und erstreckt sich auf 550 Meilen.

Vom Vorgebirge Mozambik bis zum Kap Korintes sind 170, und von da an das Kap der guten Hoffnung 340 Meilen.

Der größte Theil der Küste ist sehr niedrig, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit undurchdringlichen Waldungen besetzt, und ans diesen Gründen heiß und ungesund. Die Mauren und Araber haben sich an der Küste und den angrenzenden Inseln angesiedelt, treiben wenig Ackerbau und ernähren sich von wilden Thieren. Die etwas tiefer im Lande wohnen und mit den Eingebohrnen handeln, nähren sich von Milch. Die Eingebornen, nach dem arabischen Sprachgebrauch Kaffern (daher ihr Land auch Kaffernland heißt, d. i. Nichtmohamedaner), sind Schwarze mit krausen Haaren und grobe Fetisch-Diener.

Das Land ist reich an Gold. Quardafui wird von einigen für die Grenze von Ethiopien angesehen. Es liegt unter dem 12° nördlicher Breite.

Zwischen Quardafui und Magadozo und weiter südlich, ist eine öde und unbewohnte Küste, welche die Wüste von Ethiopien heist, ein Name, den sie mit Recht führt. Sie ist durchaus sandig.

Man sieht blos einige Strauße, und begreift kaum wovon sich diese ernähren.

Asum, ein kleines Gebieth von Mauren, wo es viele Lebensmittel, aber wenig Handel giebt, ist gegen Süden von Guardafui.

Magadoxo, beinahe unter der Linie, 113 Meilen von Melinde, eine ziemlich große und schöne Stadt mit einem Palast auf einer Anhöhe, hat einen besondern König, und treibt vielen Handel. Hier landeten im 16ten Jahrhundert viele Schiffe aus Kambaja und Aden, beladen mit Tüchern und andern Gütern und erhandelten dafür Gold, Elfenbein, Wachs und andre Artikel. Das Land hat einen Ueberfluß an Getraide, Früchten, Schlachtvieh und Pferden. Die Einwohner sprechen arabisch nnd sind theils olivenfarbig, theils schwarz, theils weiß, haben nur wenige Waffen und bedienen sich vergifteter Wurfspieße gegen ihre Feinde. Die Stadt liegt 2 bis 3 Meilen von der See, von welcher sie mit ihren vielen hohen Thürmen und Moscheen einen imposanten Prospekt macht. Der Hafen wird gegenwärtig nicht von Europäern besucht, weil gegen einen starken Seewind kein sicherer Ankerplatz vorhanden ist, und die Einwohner auch in neuern Zeiten gegen Fremde grausam und gewaltthätig verfahren sind, so wie ihnen schon Lobo das Zeugniß giebt, daß sie jederzeit Feinde der Portugießen gewe-

sen sind. Der König hat keinen Hofstaat noch Leibwache, und wird von niemand, wenn er ausgeht, begleitet, noch von jemand auf der Straße gegrüßt. Auch die Königin hat weder Wache noch Begleitung, und unterscheidet sich nur durch ein glänzendes Kleid von Purpur oder grünfarbiger Seide und durch ein mit Federn von allen Farben geschmücktes Haar von ihren Unterthanen. Wenn der König auf Reisen ist, so reutet er auf einem Elefanten, und seine Hofleute begleiten ihn. Der König hält in eigner Person Gericht, wobei er von einigen Räthen unterstützt wird. Verbrecher, deren es aber in einem Lande, wo alles im Ueberfluß und der Befürfnisse wenige sind, nicht viele giebt, werden den wilden Thieren vorgeworfen, oder mit der Keule vor den Kopf geschlagen.

Reis wächst im Ueberflusse. Von den Thieren sind im Lande Kameele, Schaafe, welche keine Wolle, sondern eine Art von rothen Haaren tragen, Löwen, Tiger, Leoparden, und andre auch in andern Theilen Afrikas befindliche Thiere, Straußen, besonders der Pyon, ein Thier, das eine Höhe von zehn Fuß erreicht, und nur zwei Eier, wovon das eine ein Männchen, das andre ein Weibchen ist, setzt; der Bozer, eine Amphibie, einem Vogel nicht unähnlich, der sich an den Ufern der Flüsse aufhält und auf die Fische lauert. Man behauptet, es gebe Gold- und Silberbergwerke in dem Lande.

Das Volk ist sehr träge, treibt wenig oder gar keinen Handel. Die Jagd und den Fischfang kann man eher zu ihrem Vergnügen als Beschäftigung rechnen. Reis mit Oel oder Früchten vermischt, z. B. Platanen, Battanen ꝛc. macht die Speise des gemeinen Mannes aus. Der Vornehme ißt dazu gedämpftes und geröstetes Ochsenfleisch, zuweilen Wildpret, seltner Fische und Geflügel. Alle Speisen werden stark mit Salz und Pfeffer gewürzt, erhalten aber sonst eine Brühe. Sie werden auf der freien Straße oder besondern Plätzen zubereitet, weil die Hitze des Klima's kein Feuer in den Wohnhäusern zuläßt. Die Matten, die auf dem Fußboden ausgebreitet werden, vertreten die Stelle der Tische. Von Messern und Gabeln weiß man nichts. Die Matten dienen auch zu Betten. Die gemeinen Leute gehen ganz nackend. Nur die Vornehmen sind von der Brust an nach unten zu bekleidet. Die Weiber gebähren leicht, und können gleich nach der Niederkunft ihre gewöhnlichen Arbeiten wieder verrichten.

Das Gewand, worein sie sich kleiden, wird von ihnen selbst aus den Fasern der Rinde eines Baumes, die sie geschickt mit einander zu verweben wissen, verfertigt.

Das Volk ist gutmüthig, thut selten jemand etwas zu leide, ist gar nicht zur Grausamkeit aufgelegt, son-

dern freundschaftlich und gastfrei gegen einander und gegen Fremde. In Anschlag der Weißen machen sie eine Ausnahme. Denn diese werden schon den Kindern als Wilde und Menschenfeinde geschildert, weil die Portugiesen einst einige zu Sklaven gemacht hatten.

Ich glaube nicht, daß der Haß dieser Menschen wirklich so eingewurzelt sey, als ihn mehrere Reisebeschreiber schilderten, und gieng unvorsichtig mit meinen Leuten vorwärts; allein beinahe hätte ich meinen Vorwitz mit dem Leben eingedüßt. Anfangs bemerkte ich niemand. Die Hütten waren leer, und kein Einwohner ließ sich blicken. Dieses machte mich zwar aufmerksam; allein da ich aus langer Erfahrung wußte, daß ähnliche Erscheinungen Kriege mit benachbarten Stämmen zu Grunde hatten, kümmerte ich mich wenig darum. Aber wie groß war unser Entsetzen, als wir uns am Eingange eines Waldes mit einemmale von einer ungeheuern Menge Volks umrungen fühlten, die einen Regen von Pfeilen auf mich abschickten. Vergebens machte ich Zeichen zu einer friedlichen Unterredung, man drang näher auf mich und die Meinigen ein, daß ich kein andres Mittel zu meiner Rettung sah, als Befehl zu geben, unter die Wilden zu feuern. Durch dieses Mittel deckten wir unsern Rückzug, und da einige tod auf dem Platze liegen blieben, wagten sie es nicht uns ferner zu verfolgen. Wir verließen so eilig als möglich dieses Land, und was ich hier an-

führe, sind Bemerkungen früherer Reisenden, für deren Autentizität ich nicht bürgen kann.

Von ihrer Religion weiß man wenig, wahrscheinlich sind es Götzendiener. Sie verbrennen ihre Todten, und legen ihre Asche in einer Urne im Begräbnißplatze nieder. Sie haben Tempel und Götzenbilder darin, dergleichen man auch von einer einem Wolfe nicht unähnlichen Gestalt in jedem Hause findet.

Von der kristlichen Religion, obgleich die Portugiesen vormals einige Proseliten gemacht haben, ist keine Spur mehr vorhanden.

Zwei englische Meilen von Magadoxo liegen die 29 Begräbnißplätze für die königliche Familie. Der größte für die Könige ist 80 Fuß in Quadrat. Die Gräber sind von schwarzem und weißem Marmor, jedes mit einer Kuppel und über derselben mit einer prächtigen Piramide. In demselben sind 45 Urnen von Gold, welche die Asche von eben so viel verstorbenen Königen enthalten.

Meine Reise gieng nun wieder Land einwärts, und ich rückte meinem fürchterlichen Plane näher, das Innere des Landes kennen zu lernen. Bis jetzt war ich größtentheils in Gegenden, worin vor mir Reisende gewesen waren, aber diese verließen mich nun mit

ihren Fingerzeigen, und ich stand allein in der ungeheuern Wüste. Je mehr wir Landeinwärts kamen, desto schrecklicher wurden die Gegenden und Menschenleerer. Die Hitze unter der Linie ist über alle Beschreibung, und in den Thälern, welche die Sonnenstrahlen zwischen kahlen Bergen einschließen, waren wir mehr denn einmal in Gefahr zu ersticken. Wir fanden mehrere Tagereisen hindurch keine Quellen, und mußten unsern Durst mit Zitronen und Zucker löschen, womit wir uns im Munde eine Limonade bereiteten. Die Haut sprang uns auf, und unsere Körper wurden voll kleiner rother Blasen, welche fürchterlich stachen und brannten, und deren Schmerz sich bei jeder Bewegung erneute. Oftmals waren wir dem Ersticken so nahe, daß uns schon das Blut aus den Nasenlöchern rann. Meine Soldaten fingen an zu murren, und meine Begleiter riethen mir zurückzukehren, da sie nicht bestimmen könnten, wozu die Verzweiflung das gemeine Volk führen könne.

Ich sagte ihnen, daß es unser Plan gleich anfangs gewesen wäre ins Innere von Afrika zu dringen, und daß ich bei meiner ersten Reise keine Gefahr gescheuet habe, daß ich mehr als zehn, mehr als hundertmal mein Leben meinem Berufe in die Wagschaale legte, daß ich mein Leben für nichts achte, gegen den Ruhm ins unbekannte Innere von Afrika vorgedrungen zu seyn, daß ich meinem Berufe treu bleiben

werde, so lange ich könnte. Lebhaft in einer Rede an meine Begleiter erinnerte ich sie an das Versprechen, das sie alle an die Gesellschaft gethan hatten, an den Ruhm, den sie der brittischen Nazion erwerben würden, wenn sie mit glänzenden Entdeckungen, nach so viel schrecklichen Gefahren zurückkehrten. Ich zeigte ihnen aus meiner frühern Reise, wie ich allein, ohne alle Begleitung, in unabsehbare Wüsten gedrungen, welch ein schmachtendes Leben ich geführt, wie ich beraubt, geplündert wurde, mehrmal mein Leben in Gefahr war, und wie ich krank, als armer Bettler von der Gnade jener rohen Menschen abhieng, die mich in einer Hütte meinen Schmerzen und meiner Melancholie überließen. Dem ohngeachtet ließ ich meinen Muth nicht sinken, und that, was kein anderer gethan haben würde, unternahm eine zweite Reise in das Innere des Landes, um der Gesellschaft und der Nazion, die mich sendete, ein bleibendes Denkmahl ihrer edeln Bemühungen zu stiften. Mit unendlichen Kosten rüstete sie uns aus. Was haben wir bis jetzt entdeckt? nichts als Länder, die schon bekannt waren, und deren Kunde jenen Aufwand nicht vergütet, und unserm Zwecke nicht entspricht. Jetzt da wir auf so schönem Wege sind, da wir glücklich vorgedrungen sind — jetzt wollen wir umkehren? Nein, edle Britten, nein Söhne des Vaterlandes einer großen unbesiegten Nazion! jetzt gilt es Ruhm und Lorbeeren zu erndten, jetzt oder nimmer müssen die Schleier zerrissen werden, welche

das Innere dieses Welttheils seit dem Jahrtausenden, die die Welt zählt, umhüllen. Das Innere von Afrika sey nicht mehr unbekannt, nicht mehr das Land der Fabel, und der Tummelplatz lügenhafter Reisebeschreiber. Nein! es sey völlig aufgedeckt, und die alte Lücke in den Erdbescheschreibungen ergänzt. Welch ein Ruhm für uns alle, wenn die Zeitgenossen, wenn die Söhne der spätesten Nachwelt in den Annalen der brittischen Entdeckungsreisen lesen wird: Im Jahre 1805 begab sich eine Anzahl entschlossener Britten ins Innere von Afrika, scheute keine Gefahr, kämpfte mit der Natur, gieng muthig durch die Sonnenstrahlen, und entdeckte das Land, wohin noch keines Europäers — keines fremden Menschen Fußtritt gekommen war. Sie waren es, welche die unwirthbaren Wüsteneien durchirrten, und aus edelm Eifer getrieben, diese bedeutende Lücke in der Erdkunde auf immer ausfüllten! Britten! die ihr alles durch den mächtigen Trieb der Ehre thatet, die ihr Amerika erobertet, die Welt umschifftet, Indien zu eurer unterwürfigen Provinz machtet, neue Planeten entdecktet — ihr bebt vor einer Fußreise zurück, weil Euch der Athem enge wird, weil eure Nasen bluten? Kann dieser kleine Zufall euch von eurem Unternehmen abschrecken? — Nein! er darf es nicht können! noch seyd ihr Britten, noch seyd ihr Männer von Ehre und Gefühl für große und kühne Unternehmungen, die den Tod nicht scheuen, wenn es einer großen That gilt! Oder wie? hätte

euch dieser Himmelsstrich so mächtig verändert, hätte Afrikas alles verzehrende Sonne, auch die letzte Quelle der Empfindang fürs Große und Erhabene in euch aufgetrocknet.

Wie leicht springt der Engelländer von der Brücke hinab in die Themse, wenn er sein Geld in der Farobank verlor, und was ist dieser Verlust gegen der Schande, von einem Unternehmen zurückgekehrt zu seyn, das uns unsterblich gemacht hätte? Wenn es dem todverachtenden Engelländer so leicht ist, in die Themse zu springen, wenn er mit Kook Fahrten macht, die zusammen so weit sind als nach dem Monde — ach was wird man sagen, wenn man vernimmt: Sie kehrten von einer Fußreise zurück, weil sie die Wärme nicht vertragen konnten! Das Leben war ihnen zu lieb! — Nicht der Themse todteskalte Umarmung, nicht Gift, nicht ein gewagter Schuß ist dem kühnen Britten schrecklich, aber ein wenig Wärme! So geht dann zurück, wenn ihr den Tod in Afrika fürchtet, und ersäuft euch im Vaterlande! Britten! ich frage euch: ist es nicht rühmlicher auf einer Entdeckungsreise im edeln Berufe umkommen, als ein verächtliches Leben daheim verträumen?

Doch, was ich ahnete, ist leider geschehen. Muthlosigkeit lese ich auf jeder Stirne, und Kleinmuth trübt die sonst so großen Seelen der Britten.

Ja so wahr, so wenig wahr ist es nur Egoismus der Zweck, nur um Gemächlichkeit dreht sich jedes System der Glückseligkeitslehre unter den Sterblichen. Abscheu vor fisischem Schmerz, vor Hunger, Kälte, Durst, und vorhergesehenes sinnliches Vergnügen, hat die Trägheit der ersten Erdbewohner gebändigt, sie thätig, erfindsam gemacht, sie in große Gesellschaften vereiniget. Er ist die Quelle unsrer heutigen und noch bevorstehenden Verfeinerung. Wenn der seltne Fall eintrifft, daß ein Mensch wirklichen fisischen Schmerz übernehmen sollte, so geschieht es in der Absicht einen größern, oder einem Schmerze zu entgehen, den er sich ärger und lebhafter vorstellt. Wenn er ein fisisches Vergnügen ausschlägt, so geschieht es in der Absicht ein größeres zu erhalten, zwar nicht auf einmal und so lebhaft, aber er will wenigstens um so öfterer genießen. Aus dieser Ursache übernimmt der Mensch die Beschwerden der Arbeit, ist enthaltsam und treibt die Sparsamkeit bis zum Geitz, trotzt sogar den größten Gefahren, alles in der Absicht, ein vorhergesehenes, ihm weit empfindlicheres körperliches Uebel zu entfernen. Abscheu vor fisischem Schmerz, hat die ersten Höhlen und Wohnorte der Menschen in bequemere Häuser verändert, und bis zur jetzigen Pracht verfeinert; derselbe fisische Schmerz, Abscheu dagegen hat die nackte Haut mit Kleidern, mit Thierhäuten, mit Wolle, Leinwand und Seide bedeckt, und dadurch einer Menge von Dingen

einen Werth ertheilt, weil sie geschickt sind, körperliche Bedürfnisse zu befriedigen. Er hat dadurch die Geschäftigkeit der Menschen sammt den verschiedenen Nahrungszweigen ins Unendliche vermehrt. Der mangelhafte Unterhalt, also körperlicher Schmerz, hat wilde Jäger und Räuber zu geselligen Hirten, und bald darauf diese zu friedsamen Ackersleuten umgeschaffen, und Menschen an feste Wohnsitze gewöhnt, das Eigenthum eingeführt, die bürgerliche Ordnung und die Einschränkung ihrer natürlichen Freiheit nothwendig gemacht. Er hat schwächere Menschen aus Furcht unter das Joch der Gesetze gebracht, um der Gewalt des Stärkern zu entgehen. Durch ihn haben Menschen den stillschweigenden Vertrag unter sich errichtet, sich von dem Eigenthum und Rechten anderer wechselsweise zu enthalten, auch gegen andere zu unterlassen, was sie nicht wollten, daß ihnen von diesen widerfahre; alles in der Absicht um ihr Eigenthum, und in diesem die Mittel des Unterhalts, Mittel gegen Hunger, gegen körperlichen Schmerz zu erhalten. Diese Menge von neuen feinen Bedürfnissen, die sich sämmtlich alle auf die ersten Bedürfnisse der Natur zurückbringen lassen, haben Menschen ferner gereitzt, nicht für den heutigen Tag für das Nöthige allein zu sorgen, sie haben sie gelehrt, sogar Vorrath zu sammeln und Ueberfluß hervorzubringen, diesen gegen den Ueberfluß anderer zur Befriedigung ihrer neuern spätern Bedürfnisse umzusetzen; so brachte körperlicher Schmerz

den Handel hervor, und um diesen zu erleichtern, durch eine weitere Verfeinerung gewisse Tauschmittel, die geschickt waren, alle übrige tauschbare Sachen vorzustellen; er hat also auch das Geld eingeführt, daß ausser der Fähigkeit alles vorzustellen, alles dafür einzutauschen, und dadurch die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse zu erleichtern, gar keinen Werth hat; Liebe zu Reichthümern und Geld ist also, wenn sie auf ihre Entstehung, auf ihren wahren Werth und Grund zurückgeführt werden; wirkliche Liebe zum sinnlichen Genuß, wirklicher Abscheu vor körperlichem Schmerz, jeder Erdensohn, selbst der Geizhalz, liebt im Gelde die Mittel, die Fähigkeit, diesen Schmerz zu entfernen, die Möglichkeit sinnliche Lust zu genießen. Eben so ist Liebe zur Macht, Liebe und Hang zu einem Grad von Gewalt, wodurch man sich die Mittel zum Genuß sicher und mit Leichtigkeit verschafften, den Schmerz von Widerstand entfernen kann. Die Liebe zur Macht, ist die Begierde sich anderer Werkzeuge Werkzeuge und Diener seines Vergnügens bedienen zu können; denn nur der Mächtige kann das, und kann es um so mehr, je mächtiger er ist. Aeußerliche Ehre, und folglich auch innerliche, weil jene die Folge von dieser ist, ist nichts weniger als Münze ein Mittel sich sinnlichen Genuß leichter zu verschaffen, die, so uns ehren, durch das Uebergewicht, so wir auf sie erhalten, zu unsern Absichten geneigter und gefälliger zu machen; und diese Absichten sind, näher oder ent-

fernter, mittelbarer, oder unmittelbarer sinnlicher Genuß. Ein Volk, das nutzbare Handlungen nicht mit Unterscheidung, Vorzug und Ehre belohnen wollte, müßte, um die Aufforderungen zu großen Thaten zu unterhalten, mit Geld oder Lebensmitteln, Grundstükken, Sklaven, oder Mädchen belohnen. Die Ehre stellt, wie die Münze, dies alles vor, und ist so wenig als diese zu etwas gut, wenn sie ihrem Besitzer nicht zu allem diesen verhelfen kann. Sie ist ein Mittel Vergnügen zu erhalten und Schmerz zu entfernen. Ohne Geld, ohne Ehre, verliert sich aller Reiz zur Thätigkeit, und wozu beide, wenn sie nicht Mittel sind, die ersten körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen? Die Tribfedern aller menschlichen Handlungen sind entweder, unmittelbarer sinnlicher Genuß, oder Ruhe und Bequemlichkeit, oder Liebe zum Gelde, zur Ehre, zur Macht. In diesem sind alle übrige enthalten, und alle diese führen entfernter auf sinnliches Vergnügen hinaus. Sinnliches Vergnügen ist also des Menschen höchster und letzter Zweck.

Wenn dieser Zweck verborgner, entfernter ist, so erhält das Vergnügen den Namen eines geistigen; von dieser Art sind sodann moralische intellektuelle Vergnügen des Menschen.

Daher werden selbst Wissenschaften nur in sofern geliebt und getrieben, als sie Ruhe oder Unterhalt ver-

schaffen. Der Hunger und die Eitelkeit haben sie erfunden, und unsre Bücher geschrieben, und ihr Sitz ist mehr im Magen, als im Kopfe. Laß sie fernerhin kein Mittel seyn, Aemter, Ehre, Geld und Ruhm zu erhalten, und schaue sodann, wer sich darauf verlegen werde. Du kannst das in jedem Lande finden, sie blühen nur dort in dem Maaße, als sie das eine oder das andere gewähren. In den Zeiten unsrer Vorältern, wo sie nicht dazu führten, wo körperliche Stärke und kriegerische Tapferkeit, oder andere Beschäftigungen ausschließend, den Weg zu großem Glück eröffnet, wurden sie allein in der Kirche gefunden, aber nur so weit, als die Kirche ihrer benöthigt war. Im Orient und unter despotischen Verfassungen, ist dieses noch heut zu Tage der Fall. Nur fisische Vortheile herbeigeschafft, und die Menschen sind alles, was man will, Weise oder Thoren, Mörder oder Helden, gut oder böse, gelehrt oder unwissend, zaghaft oder kühn, alles, wie ihr sinnlicher Vortheil es erheischt. Es kömmt alles auf den Stärkern und Mächtigern an, welche Sfäre er ihrer Wirksamkeit, welches Interesse ihren Trieben, welche Richtung er ihrer Kraft giebt, für welche Art von Geschäftigkeit er Vergnügen oder Mißvergnügen verkauft; aus diesem Grunde richten sich Sitten, Tugend, Moralite nach dem herrschenden Geschmack, nach dem Willen des Stärkern, nach den Aussichten, die sie gewähren. Laß Niederträchtigkeit, Verläumdung willkommen seyn, und den Weg

zu großem Glück ebnen, und alle Welt ist niederträchtig, alle Welt verläumdet, laß Frugalite und jede Tugend verlacht werden, und deine Sittenlehrer lachen selbst mit. Sie verfolgen sogar was sie lehren, wenn Verfolgen sie gefällig und ihr Glück macht. Sie schämen sich derer, die ihre Lehren in Erfüllung bringen, sie verläugnen ihre Bekanntschaft um unangefochten zu bleiben, sie opfern sie ihrer Ruhe und Politik.

Sey immerhin mäßig im Aufwande, aber laß äußerliche Pacht das Mittel seyn, sich in die Höhe zu schwingen, und die Verachtung, in welcher du lebst, wird dich früh oder spät nöthigen, dich deinen Verächtern zu nähern, ihnen ähnlich zu werden. Die damit allgemein verbundene Schande und Gelächter, zwingen alle Welt, sich äußerlich zu unterscheiden. Alles formt sich nach dem großen Hanfen, nach den höhern Klassen, nach dem Willen des Regenten, und diese thun, was ihnen gefällt, weil sie es ungestraft thun, weil ihre Lage und Macht sie gegen körperliche Unfälle sichern. Alle Tugend richtet sich nach dem Vortheile, den sie gewährt; nimm ihr diesen Vortheil, leg ihn dem Gegentheile bei, und das Laster wird zur Tugend, zur Sitte der Menschen. —

Tugend ist die Feinheit, die Geschicklichkeit sich am meisten sinnliches Vergnügen zu verschaffen und am wenigsten Schmerz zu erdulden. Alle Tugenden

ohne Ausnahme verlieren sich in diesem Gesichtspunkte. Gerechtigkeit ist Abscheu vor allem mit der Ungerechtigkeit verbundenen sisischen Schmerzen; aber dieser Abscheu und folglich die Gerechtigkeit können nur so lange dauern, als die Uebel, welche damit verbunden seyn, wer ist sodann noch gerecht?

Mitleid ist Abscheu, Schmerz über unverdiente Leiden anderer, und Wohlthätigkeit das Bestreben sich den Anblick eines Leidenden aus den Augen zu schaffen; Mäßigkeit ist Abscheu vor Krankheit und Tod. Klugheit ist Vorhersehen der Schmerzen, die ein unkluges Betragen begleiten. Tapferkeit ist Entschlossenheit eine bevorstehende Gefahr von sich abzuwenden, genährt und gestärkt durch Aussicht auf Ehre und Beifall.

Dankbarkeit ist Aufforderung zu neuen Wohlthaten und Vergnügen. Auch alle sogenannte Gewissensbisse und innerliche Unruhe, entstehen aus dem Vorhersehen der sisischen Uebel, die unsere Fehltritte begleiten, und selbst kristliche Tugend ist Furcht vor der Hölle, und Aussichten auf den Himmel, worin jeder seine Lust setzt.

Das ist das Raisonnement unsrer kleinen Welt und der armen unbehülflichen Kinder des Glücks. Leider haben diese Sätze großen Schein für Menschen,

die es bei den ersten Urtheilen bewenden lassen. Wer diese eingesteht, dem muß auch die unglückliche Folgerung unvermeidlich wahr seyn, daß alles nur in sofern gut sey, als es mir keinen fisischen Schaden verursacht, daß also nichts absolut gut sey, daß sich vielmehr alles Recht und Tugend nach Konvenienz und Impunite richte, daß das Recht des Stärkern, das einzige Recht sey, so lange er der Stärkere ist. Und dann gute Nacht Sittlichkeit! dann ist es um höhere Moralite geschehen. —

Das ist die Filosofie des Unglücks, das ist das elende Theorem wornach unsre kleinen Menschen ihre eben so kleinen Lebensplane formen. Daher Abscheu und Ekel vor allem, wozu Energie erfordert wird, wenn ihnen nicht der augenblickliche Nutzen in die Augen leuchtet. Daher Abscheu und Ekel vor jedem Unternehmen, dessen Früchte nicht sie selbst auch sogleich unmittelbar erndten können, die vielleicht erst späte Enkel genießen sollen.

Nur genießen, nur erndten wollen die kleinen Menschen unsers Zeitalters, und da am liebsten, wo sie nicht gesäet haben.

Wenn wir nur leben, wenn wir nur satt sind, wenn wir nur keinen Mangel leiden, dann ist alles gut. Was unsre Zeitgenossen, unsre Nachkömmlinge

betrifft — die mögen sehen, wo sie hinkommen; sie mögen es eben so machen wie wir, und sie werden sich vielleicht eben so wohl befinden! —

O der erbärmlichen Weisheit, der kurzsichtigen Klugheit! Thoren! bedenkt ihr nicht, daß eure Nachkommen sich vermehren, daß der Raum, der jetzt für euch kaum hinreicht, in der Folge eure Fackel noch weniger fassen wird, daß ihr eben euren Wohlstand, eure Gemächlichkeit, mit der ihr in London und Alt-England, die Früchte beider Indien verschwelgt, nur der Industrie eurer Vorältern zu verdanken habt, die zuerst sich auf unbekannte Meere wagten, und Indien und Amerika eroberten? und haben sie die Früchte ihrer Eroberungen und mühseligen Entdeckungen genossen, mit denen ihr eure Tafeln ziert, euch bekleidet? —

Jahre, Jahrzehende, Jahrhunderte mußten vergehen, ehe Engelland die Früchte seiner Eroberungen genießen konnte, ehe es sich zu dem Glanze emporhob, auf dem wir es jetzt erblicken. Jahrhunderte waren nöthig, die unendlichen Zweige des brittischen Kunstfleißes auszubilden, der seinen Handel in alle Welttheile verbreitet — Jahrhunderte, und in ihnen unaufhörliche Entdeckungsreisen und Fahrten um die Welt, unaufhörliche Kriege und Kämpfe, Eroberungen wilder Völker, und Streit mit den Zivilisirten, die eifer-

süchtig auf Brittanniens Eroberungen, ihnen die Errungenschaft streitig zu machen suchten, gehören dazu, um aus Brittannien das zu machen, was es ist, um es auf die Höhe des Ruhms und der Macht zu bringen, auf der wir es bewundern. Und haben alle, die, welche Nordamerika eroberten, haben alle die, welche in Indien in den schrecklichen Schlachten umkamen, haben ihre Weiber und Kinder die Früchte ihrer Eroberungen, ja hat England selbst, als Amerika sich losriß, und mit nicht geringem Verlust der Unsrigen einen Freistaat bildete, den geringsten Vortheil seiner großen Aufopferungen genossen? und hat es seit seiner neuern großen politischen Existenz auch nur ein Jahr, auch nur einen Monat in großen Unternehmungen gefeiert? hat es nicht beständig mit einer jeden Nazion, welche auf Brittanniens Größe eifersüchtig war, nach ihren Besitzungen die kühnen Hände streckte, gerungen, und hat nicht eben dieses Ringen sie in Kampf und Sieg geübt, und würde Nelson sonst zur See dem großsprecherischen Franken die Spitze geboten haben, wenn nicht alle vorhergehenden Kriege Vorbereitungen zu größern Siegen, zu größern Eroberungen, zu größerm Ruhme wären? Wo hätte England je die Fähigkeit des Siegs, wo die Macht erlangen können, hätte es sich nicht mit allen Nazionen gemessen, gegen alle in Respekt gesetzt! Und sind nicht alle Unternehmungen größer, je neuer sie sind? Mußte nicht Engelland mit kleinen

Reisen, mit kleinen Eroberungen anfangen, ehe seine Macht zu der Höhe stieg, auf der es alles wagen und um den Weltball würfeln kann! Nur mit vergrößerter Macht wächst der Muth zu großen Unternehmungen, und nie kann die Macht Brittaniens genug vergrößert werden, der Weltball nur muß ihren Planen Grenzen setzen!

Wann ist ein Jahr verstrichen, in dem nicht bald die Kalekuttsche Gesellschaft, die Indianische, Afrikanische, und andere rühmliche Anstalten in Alt-England Schiffe ausgerüstet hätten, neue Entdeckungen zu machen? Wo, in der ganzen Geschichte unsers großen Vaterlandes finden wir Pausen an kühnen Unternehmungen? — Nirgends! Nur zu gut weiß die große Nazion, daß ieder Stillstand auf dem einmal genommenen Wege Rückgang werden muß!

Wohlan! so bleibt daheim, ruht euch aus, schwelgt von den Eroberungen eurer Väter, sinkt hin in Faulheit und schändlichen Egoismus, schwört ihn ab, verläugnet, verlacht, verabscheut den großen brittischen Gemeingeist, der das Glück der Staaten gründete — und bald werdet ihr an den Nebenbuhlern erwünschte Folgen erleben.

Der Handel wird sich nicht weiter ausbreiten, der Geist der Betriebsamkeit sinken, und mit ihm der

Wohlstand der großen Nazion. Andre Völker werden den großen Plan unsrer Väter auffassen, ausführen, und wir an der Themse in eben die Unthätigkeit zurücksinken, in die wir Venedig, Genua, Livorno, und alle Handelsplätze der Levante im vorigen Jahrhunderte, versetzen. Unsere Größe wird im Staub sinken, und unser Ruhm nur in den Kroniken der Enkel spuken. Dann wird man sich erzählen, wie einst diese Staaten blüheten, die nun in Vergessenheit gerathen, und die Enkel der reichen Britten werden bettelnd, gleich ausgehungerten Gespenstern, umherschleichen.

Aber, dies alles scheint keinen Eindruck auf euch zu machen! ihr seyd gefühllos für meine Worte, für euer Vaterland. Euch rührt nicht das Glück, nicht der Verfall der Nazion, und der Fehler liegt in mir. — Ich habe mich in Euch verrechnet. —

Wohlan! Wenn euch euer Patriotismus nicht bindet, ich kann euch nicht fesseln, ich kann euch nicht halten. Fühlt sich einer oder der andre zu schwach, läßt sein Interesse nach — so mag er gehn, mag zurückbleiben — Ich gehe allein. . . .

Gut! riefen meine Gefährten, wir wollen dir zeigen, daß wir Britten sind, daß wir keine Gefahr daß wir den Tod nicht scheuen. Aber beweise uns erst, daß wir in den Gegenden, wohin du uns füh-

ren willst, leben können. Das ist nicht Größe, sich dem augenscheinlichen Tode in die Arme werfen, dem man entgehen kann — das ist Tollkühnheit! Was hilft es unsrer Nazion, wenn wir alle in jenen Wüsten umkommen? Laufen wir nicht Gefahr die Früchte unsrer Entdeckung zu vernichten? —

Allein, nahm ich das Wort wieder, dahin sind wir noch nicht. Noch ist die Gefahr nicht so groß, noch die Aussichten nicht so schrecklich! Wenn die Gefahr zu dringend wird, werde ich umkehren. Ihr alle seyd stark und die Natur gab euch einen Körper zum Ausdauern. Vergebens sollt ihr ihn nicht zur Reise angestrengt haben. . . .

Haben wir das nicht schon? Ja, als wir uns in England einschifften, da spannte noch Kraft unsre Nerven — aber jetzt — hat uns Afrikas Sonne schon geschwächt, Mangel an gewöhnlicher Kost, an Bequemlichkeit hat unsre Kräfte aufgesogen.

Nun gut! erwiederte ich. Wer nicht folgen kann, wer zu schwach sich fühlt, der bleibe zurück —

und komme einzeln in der Wüste oder unter den wilden Völkerstämmeu um? Nein, wir kehren alle zurück, oder sterben alle in der Wüste. — Du bist für uns verantwortlich. —

Welch ein Anſinnen? Wie kann ich für einzelnes Unglück verantwortlich ſeyn? Wenn nun einer auf der See, oder in Darfur, oder in Engelland geſtorben wäre, ſo bin ich an ſeinem Tode ſchuld? Wie kann ich für das Leben der einzelnen bürgen?

Das hat niemand verlangt, riefen alle, aber hier iſt es etwas anders. Hier iſt nicht London noch Darfur; da wo wir jetzt ſind, tritt ein ganz ander Verhältniß ein. Aber jetzt in dieſer Glut — kann nur ein Raſender uns aufopfern; und die Entdeckungen, die wir hier machen, werden wahrlich Engellands Wohlfahrt nicht befördern. Was liegt der Königin der Meere daran, wenn wir ihr mit Aufopferung berichten, daß wir in einer Meilenlangen Wüſte geſchmachtet haben — und ein vor allemal: wir gehn nicht weiter.

Die Entſchloſſenheit des Tons, die Wuth die aus ihren abgezehrten Geſichtern leuchtete, ergriff mich und meine Genoſſen mit Entſetzen. Mir ward nicht wohl zu Muthe, denn ich merkte ihnen an: Meuterei könne hier im Spiele bezahlen, und ich, der einſam tauſend Gefahren entgangen war, lief Gefahr von meinen eigenen Leuten erſchoſſen zu werden.

Widerſetzen durfte ich mich nicht, und gab ich ihnen nach, ſo war alle mein Anſehn verloren, und niemand folgte mir mehr.

Wohlan sagte ich nach einer Pause. Ich finde allerdings einiges Wahre in Eurer Bemerkung. Aber noch ist die Gefahr nicht so dringend. Noch ist es möglich uns durchzureißen. Vielleicht ändert sich plötzlich das Klima und wir sind im Stande einen Ausweg durch die Wüste nach den Sennegalländern zu finden. Ich schwöre euch aber, daß ich keinen von euch aufopfern will. Allein mir thut die letzte Freundschaft und folgt mir noch vier Tagereisen. Wird es dann nicht besser, so kehre ich selbst um. —

Vier Tage? in dieser Hitze? und vier Tage zurück? — das wären acht Tage! Wer soll das aushalten? — doch wir folgen — wir folgen so lange wir uns kräftig fühlen, aber dann kehren wir auch schnell zurück.

Ich sah ein, daß ich weiter nichts unternehmen konnte, und beschloß Halt zu machen. Ich ließ die Zelte aufschlagen und vertheilte doppelte Porzionen von unserm Vorrath. Meine Nacht, die ich allein unter freiem Himmel zubrachte, war nicht die angenehmste. Ich war so matt, so abgespannt, daß ich kaum mehr denken konnte, und doch ließ mich die Todesangst nicht schlafen. Ich erwartete hier das Ende meiner Reisen, und hätte mich in meinen Erwartungen nicht betrogen, hätte Gottes Vorsicht nicht mächtig über mir gewaltet.

Ich sah, auf einem Sandhügel im Schatten eines Felsens gelagert, mehrere Soldaten bedächtlich um mein Zelt schleichen, und erblickte Schnüre in ihren Händen. Wahrscheinlich wollten sie mich erwürgen. Sie wähnten mich in meinem Zelte, da ich mich Abends niedergelegt hatte, um sie wähnen zu lassen, ich schlafe wirklich im Zelte.

Sobald ich sie im Zelte wußte, stürzte ich herzu, that mit meinen Pistolen Alarmschüsse, und die Kerle wurden von den andern gepackt. Den andern Morgen wurde Standrecht über sie gehalten. Man sprach ihnen das Leben ab, aber ich begnadigte sie.

Ich setzte meine Reise weiter nördlich fort, und nach einem vierzehntägigen Marsche durch schreckliche öde Wüsten, entdeckten wir wieder Negerhütten, und nach der Polhöhe, die ich nahm, war ich in einer Gegend, die mich vermuthen ließ, wenn ich diesen Weg verfolge, käme ich in das große Land, welches die größte Breite von Afrika einnimmt, und in Ermangelung eines andern, unter dem allgemeinen Namen Senegambien bekannt ist. Nach ungefähr zehn Tagereisen, fand ich diese Vermuthung bestätigt.

Das Land hat eine Ausdehnung von 195 geografischen Meilen von Norden nach Süden, und landeinwärts, oder von Westen nach Osten 300 Meilen.

Das Land liegt ganz in der nördlichen Hälfte des heißen Erdgürtels. Die Luft ist entsetzlich heiß, in dem Innern wird sie durch die Berge und Wälder, womit das Land angefüllt ist, vergrößert. Die Hitze von 9 Uhr Morgens, bis 4 Uhr Nachmittags, ist fast von keinem menschlichen Geschöpf auszuhalten. Selbst die Neger fürchten sich vor Sonnenstichen. Der brennende Sand verzehrt die Schuhe, daß sie hart wie Horn werden, in Stücken springen und in Staub zerfallen. Die Haut im Gesicht wird durch das Zurückprallen der Hitze des glühenden Sandes abgeschält, und verursacht ein Brennen, das mehrere Tage anhält. Hühnereyer, die drei Stunden im Sande gelegen, werden so stark gekocht, daß sie gegessen werden können.

Afrika hat hier die größte Breite, nämlich von mehr als 50 Graden, und wird gegen Osten durch einen kleinen Meerbusen von Arabien getrennt.

Der beständig herrschende Ostwind, der auf einer Strecke von 70 Graden oder 1000 geographischen Meilen über die arabischen und afrikanischen Sandfelder weht, und durch den kleinen Meerbusen nur wenig abgekühlt wird, muß in seinem Fortgange an Hitze immer zunehmen, und wenn er an der Westküste ankömmt, am heißesten seyn.

Die größte Hitze fällt in die feuchte oder Regenzeit, und nimmt vom Junius bis November zu.

Die Regenzeit, da es häufig regnet und im Senegal süßes Wasser fließt, hält selten über drei Monate an, nemlich vom Ende des Junius bis zum Ausgange des Septembers.

Diese Regenzeit hat man oft in frühern Reisebeschreibungen den Winter genannt. Wenn aber Winter die kältere Jahrszeit bezeichnen soll, so ist diese Benennung falsch. Denn durch Beobachtungen mit dem Thermometer ist gewiß, daß während der Regenzeit die stärkste Hitze herrscht. Während derselben weht der Wind von den Strichen zwischen Osten und Süden, woher die Orkane und Tornado's kommen. Vor dem Tornado geht eine unangenehme Schwüle her, die sich weit heißer empfinden läßt, als der Stand auf dem Thermometer zeigt. Bei Anbruch des Tornado steigen Wolken in Süden auf, die, wenn sie an einander stoßen, schwärzer werden. Der ganze Horizont wird mit einer schwarzen Decke umwölbt, und Blitze und Donner, die sich in einiger Entfernung hören lassen, unterbrechen die Finsterniß. Der kühle Wind hört allmählig auf, so wie sich der Tornado nähert. Eine gänzliche Stille erfolgt. Die Luft wird noch schwärzer. Thiere und Vögel verbergen sich. Alles ist still, und der Anblick des Himmels von

der Seite, woher der Tornado kommt, fürchterlich. Ein heftiger Sturm erhebt sich plötzlich, der so kalt ist, daß der Thermometer in wenig Minuten sieben bis acht Grade fällt, und mit solcher Heftigkeit wüthet, daß er Negerhütten umwirft und Schiffe von den Ankern losreißt. Der Sturm läßt nach, und heftige Regen ergießen sich, begleitet mit Blitzen und starken Donnerschlägen. Hier und da ereignen sich die Tornados ohne, oder mit sehr wenigem Regen, alsdann aber ist der Sturm heftiger und dauert länger.

Da man die Erfahrung hat, daß verschiedene in einer Nacht nach einem Tornado krank geworden sind, so hat man geglaubt, daß er pestilenzialische Dünste mit sich führe.

Die Regen ziehen die Dünste der so lange verbrannten Erde an sich, welche die Luft anstecken und Krankheiten verursachen.

Die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist in dieser Jahrszeit so groß, daß man sie mehr oder weniger an allen Dingen bemerken kann.

Leder, Kleider und Bücher werden mußig, polirtes Metall wird rostig. Seesalz, Zucker und andere Kristallisazionen, die vollkommen trocken waren, zerschmelzen, und das Fleisch, das am Abend geschlach-

ret ist, ist am nächsten Morgen so verdorben, daß man es nicht gebrauchen kann. Die Windstillen sind sehr gewöhnlich und unangenehm wegen der Muskitos und anderer Insekten, die alsdann ihre Schlupfwinkel in den Bäumen und Sümpfen verlassen und sich über das Land ausbreiten. Die Höhe der Ueberschwemmungen und die Größe des Regens übersteigt die Vorstellung derer, die nie unter dem Himmelsstriche gewesen sind. In Galam, 180 Meilen von der Mündung des Senegals steigt das Wasser 150 Fuß über sein Bette. Am Senegal fällt der Regen in 4 Monaten 115 Zoll, da in den meisten Theilen von England in vier Jahren nicht einmal so viel fällt.

Die Regenzeit wechselt mit der trocknen Jahrszeit ab, da es nie, oder sehr selten regnet, und das Wasser des Senegals mit dem Seewasser vermischt wird. Diese Jahrszeit fängt im September oder Mitte des Dezembers an, und endigt sich im Juni oder Mitte des Julius. Man nennt sie oft den Sommer; sie sollte aber in Rücksicht der vorhergedachten geringern Wärme der Winter heisen.

Die Franzosen nennen die Regenzeit haute saison, weil alsdann die Flüsse sehr angeschwollen sind, und die trockne Zeit basse saison, weil sie alsdann sehr niedrig sind. Diese heist auch die gesunde, im Gegensatz von jener, oder der ungesunden, weil, wenn

gleich Seitenstechen und Entzündungsfieber im Dezember und Januar, und Diarrhöen im April, Mai und Junius sich ereignen, wenige Menschen daran sterben; und diese geringe Sterblichkeit, in Vergleichung mit der jeder andern Jahrszeit, rechtfertigt die Benennung.

Wenn die Regen aufhören, so dreht sich der Wind, und er wehet grösstenthells von Osten oder Nordosten des Morgens. So wie sich die Sonne über den Horizont erhebt, wird er mehr und mehr nördlich, bis er um Mittag bald früher, bald später sich gegen Nordwesten dreht, welcher der Seewind heist und sehr erfrischend ist, wenn schon bisweilen, wenn die Erde sich der Sonne in ihrer Umwälzung nähert, der Wind sich wieder nach Osten wendet und die ganze Nacht daselbst verbleibt.

Dieser Wind weht bisweilen sehr heftig und ist beständig ungemein heiß. Er vertrocknet die Seen und stehenden Wasser, die durch starke Regen und Ueberschwemmungen des Flusses entstanden waren, und erzeugt in den Plätzen, die mit Seewasser angefüllt waren, ein feines kristallisirtes Seesalz, das dem Bergsalze nicht unähnlich ist. Im Februar bis Ende Junius wehet der Wind fast beständig zwischen Norden und Westen, welches man den Seewind nennt; dann und wann ist er östlich. Geschieht dieses im April, so ist er fürchterlich heiß, weil die Sonne im Zenith

von

von Senegal steht, und die weiten sandigen Ebenen, über welche er bis zu seiner Ankunft streicht, erhitzt.

Die davon zurückgeprellten Sonnenstrahlen vermehren die Hitze. Weil nun der Boden um den Gambia nicht so sandig ist, als um den Senegal, so verursacht dieser Wind in jener Gegend nicht so viele Hitze, als hier. Die Luft ist alsdann manchmal mit dem dünnen Sandstaube angefüllt, und erscheint so neblich, daß man nicht 20 Schritte vor sich sehen kann.

Von den Harnakan, an der Küste von Guinea, unterscheidet sich der Ostwind am Senegal nur dadurch, daß er alles trocken macht, was vertrocknet werden kann, da jener feuchte ist. Wasser, welches auf dem Boden eines Zimmers gegossen wird, um die Luft abzukühlen, versiegt in einem Augenblicke, und es zeigt sich einige Wirkung an dem Thermometer, das in einem solchem Zimmer befindlich ist.

Salz, Zucker und dergleichen Dinge, die während der Regenzeit durch die feuchte Luft bald zerschmolzen sind, trocknen in wenigen Tagen zu dichten Klumpen. Die Meubles von Holz schrumpfen ein und gehen auseinander in ihren Fugen, oder zersplittern und brechen, wo sie angeleimt sind.

Die Haut der Weisen sowohl als der Neger wird so dürr und versengt, und oft so rauh, als kaltes Wetter in Europa sie machen würde.

Der Himmel ist klar und ohne Wolken, die Atmosphäre neblich, daß, wie ich schon bemerkte, von dem Sandstaube, mit Dünsten vermischt, herkommen mag.

Weder die Eingebohrnen noch die Europäer halten diesen Wind für ungesund, wenn schon er unangenehme Empfindungen erregt, und als die unmittelbare und entfernte Ursache einiger Krankheiten angesehen werden kann. Wenn er im Oktober früh oder spät zu wehen anfängt, so glaubt man, daß die ungesunde Jahrszeit aufhören und die gesunde anfangen werde.

Im Dezember und Januar, wenn die Sonne am weitesten entfernt ist, verursacht er eine kühle Luft des Nachts und des Morgens.

Andre Jahrszeiten, außer den beschriebenen, giebt es hier so wenig, als in der südlichen Hälfte des heissen Erdstriches.

Längs der Küste ist der Boden etwa 12 oder 15 Meilen weit von der See halb sandig, halb thonar-

tig, niedrig, ohne Steine und Kiesel, und so weiß, daß man ihn beim heißesten Wetter kaum unterscheiden kann.

Jenseit des sandigen und ebenen Landes gehen die Hügel und Berge an, und man findet Steine und Kiesel. Waldungen, Mannshohe Gräser, beweglicher brennender Sand decken die Felder. Das Grün verliert sie nie ganz, und man sieht es entweder in Pflanzen, oder an den Früchten der Erde, oder an den Bäumen.

Die Waldungen und Felder dienen einer unermeßlichen Anzahl der größten und sonderbarsten Thiere zum Aufenthalt. Viele Flüsse durchschneiden diesen Theil von Afrika, und die meisten davon sind vielleicht zur Regenzeit mit einander verbunden.

Seen und Moräste sind sehr häufig. Die aus dem faulenden Wasser aufsteigenden Dünste erzeugen viele Krankheiten, die für die Europäer, wenn sie sich nicht vor Ausschweifungen in Acht nehmen, sehr gefährlich sind. Hätten die Europäer nicht gewöhnlich niedrige und sumpfige Plätze zu ihrem Aufenthalte gewählt, hätten sie die Holzungen niedergehauen, die Sümpfe abgeleitet und das Land urbar gemacht, hätten sie sich den übeln Dämpfen, dem Regen und Thau mit mehrerer Vorsicht ausgesetzt, vor übermäßi-

gen Trinken und andern Ausschweifungen in Acht genommen, so würde Afrika wegen seines ungesunden Klima nicht so verschrieen seyn. Im ganzen trifft die Anklage der Ungesundheit dieses Klima mit nicht mehrern Rechte, als andere. Je höher das Land die Flüsse hinauf liegt, desto gesünder ist es. Schwarze und Weiße, welche die Erfahrung gemacht haben, stimmen darin überein, daß das Binnenland gesünder sey, als die Küste. Ohnstreitig liegt der Grund darin, daß das Land sich desto mehr erhebt, je weiter es von der Küste entfernt ist.

Hohe und trockne Gegenden, die von der Luft wohl durchstrichen werden, sind der Gesundheit nicht nachtheilig. Die Inseln sind es weniger, als das feste Land. Senegal und Witha werden für die bösartigsten Gegenden gehalten.

Der Boden ist zwar nicht allenthalben gleich fruchtbar, aber da, wo er es ist, übertrifft er an Fruchtbarkeit jeden andern. Die Schnelle, womit alles wächst, die Mannigfaltigkeit der Produkte und die unerhörte Größe derselben, erregen Erstaunen. Das weit über Mannshöhe emporschießende Gras wächst, wenn es abgebrannt ist, in einer Nacht so sehr, daß Gazellen es abweiden können; und wo sind mehrere und größere Thiere, wo eine solche, fast unabsehbare Reihe von Vegetabilien? Die vielen fruchtfressenden

Thiere, die heerdenweise herumziehen, die vielen Arten von Gazellen, die Heerden von Elefanten finden ihre Nahrung. Welch eine Masse von Vegetabilien, um sie zu sättigen. Aber auch die Produkte des Pflanzenreichs stehen in Zahl und Größe im Verhältniß mit den Thieren, die auf sie Jagd machen. Nirgends findet man Bäume von so ungeheurer Größe, von solcher Dicke und Höhe. Die Luft, die von Vögeln und Insekten, das Meer, das von Fischen wimmelt, bezeigt gleichfalls den hohen Grad der Vegetazion, den das Klima erreicht. Und hätte man erst die unterirdischen Schätze untersucht, sollte hier die Natur in ihren Wirkungen anders verfahren haben?

Der Boden zwischen Kap Blank und dem Fluß Gambia ist im Ganzen sandig; allein der Sand ist mit verwitterten Muscheln vermischt, und an vielen Stellen mit einer fruchtbaren schwarzen Erde bedeckt. Wo sich diese findet, ist der Boden weit fruchtbarer, als in den fruchtbarsten Ländern Europens. Ja selbst die unfruchtbarsten Stellen geben schönes Gras und Buschwerk. Die Gebirge von Kap Vend bis zum Gambia bestehen im Ganzen aus mehr oder weniger Basalt, worin man die deutlichsten Spuren von Vulkanen bemerkt, und die aus den verwitterten Laven entstandene Thonerde bildet das fruchtbarste Erdreich in der Welt.

Von Gambia bis an dem Fluß Nunez ist ein Boden, den keiner an Güte übertrifft, und dem wenige darin gleichkommen. Dieses gitt nicht blos von der Küste, sondern auch von einem sehr bedeutenden Theile des Binnenlandes. Wie vielmehr würde dieses Land liefern; wenn es gehörig angebaut wäre.

Der Fluß Senegal wird von einigen der Niger genannt, und führt den Namen Houet Niger bei den Mauren. Der Name ist ihm nicht von den Eingebohrnen, sondern den Europäern gegeben, denen ein Neger auf die Frage: wie der Fluß hieß? seinen eigenen, oder, was noch eher zu vermuthen ist, den Nameu seiner Nazion, Zenaga, oder Zanaga antwortete. Sein Lauf jenseit des Fort Joseph, 12 Grad 34′ nördlicher Breite, und 8 Grad 30′ östlicher Länge, oder ohngefähr 100 Meilen von seinem Ausflusse, und noch vielmehr sein Ursprung ist unbekannt.

Was die Negerkaufleute aus dem Königreiche Mandingo davon erzählen, ist weder genau noch ausführlich genug, um etwas Gewisses daraus zu ersehen. Er breitet sich wahrscheinlich im 20° östlicher Länge aus, nachdem er einen See von beträchtlicher Ausdehnung gebildet hat; durch zwei Oeffnungen ergießt er sich und bildet zwei Flüsse. Der, welcher von Osten nach Westen läuft, hat den Namen Senegal, und der, welcher gegen Südwesten läuft, hat den Namen

Gambia erhalten. Er ist einer der größten Flüsse, und wenn man ihn auch nicht bis über den See Burnu im 42° östlicher Länge verfolgt, aus welchem man ihn hervorgehen sieht, so hat er von da, bis zu seiner Mündung gegen Norden an das Kap Verd, einen Lauf von hundert Meilen. Er läuft fast beständig von Osten nach Westen, von seinem Ausflusse aus dem See Burnu, bis auf zwei Meilen von dem Ozean, wo er sich mit einemmale nach Süden wendet, und von dem Meere nur durch einen natürlichen Damm oder Erdzunge, die nirgends über zwei Meilen, oder gar nur über 150 Ruthen breit ist, und die Spitze der Barbarei ist, ein flacher, unangebauter und unfruchtbarer Strich, getrennt wird. Nach einem Laufe von 18 Meilen von Norden nach Süden, verschafft er sich endlich einen Ausweg ins Meer, in 25° 55′ nördlicher Breite. Die Mündung ist durch eine Sandbank verschlossen, über welche, wegen des seichten Wassers, eine gefährliche Fahrt ist, und nur Barken von 40 bis 50 Tonnen, die nicht mehr als 6 Fuß Wasser ziehen, gehen können.

Die Oeffnungen, welche sich der Fluß durch die Sandbank verschafft, um sich ins Meer zu ergießen, sind nicht immer an derselben Stelle, und müssen genau beobachtet werden. Der Fluß ist 25 bis 28 Fuß tief und sein Wasser vortrefflich. Er ist fast allenthalben sicher und schiffbar. Das Meerwasser dringt

in der trocknen Jahrszeit bis auf 20 Meilen vor, und die Ebbe und Flut wird noch viel weiter hinauf bemerkt. Seine Ufer sind in einer fast ununterbrochenen Reihe mit Gesträuchen und Bäumen bewachsen. Der Fluß würde einer der angenehmsten seyn, wenn man sich nicht vor seinen Krokodillen und Wallrossen fürchten müßte. Zur Entschädigung sind sehr gute genießbare Fische darin.

215 Meilen von der Mündung und 9 vom Fort St. Josef ist ein Wasserfall bei dem Felsen Felu (Felupe), 30 Ruthen beinahe in senkrechter Höhe. Während 7 Monaten des Jahrs ist hier kein Wasser. Zur Regenzeit aber, d. i. gegen Ende des Mai oder Anfang Junius, schwellt der Fluß hinter dem Felsen dermaßen an, daß er über ihn hinstürzt, und mit einem fürchterlichen Geräusch, das man in einer Entfernung von sechs Meilen hören kann, sich zerstiebt. Von der Zeit an, fünf Monate hindurch, ist der Fluß fahrbar. Ein andrer Fels, über welchen gleichfalls das Wasser fällt, ist nur 9 Meilen von jenem. Ein dritter Wasserfall ist 30 Meilen von Felu bei Gorfina, Guina, wo der Fluß viel tiefer fällt. Von dem, was noch mehr jenseits ist, konnte ich keine Kunde einziehen, da ich mich bei meiner Begleitung nicht über den Strom wagen durfte. Der Fluß bildet große und kleine Inseln und verschiedene Seen, von welchem letztern zwei ziemlich groß sind.

Der See Panier Foule liegt an der rechten Seite des Flusses, 25 Meilen von der Sandbank im Hinauffahren des Flusses, und ist mit dem Flusse durch einen natürlichen Kanal verbunden. Nur in der Regenzeit ist er überschwemmt, und wenn diese vorbei ist, trocknet der größte Theil des Sees aus und bildet eine fette Ebne, die durch einen Bach durchschnitten wird und alle Arten von Sämereien aufnimmt. Der andre See, Kajor, ist viel größer und liegt an der linken Seite des Flusses, wenn man 37 Meilen von der Sandbank hinauf fährt. Die Franzosen haben diesen See wenig besucht, und kennen ihn fast nur aus den Erzählungen der Mauren und Neger.

Der See hängt mit dem Senegal durch einen Kanal oder Arm zusammen, der 16 bis 18 Ruthen breit und 12 bis 18 Fuß tief ist, und durch den das Wasser des Sees zur Regenzeit anwächst.

D'anville hat auf seiner Karte den Gambia als einen mit dem Senegal nicht verbundenen Fluß gezeichnet. Labbat und Demanet halten ihn für einen Arm des Senegal; denn bei dem Flecken Barakoda oder Barakonda theilt sich dieser in zwei Arme, wovon der nach Süden strömende Gambia heißt.

Nach einem langen Laufe verliert er sich in einem mit Rohr dicht bewachsenen Sumpfe, aus welchem er

als ein schöner und tiefer Fluß wieder hervortritt. Er ergießt sich ins Meer zwischen dem Kap San Maria in Süden und der kleinen Vogelinsel in Norden, im 13° 20′ nördlicher Breite, wo seine Mündung vier Meilen breit ist. Er ist 180 Meilen von seiner Mündung an bis Barakonda für Schiffe von 150 Tonnen, und bis Guiachor oder 37 Meilen von der See für Fahrzeuge mit 40 Kanonen und 300 Tonnen groß fahrbar, aber nur in der trocknen Jahrszeit, vom Dezember bis an den Juni oder Juli. Denn in der Regenzeit sind die Ueberschwemmungen so ungeheuer und sein Strom so reißend, daß man auch mit dem günstigsten Winde sich nicht in ihm hinein wagen kann. Darin ist der Fluß von ganz anderer Art, als der Senegal; denn diesen kann man nur in der Regenzeit bis Galam beschiffen. Bei Barrakonda ist eine Felsenbank, von welcher höher hinauf keine Fahrzeuge gehen können. Der Fluß hat hohe Ufer mit hohen Bäumen bewachsen. Der Fluß ist sehr fischreich.

Der Fluß Kassemane, Zemane, ein Arm des Gambia, fließt 22 Meilen von Gambia und 18 vom Kap San Maria. Er wurde 1764 zuerst beschifft. Die Luft ist zwar sehr heiß, aber doch scharf, und daher auch gesünder, als anderswo. Die Küste ist weit bevölkerter, als um den San Dominique. Dieser Fluß wird auch Cachaux genannt, fließt zwei Meilen südwärts von Kassamanze in Schlangenlinien durch

eine Strecke von mehr als 200 Meilen. Es ist schwer hinein zu kommen, und die Schiffe müssen am rothen Vorgebirge unter 11° 36 Minuten nördlicher Breite ankern, und Chaluppen ausschicken, den Fluß aufzusuchen, damit das Schiff den Bänken und Felsen, die sich an dem nördlichen und südlichen Ufer des Flusses befinden, nicht zu nahe kommen. Der Fluß ist tief genüg, daß er befahren werden könnte; allein die Sandbank an der Mündung verwehrt den schweren Schiffen den Eingang.

Fluß Gesves de Guere, nord- und nordostwärts von der Insel Bisao, ist sehr reißend auch wegen seiner sonderbaren Fluth, da das Meer sechs Stunden fällt, und nur drei Stunden steigt, kann nur vom September bis im Dezember befahren werden. Der große Fluß, neun Meilen vom Flusse Gesves entfernt, ist 60 Meilen hinauf für große und kleine Schiffe fahrbar. Nongue, 12 Meilen südlich vom großen Flusse. Von Nongue bis an den Sierra Liona sind noch vier Flüsse, Poyne, Kaffalli, Samos und Kasires. Die tropischen Länder sind reich an jeder Vegetation. Von Thieren bemerke ich, was ich fand.

Affen, vorzüglich grüne, giebt es hier in großer Menge und so verschiedenartig, daß ich eine weitläuftige Abhandlung schreiben müßte, sie alle darzustellen. Igel, die sich nur durch ihre Größe von den europäi-

schen unterscheiden, Ratten und Fledermäuse, letztere so groß wie Tauben, inkommodirten uns oft des Nachts. Springhasen oder Gerboa. Die gewöhnlichen Hasen schienen mir bei weitem kleiner, als die europäischen, aber schmackhafter. Eichhörnchen, Kaninchen, Wieseln, Zibethkatze zwischen dem Senegal, Hunde, die nicht bellen, Stinkthiere, Wölfe von einer sehr großen Gattung und fürchterliche Hiänen streifen des Nachts in fürchterlichen Heerden durch die Felder und beunruhigen die Hütten der Neger. Füchse, Löwen, Tiger und Leoparden schienen mir weit kleiner, als ich sie vordem auf meiner ersten Reise in Indien, vorzüglich in Bengalen, sah. Der Esel ist hier ein vorzüglich schön gebautes Thier, besonders nach dem grünen Vorgebirge hin. Kameele werden von den Negern nur wenig benutzt. Schaafe und Ziegen erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Hirsche, Gazellen, Antelopen trafen wir auf unsern verschiedenen Märschen häufig und truppenweise, besonders in der Gegend um Arguin und Jorlendik an. Es würden ihrer noch weit mehr seyn, wenn sie nicht beständig von den Löwen uud Panthern verfolgt würden, für deren Verfolgung sie nur ihre leichten, schnellen Füße schützen können. Kleine guineische Böckchen oder Hirschrehe, Büffel, Dschiraffen, Schweine, sowohl das gewöhnliche, als der fürchterliche ethiopische Eber mit viereckigtem Rüssel, von dem Lavaillant in seiner Reise eine Zeichnung geliefert hat, fand ich im Ueberfluß.

Elefanten trafen wir in Heerden von mehrern Hunderten an den Ufern des Senegal beisammen. Das Flußpferd findet sich häufig in den süßen Gewässern von Afrika, zumal von Kassamanze südlich. Dieses Thier findet sich an der West- Süd- und Ostküste von Afrika, aber sonst nirgendwo in der Welt. Wallfische, besonders Kachelotte bemerkte ich längs den Küsten in ungeheurer Menge. Von Vögeln bemerkte ich den großen brasilianischen Geier, den Königsfautor, den Kontor, letzterer begreift, wenn er beide Schwingen ausgebreitet hat, über fünf Ellen. Adler giebt es viele, wie auch Seefalken und Fischweihe. Nirgends als hier fand ich eine größere Mannigfaltigkeit im Papagaiengeschlechte. Ochsenhoker (Buphaga) sah ich mehrmals im Angesicht der Negerstämme Schaafe von der Heerde mit sich in die Luft nehmen. Mandelkrähen oder blaue Racken, Eisvögel, Kolibris, Enten, Pelikane, Amseln, Schwalben, Reiger, Kranniche, Schnepfen, Spechte, Wasserhühnchen, Feldschreier, Trappen, Strauße, Pfauen, Puter, Perlhühner, Auerhähner, Rebhühner, grüne Tauben und Lerchen in ungemessener Zahl.

Von Amphibien fiel mir die Schildkröte, die große Kröte, eines der ekelhaftesten Geschöpfe, die mir jemals vorgekommen sind, der Krokodil, die blaue und vergoldete Eidechse, der Salamander, und die Riesenschlange, die ich in der Größe von 50 bis 60

Fuß und 2 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß breit antraf, besonders auf. Auch von kleinen Schlangen wimmelte der Boden, und jedes Rasenfleckchen schien lebendig. Sonderbar genug, daß die Eingebornen keine Schlange tödten, die sie für Fetische halten. Man hatte mir sehr viel von der Bezauberungskunst der Schlangen erzählt, ohne daß man im Stande gewesen war, mich davon zu überreden.

Hier hatte ich die Gelegenheit, mich mit Schrecken von der Wahrheit dieser Sage zu überzeugen. Es ist in Amerika und auch in Afrika eine ganz bekannte Sache, daß eine große Art von Schlangen mit ihrem Hauch und starrem Blicke Thiere, die sich ihnen auf eine gewisse Entfernung nahen, so bezaubern können, daß es ihnen unmöglich ist, entfliehen zu können, und der Raub- und Mordgier der schrecklichen Zauberinnen zur Beute werden müssen. Umsonst sträubt sich der kleine Vogel, schreit, schlägt mit den Flügelchen, er kömmt nicht aus dem Zauberkreise, bis er erschöpft umsinkt, und nun von der Schlange erwürgt und verzehrt wird. Ich war mit meiner Flinte einige Vögel zu schießen ausgegangen, und hatte mich von meinen Gefährten ein wenig entfernt. Ich sah in die Luft, und bemerkte kaum, daß ich über sumpfige Wiesenplätze gieng, als ich mit einem Male ein sonderbares Gefühl in mir wahrnahm, das mir bis jetzt unbekannt gewesen war, und das ich blos mit der allmähligen Bewußtlosigkeit und Gedankenverwirrung ver-

gleichen kann, die man fühlt, wenn man bis spät in die Nacht und zur völligen Erschöpfung studirt oder schreibt, mit einem unbeschreiblichem Ekel verbunden.

Ich wußte nicht mehr was ich wollte, fühlte eine mir selbst unbegreifliche Unmöglichkeit, rückwärts zu gehen, als noch zu rechter Zeit die gütige Vorsicht meine Blicke zu Boden lenkte. —

Mit Entsetzen entdeckte ich hier ein Ungeheuer von einer Schlange, die in fürchterliche Ringel gekrümmt, ihr Haupt schrecklich emporhob, und mit Blicken auf mich starrte, als wollte sie mich vernichten, dabei stieß sie, wie mir die Bewegung ihrer Zunge verrieth, unaufhörlich ihren giftigen Odem nach mir. Mit einem Male fiel mir die Sage von den Zauberkünsten dieser Ungeheuer bei, und ich hatte gerade noch so viel Besinnungskraft — wiewohl mit Mühe dem Kreise der Zauberin zu entspringen, ehe sie auf mich zusprang. Erst eine Weile darnach, als ich vom Ungeheuer entfernt war, verlor sich meine sonderbare Betäubung und mir ward allgemach wieder besser. Wahrscheinlich bewirken diese Thiere ihren fürchterlichen Zauber, durch ihren betäubenden Odem, den sie immer in gerader Linie ihrem unglücklichen Opfer so lange entgenhauchen, bis sie fallen.

Diese Schlangen haben das Eigne, alles Fleisch ihrer erwürgten Thiere, mit einem giftigen Geifer zu

überziehen, der es schon nach einigen Stunden, zum weichen, ekelhaften, stinkenden Muse beizt, und nun als haut gout von der Mörderin verzehrt wird.

Fische sind ungemein zahlreich, und der Fischfang auf dem Meere sowohl als den Flüssen, sehr ergiebig. Viele darunter haben mit den europäischen nicht die mindeste Aehnlichkeit, und sind nicht minder vortrefflich. Hierher gehören, der Zitterfisch, Mondfisch, alte Weiberfisch, Sardellen, Meerelend, Karengo, Aal, Scholle, Roche, Gakao, Kapitän, Meeralet, Goldsfaden, Karpfen, Rothfisch, Fluß- und Meerbarbe, und mehrere Gattungen fliegender Fische.

Unter den Insekten ist der leuchtende Käfer, der Kakerlak mir am öftersten vorgekommen. Heuschrecken finden sich hier wie in Egipten in ganzen Schwärmen aus der Wüste ein. Schmetterlinge giebt es von den mannigfaltigsten Gattungen und den schönsten Farben. Ameisen giebt es hier rothe und weiße von außerordentlicher Größe. Mehrere Inseln auf dem Senegall, wimmeln von Schnaken aller Art, daß sie von Menschen nicht bewohnt werden können.

Palmbäume fand ich mehrere Arten; Dattel- und Pflaumenpalmen, aus welchen die Einwohner ihren Palmensekt machen. Die Kokospalme hab ich nur am Gambia angetroffen, am Senegal äußerst selten; öfter

die Fächerpalme. Tamarinden, Mangebaum, Kolasnüsse, Akajib, Poppau, Guavabaum, Pomeranzen, Zitronen, Granatäpfel, Färberbaum, Heuschreckenbaum, Kalabassenbaum, Affenbaum, dieser ist von ungeheurer Dicke, 77 Fuß im Umfange, 25 Fuß im Durchmesser. Die ausgeleerten Schaalen der Früchte werden Kalebasses oder Flaschenkürbisse genannt. Der Butterbaum, den ich in meiner vorigen Reise beschrieb; Weiden, Gummibäume, Seifenb. Akaziab, Mastix, Feigen und Sikomorusbäume.

Unter den Sträuchen fiel mir besonders auf: Pfeffer, Tamarisken, Lawsonische Pflanzen, oder nach den Arabern al Henna, Saphora, Bahinne, Baumwolle kömmt aller Orten gut fort, wo sie nicht der Gefahr, überschwemmt zu werden, ausgesetzt ist, und übertrifft an Güte, nach dem Urtheile der Kenner, die von Brassilien, und kömmt meines Dafürhaltens der ostindischen beinahe gleich; Ibisch, Abl-Moch, Bisamkörner Ibisch, ambrette, Ibiscus Abelmoschus wächst in Galam, wird aber von den Negern nicht genützt, die sich der Körner zu Wohlgerüchen, wovon sie große Liebhaber sind, bedienen könnten.

Indigo, Maniok oder Kassave, Muse, oder Pisang, nur allein in Gambia; wovon zwei Arten, welche die Engelländer Platains und Bannanas nennen, Ranettenholz, Bambuk-Tulü, oder der Bambukschi-

Butterbaum, weil er in Bambuck einheimisch ist, eine Abart des Talgbaums. Guineischer Sauerampfer; Zuckerrohr wächst wild, mehr für Rindvieh, Schweine, Elefanten, die sämmtlich sehr lüstern darnach sind, als für Menschen. Kassia und wilder Zimmtbaum wächst häufig wild; Muskatenbäume sind selten; den Kaffeebaum habe ich nicht angetroffen.

Kräuter und Zwiebelgewächse, die ich hier fand, waren: Ingber, Bakatten, die oskorische Pflanze oder Ignamen, Aeskulapische Pflanze, Annanas, Portulak, Bassilienkraut, Vitsbohnen, Erbsen, Sesban, Kürbisse, Melonen, Gurken, Schmarotzerpflanzen, zeilonische Nachtblumen, Tuberose, Lilienasodill, Wunderblume, Amaranthe, Sammetblume, Bassilie, Aloe; Tabak wird von den Negern gebaut, wächst in großer Ueppigkeit über diesen großen Erdstrich und ist besser als der Amerikanische.

Unter den Grasarten fand ich indianische Hirse, die große Holcus corghum und die kleine Holcus durra, Reiß, Mais, Orseille, oder Farbe Flechte.

Die Holzarten, welche schon lange als Gegenstände des Handels bekannt waren, und nach Europa verführt wurden, sind Camwood, Barwood, Ebony und lignum vitae. Ebenholz und lignum vitae sind bekannt; weniger sind es die beiden ersten Arten.

Lamwood ist ein Färbeholz und Barr- oder Logwood ist das bekannte Kampecheholz. Meine neuern Vorfahrer haben mehrere Holzarten, die zu Tischlerarbeiten, zum Färben, und auf andre Art genützt werden können, entdeckt.

Waadström brachte vierzehn schöne Holzarten mit, und hätte noch viel mehrere mitbringen können. Die Pflanze, womit, seinem Berichte nach, die Truppen des Damel Kayor ihre Uniform von baumwollenen Zeuge gelb färben, scheint dieselbe zu seyn, die ein Engländer zufälliger Weise entdeckte, die man aber, weil er bald darauf starb, nicht wieder finden konnte. Ein anderes Holz gab eine karmosinrothe Farbe, Mahagoniholz wächst auch in Afrika.

Zu den Produkten des Pflanzenreichs, welche als Gegenstände des Handels verführt werden, gehört auch das Gummi Sennegal, Drachenblut, Kopalgummi, gummi rubrum adstringens, gummi euphorbium und Gummi guajak. Mandeln, Palmöl, Pfeffer, Tabak, Reis, Indigo, Baumwolle. Afrika liefert die vier letzten Produkte vielleicht von besserer Güte, als irgend ein anderer Welttheil. An der Seeküste, vorzüglich nicht weit von der Mündung des Sennegal, sind Salzpfützen oder Moräste, mit salzigem Wasser angefüllt. Das Salz, wenn es kristallisirt wird, überzieht den Grund der Moräste mit einer dicken und

harten Rinde, davon die Araber Stücke abschlagen und verkaufen. Weil die Neger nach Salz sehr lüstern sind, und dasselbe im Innern des Landes ungemein selten, fast gar nicht bekannt ist, so wird es zu einem hohen Preise verkauft.

Amber, Ambre gris, ein Erdharz; wird am weißen Vorgebirge in solcher Menge gefunden, daß die Neger ihre Kähne damit, statt mit Talg oder Pech überziehen. Ganze Berge sind von rothem Marmor mit weißen Adern.

Der Landstrich zwischen dem Kap Blank und dem Senegall, ist ein Theil der ehemals sogenannten Wüste Sahara, welche sich quer über Afrika von Egipten bis zur westlichen Küste zieht. Man nennt es jetzt Ober-Senegambien. Kap Blank, oder das weiße Vorgebirge im 20° 31′ nördlicher Breite, liegt auf einer Erdzunge, die sich von Norden nach Süden erstreckt, niedrig, ganz kahl, ohne Bäume, und alles grün. Es hat schlechterdings kein Zeichen, woran der Seefahrer eine Landungsstelle erkennen könnte. Von dem weißen und trocknen Sande hat es seinen Namen erhalten.

Die Bey Arkuin, geht vom weißen Vorgebirge bis Kap Zirk, bei der Mündung des Flusses San Jean. Beide Kaps sind 30 Meilen von einander ent-

fernt, und haben eine Sandbank zwischen sich, über die selbst mittelmäßige Fahrzeuge nicht gehen dürfen, und die gegen Norden, drei Meilen vor Kap Blank, aufhört, wo Schiffe durchgehen können. Die ganze Küste hat viele Sandbänke und Sandinseln, und die Schifffahrt ist mit großer Gefahr verbunden. Die Fische, die hier von Menschen nicht sehr gestört werden, haben sich in unzähliger Menge in diese Schlupfwinkel begeben. Die Insel Arkuin, die der Bay den Namen giebt, ist von Kap Blank nur 13 Meilen, kaum eine Meile lang von Norden nach Süden, und noch weniger breit von Osten nach Westen. Das Fort lag auf der Spitze eines jähen abgeschnittenen Felsens.

Port d'Addy, in der Mauren-Sprache Gioura, in einer Bay, die wegen der Sandbänke eine gefährliche Einfahrt hat, in der Mitte zwischen Arkuin und Sennegal an einem Salzmorast, und mit einer Reihe von Anhöhen umgeben, die ihm die Luft und Aussicht benehmen. Das Fort, welches die Franzosen des Gummihandels wegen erbauten, lag 200 Ruthen ostwärts von einem paar Dörfern, worin ungefähr 400 Mauren wohnten. Die Hütten sind von Zweigen erbaut, mit Erde und Rasen bedeckt, und der Eingang so niedrig, daß man sich beinahe auf den Bauch legen muß, um hinein zu kommen. Forts und Faktoreien wurden an diesen gefährlichen Oertern des Gummi wegen angelegt. Denn die, welche nicht Meister

von dem Senegall sind, können dieses Produkt nicht erhalten, das von dem aus Arabien gebrachten nicht verschieden ist. Zwischen der Nordseite des Senegalls und dem Fort Arguin sind drei Wälder von Gummibäumen, die ungefähr sieben Meilen von einander liegen, Sahut, Lebiar, Alfatak. Man sammelt das Gummi zweimal des Jahrs, im Dezember nach geendigter Regenzeit, und im März. Letztere Erndte steht jener an Menge und Güte nach. Das Gummi wird von drei arabischen Stämmen in diesen Wäldern aufgesucht, die Terarza, Aulad el Hagi und Ebbraguena, heißen. Sie bringen das Gummi an die Europäer, und zwar am liebsten an die, welche sich am Senegal niedergelassen haben; jedoch gelingt es bisweilen den Schleichhändlern in Arguin und Portendik, sie durch einen größern Gewinn an sich zu locken. Man rechnet, daß jährlich 30000 Zentner Gummi am Senegal eingetauscht werden.

Die Chefs der angeführten arabischen Stämme sind: Moradous, Marbuth, Morabeth, Morabutt, die die Spanier Almorafides nennen. Der arabische Name zeigt, einen den Religionsübungen ergebenen Mann an. Er wurde einer Race von Arabern beigelegt, die sich von dem Lande Hemiar oder der Homeriden zu den Zeiten Abubekrs des ersten Chalifen der Moslems, nach Sirien begaben. Von Sirien giengen sie nach Egipten, verbreiteten sich im westli-

chen Afrika, und ließen sich endlich in der Wüste Sahara nieder, wo sie abgesondert von den übrigen afrikanischen Völkern, den Pflichten ihrer Religion desto emsiger nachleben können. Ihr äußeres Betragen ist sehr bescheiden und gesetzt. Den Namen Gottes und seines Profeten führen sie beständig im Munde, und man sollte sie für eifrige Beobachter des Gesetzes halten. Ihr Inneres entspricht aber nicht der äußern Maske. Sie sind Heuchler, geizig, grausam, undankbar und abergläubisch. Auf ihre Versprechungen kann man sich nicht verlassen. Die Gabe der Verstellung besitzen sie in einem hohen Grade. Sie machen viele Proseliten unter den Negern, begnügen sich aber damit, sie beschneiden zu lassen, und einige Gebetsformeln und abergläubische Gebräuche zu lehren.

Den König von Marok erkennen sie für ihren Sherif. Sie bezahlen ihn aber keinen Tribut, und erkennen ihn nur alsdann für ihren König, wenn es ihr Interesse mit sich bringt. Ihre Unterwerfung unter ihn ist nur bloße Höflichkeitssache, und da sie zu weit von ihm entfernt leben, um etwas nachtheiliges zu besorgen, so leben sie ruhig und unabhängig mitten unter ihren Herden, die ihre Reichthümer ausmachen. Sie besitzen vortreffliche Pferde aus der Barbarei, die sie mit vieler Sorgfalt aufziehen, und Kameele, Rinder, Schaafe und Ziegen. Die Milch dieser Thiere und Hirse, dient ihnen zur gewöhnlichen

Nahrung. Selten schlachten sie ihre Hausthiere um sie zu verzehren, außer an Festtagen, und wenn sie von Freunden besucht werden. Sie essen Strauße, Gazellen, sogar Affen und Löwen, wenn sie sie auf der Jagd erlegt haben. Weil sie aber schlechte Schüzzen sind, so haben diese Thiere nicht viel von ihnen zu fürchten. Sie gebrauchen die Rinder und Kamele zu Lastthieren, wenn der Mangel an Nahrung sie nöthigt, den Wohnort zu verlassen, oder wenn sie nach den Königreichen Galam und Gago reisen, um daselbst Sklaven, Gold und Pagnes gegen Salz von Arkuin, das sie mitbringen, einzuhandeln. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Hassagaine, die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit werfen, und Säbel. Einige besitzen Flinten und Pistolen, die die Holländer, ihnen zu verkaufen die Unvorsichtigkeit gehabt haben. Die Feuchtigkeit und Hitze des Klima macht die Feuergewehre bald rostig und untauglich, und weil sie keine Handwerker haben, die geschickt genug sind sie auszubessern, so vernachläßigen sie dieselben und halten sich an ihre alten Waffen. Die Kristen würden sonst erfahren, daß sie es mit Leuten zu thun haben, die von Natur muthig und zu Strapazen abgehärtet sind, und sich furchtbar machen würden, wenn sie im Kriege mehr geübt und besser bewaffnet wären.

Sie heißen bei den ältesten Reisebeschreibern Azanaghies, ein Name, der von dem Flusse Senegal

entlehnt, oder diesem geschenkt ist. Wenn man sie gewöhnlich Mauren, wovon Mohren eine Korruption ist, nennt, so scheint man auf das Land, wo sie wohnen, und welches das ehemalige Mauritanien war, Rücksicht zu nehmen. In Ansehung ihres Ursprungs heißen sie Araber. Sie sind ein nomadisches Volk, einige wenige ausgenommen, die sich in dem Fort Portendik und um den Senegal Hütten gebaut haben, leben alle übrige auf dem Felde, und nähern sich der Küste des Meeres und dem Flusse, oder entfernen sich davon nach den Jahrszeiten oder dem Bedürfniß des Handels. Ihre Zelte und Barakken sind rund und kegelförmig. Ein Haufen solcher Zelte oder Adfor, steht in Kreise dicht aneinander, mit einem leeren Platze in der Mitte, wo zur Nachtszeit die Hausthiere aufbewahrt werden. Einer steht beständig auf der Wache, um nicht von Dieben oder wilden Thieren überrascht zu werden. Die Wache, wenn sie etwas entdeckt hat, schreit, die Hunde schlagen an, und in kurzer Zeit ist alles im ganzen Adfür munter und rege.

Die Zelte sind aus Zeug von Ziegen- und Kameelhaaren gemacht, das so dicht ist, daß es selten vom Regenwasser durchdrungen wird. Dieses Zeug wird von den Weibern gefertigt, die überdem alle andre häuslichen Geschäfte verrichten. Sie striegeln die Pferde, suchen Holz und Wasser, backen Brod, kochen die Speisen u. s. f.

Die Männer sind gefällig gegen sie, lieben sie, und es geschieht selten, daß sie sie mißhandeln. Sie geben ihnen gute Kleidung und allen Putz den sie sich wünschen können. Darauf verwenden sie alles, was sie durch den Handel und ihre Streifereien gewinnen können. Aus dem Golde, was sie im innern Afrika erhandeln, lassen sie Armbänder, Finger- und Ohrringe für ihre Weiber und Verzierungen ihrer Säbel und Messer fertigen.

Die Weiber erscheinen außer dem Hause nie ohne Schleier, der das Gesicht und die Hände bedeckt. Von ihrer Schönheit läßt sich daher nichts zuverläßiges sagen. Sie wohnen in besondern Zelten, wohin nur allein die Männer kommen dürfen. Wenn der Maure aus Armuth mit seinen Weibern in einem Zelte wohnt, so empfängt er seine Besuche, und verrichtet seine Geschäfte außer dem Hause.

Die Männer sind klein, wohlgebildet und olivenfarbig. Nur die reichen Araber tragen Hemden und Beinkleider von Leinwand. Ueber dem Hemde tragen sie ein Kamisol ohne Knöpfe, das kreuzweis über die Brust geschlagen, oder mit einem Gürtel, der mehrmalen um den Leib gehet, befestiget wird. An den Gürteln werden Messer, Beutel, Taschentücher und dergleichen getragen. Die langen Beinkleider machen die Strümpfe entbehrlich. Die Füße sind mit Pan-

toffeln von rothen Marokin bedeckt, und der Kopf mit einer rothen Mütze, die mit einem Stück weißer Baumwolle, woraus der Turban besteht, umwunden ist. Ueber diese Kleidung tragen sie noch einen Mantel von sehr feinem und dichten Linnen, den sie Haik nennen. den sie Häik nennen. Er ist sehr weit, und hat eine spitze Kapütze, wie die Karthäuser tragen, an deren Ende eine lange Schnur mit einer Quaste ist.

Den Säbel tragen sie nur, wenn sie Gebrauch davon machen wollen, und dann halten sie ihn in der Hand, oder stecken ihn im Gürtel, denn von Degengehängen wissen sie nichts. Wenn sie sich zu Pferde setzen, so tragen sie Halbstiefeln von rothem Saffian, ihre Waffen am Sattelknopfe, und eine Lanze oder Hassagaia in der Hand.

Die Armen haben keine Hemde. Sie wickeln um den Leib ein Stück Zeug, das sie an ihrem Gürtel fest binden, die meisten gehen mit bloßen Kopf und Füßen. Die, welche in der Nachbarschaft der Neger wohnen, kleiden sich entweder ganz, oder doch beinahe wie diese. Die Weiber haben lange Beinkleider und Hemden mit weißen Aermeln. Sie haben einen Gürtel, und anstatt der Haick ein Stück Tuch oder Zeug, das sie vom Kopfe bis zu Fuße bedeckt. Sie haben große und hängende Ohrgehänge nach Verhältniß ihres Vermögens. Ringe an allen Fingern, an den Ar-

men und Füßen. Sie besitzen weniges Hausgeräthe, und können daher mit geringer Mühe aufbrechen. Sie wickeln es in Thierhäute, und legen es auf den Rücken ihrer Rinder und Kameele. Ihre Kinder werden auf der Reise in Körben fortgebracht.

Die Mäßigkeit scheint unter ihnen zu wohnen. Ihr Getränk besteht gewöhnlich in Wasser oder Milch. Ihr Brod ist von Hirsenmehl, selten von Weizen oder Gerste, öfterer von Reiß.

Wegen ihrer wandernden Lebensart säen sie nicht, sonst würden sie Weizen, Gerste und andere Produkte in Menge erzielen können. Wenn sie indessen glauben, daß sie sich eine geraume Zeit an einem Orte aufhalten werden, so säen sie um ihren Adfur Weizen, Gerste und andere Produkte, die in weniger als fünf Monaten reifen. Sie dreschen das Korn auf der Stelle, und verwahren es tiefen und trocknen Höhlen, wo es sich erhält. Man nennt sie Matamoren. Diese in einem Felsen oder in der Erde gegrabenen Höhlen sind beim Eingange nicht breiter als mannsdick, sie nehmen aber in der Weite zu, je tiefer sie werden, bisweilen auf 30 Fuß. Unten wird Stroh hingelegt, und die Seitenwände, wie sich das Korn anhäuft, überlegt. Wenn die Höhle voll ist, so legt man Holz auf die Oeffnung mit Stroh darüber, die mit Erde oder Sand bedeckt wird. Darüber wird geackert und

gesäet. Das Korn bleibt in diesen Höhlen eine große Reihe von Jahren unverderbt. Sie führen tragbare Mühlen und Haarsiebe mit sich herum. Sie lassen ihr Mehl ohne Sauerteig gähren und backen ihre Kuchen unter der Asche. Sie essen ihr Brod ganz heiß. Der Reiß wird ganz langsam gekocht, fast ohne Wasser, und wenn er halb gekocht ist, so ziehen sie ihn vom Feuer, decken ihn zu und lassen ihn so gar werden. Er bläht auf, ohne mehlicht zu werden. Sie machen davon kleine Klöße mit der Hand, die sie geschickt in den Mund werfen. Sie bedienen sich nur der rechten Hand zum Essen und waschen auch nur diese. Die linke dient zu einem Gebrauche, der mit der Reinlichkeit nicht verträglich ist. Das Fleisch wird in Stücken geschnitten, um bei Tische keine Messer nöthig zu haben. Man setzt sich mit unterschlagenen Beinen um ein rundes Stück Leder oder Palmenmatte, worauf die hölzernen oder kupfernen Schüsseln mit Fleisch und Reis gesetzt werden. Brod und Fleisch werden jedes besonders gegessen. Nach der Mahlzeit wird getrunken und die Hand gewaschen. Weiber und Männer speisen nie zusammen. Man speißt nur zweimal des Tages, Morgends und Abends, kurz und ohne Geräusch. Sie unterhalten sich nach der Mahlzeit, rauchen Tabak, und trinken Kaffee, oder Wein und Branntewein. Durch die Europäer sind die geistigen Getränke bei ihnen gewöhnlich geworden, und das Weinverbot des Korans wird bloß als ein guter

Rath verehrt. Die Marabuts trinken ihn, wie die übrigen, aber insgeheim, damit sie den Schwachen kein Aergerniß geben.

Augen- und andre Krankheiten werden von den Marabuts durch Zettel, worauf Sentenzen aus dem Koran, nebst gewissen willkührlichen Figuren geschrieben sind, geheilt. Diese sogenannten Grisgris stecken in kleinen Saffianbeuteln, und werden dem leidenden Theile angehängt. Die Marabuts bescheißen die Leute, da sie diese Zettel sehr theuer verkaufen, zumal da sie die Einzigen sind, die lesen und schreiben können.

So unwissend aber das Volk ist, so haben sie fast alle einige Kenntniß vom Laufe der Gestirne und sprechen darüber mit vieler Richtigkeit. Die Lebensart unter einem heitern Himmel, ihre lebhafte Einbildungskraft und gutes Gedächtniß sind ihnen zum Erwerb dieser Kenntnisse sehr dienlich, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden. Ihren Vortheil verstehen sie sehr gut. Wenn Kaufleute von verschiedenen Nazionen bei ihnen einsprechen, so wissen sie die Uneinigkeit, die unter ihnen statt zu finden pflegt, zu benützen und so zu vergrößern, daß sie ihren Endzweck erreichen. Die nomadische Lebensart verstattet ihnen nicht, daß sie Moscheen haben. Sie beten in ihren Zelten, oder da, wo sie sind, nachdem sie sich mit Wasser gewaschen, oder in dessen Abgang mit

Sand oder Erde gerieben haben. Die Europäer, die mit ihnen zu thun gehabt haben, werfen ihnen Feigheit vor und daß sie nichts vom Kriege verstehen. Es ist nicht zu verwundern, daß sie, in unserer Art Krieg zu führen, unerfahren sind. Sie haben niemals Krieg mit uns, und bedienen sich selten, oder fast gar nicht unsers Feuergewehrs. Sie verachten es vielmehr, und glauben, daß es sich eher für feige als muthige Leute schicke. Selten fechten sie anders, als zu Pferde in kurzen Steigbügeln, die sie nöthigen, auf ihren Satteln gleichfalls zu sitzen. Sie glauben dadurch desto leichter sich mit einemmale erheben, und mit mehrerem Nachdruck schlagen zu können. Sie sitzen vortrefflich zu Pferde und können in vollem Gallop, was auf der Erde liegt, auffangen. Sie schlingen sich längs den Seilen ihrer Pferde, haben oft nur einen Fuß auf den Sattel und rennen spornstreichs. Niemals marschiren sie mit einer großen Fronte gegen ihren Feind, sondern rennen pelottonweise auf ihn ein, und wenn sie zurückgedrängt sind, so sammlen sie sich bald wieder und erneuern die Schlacht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie Terrain gewinnen oder verlieren.

Wenn die Europäer Krieg mit einander führen, so nehmen sie selten Antheil daran. Sie enthalten sich dessen aus Klugheit, denn ihr Interesse erfordert, daß sich die beiden Partheien im Gleichgewicht erhalten,

damit sie desto besser mit beiden unterhandeln können. Eine Nazion könnte ihnen leicht harte Bedingungen im Handel vorschreiben.

Die Portugiesen entdeckeen 1440 die Insel Arguin und errichteten daselbst ein Fort, das nachher abwechselnd in die Hände der Holländer und Franzosen gerieth. Seit 1723 sind die Franzosen Herrn von der Insel, sie haben sie aber nachher verlassen, und besitzen dermalen kein Etablissement nördlich vom Senegal. Sie kommen auch nicht einmal der Handlung wegen hierher, weil sie den Gang der Waaren nach San Louis geleitet haben.

In der Mündung des Senegals liegen verschiedene Inseln.

Bokos, wo die französische Kompagnie die erste Niederlassung machte, die aber wegen des niedrigen, sumpfigen und ungesunden Bodens und der Ueberschwemmung, der sie ausgesetzt ist, wieder verlassen wurde.

Mogue, unangebaut und unbewohnt. Gegen Süden von diesen beiden Inseln fließt der Kanal, oder nach der Landessprache Marigol, der nach dem Dorfe Binut führt, wo keine zwei Meilen von einander acht Salzgruben sind. Aus den Schalen der Austern,

stern, die hier gefangen werden, wird Kalk gemacht, und die Austern selbst von den Negern gedörrt und im Inlande mit Vortheil verkauft.

Islefaux Anglois, ein Inselchen, Bokos gegenüber, kaum eine Viertelmeile lang, niedrig, sumpfig und so ungesund, das die Franzosen, die sich nicht immer die besten Plätze zu ihrer Niederlassung ausgesucht haben, sich hier nicht niederlassen wollten.

Senegal, Sankt Louis, eine halbe Meile höher als jene, und ungefähr $2\frac{1}{4}$ Meile von der Mündung des Flusses im 16ten Grad 5 Minuten nördlicher Breite. Hier ist das Hauptkomtoir der Franzosen und die Residenz des Generaldirektors. Die Insel selbst ist eine Sandbank, 1150 Ruthen lang und 200 Ruthen breit, aber durch den Fleiß der Kolonisten so angebaut, daß viele Gewächse des Jahrs mehr als einmal tragen. Außer den einheimischen Früchten werden die meisten europäischen Küchengewächse und Hülsenfrüchte angebaut. Das Federvieh ist sehr zahlreich. Die Fischerei ist sehr beträchtlich, auch fehlt es nicht an Geflügel, und ich sowohl als meine Genossen machten uns manchen Spaß mit unsern Vogelflinten.

Die Weisen haben mehr als 3000 Neger in ihren Diensten, deren Häuser, oder vielmehr Hütten, mehr als die Hälfte der Insel bedecken. Das Fort ist zu

klein, als daß die Bedienten der Kompagnie darin wohnen könnten. Sie sind daher genöthigt, außer dem Bezirke des Forts in Strohhütten zu wohnen, wo sie dem Fort nicht zu Hülfe kommen könnten, wenn die Neger es angreifen sollten. Das Fort ist mit 30 Kanonen in verschiedenen Batterieen und mit Gewehren und Munizion in gehöriger Anzahl besetzt.

Die Kompagnie erhält gewöhnlich 200 Neger, die in den sechs Niederlassungen an der Küste und dem Innern des Landes vertheilt sind. Der Direktor besitzt eine große Gewalt über die Beamten der Kompagnie und die Könige und Fürsten im Lande. Die Insel hat keine Quelle, und es fehlt ihr fast sieben Monate im Jahre frisches Wasser. In den Brnnnen, die man gräbt, findet man nur brakisches Wasser, womit man sich, weil es an bessern fehlt, behelfen muß. Um dieses Wasser zu verbessern, läßt man es durch einen weichen, kegelförmigen Stein laufen, der aus den kanarischen Inseln kömmt, und wodurch es einem Theil seines Salzes und bittern Geschmacks verliert.

Dem Fort gerade gegenüber liegt auf der Erdzunge ein Negerdorf, worin zum wenigsten 2000 Seelen sind.

Die Franzosen erhielten, seitdem sie 1783 von den Engländern in den Besitz von Senegal wieder einge-

setzt waren, aus ihren afrikanischen Besitzungen zwölf bis fünfzehnhundert Sklaven, nemlich aus Salom 200, aus Sin 100, aus Kajor 200, aus Oualo 100, aus Biffeche 140, aus Galam 1000; doch scheinen die letztern tausend jetzt wegzufallen. Die Sklaven werden mehr durch Räubereien, als auf irgend eine andre Art erhalten. Die Mauren sind so klug, als daß sie sich zu Sklavenarbeiten schicken, zu denen die Dümmsten die tauglichsten sind. Sie werden daher gar nicht angenommen. Sie selbst aber verkaufen Sklaven, und als sie 1775 mit den Brack, einem Stamme der Wolufs, im Kriege begriffen waren, wurden in kurzer Zeit an die 2000 Sklaven im Senegal verkauft, und ein Schiff erhielt in vier Tagen seine Ladung von 300 Negern.

Beträchtlicher ist der Gemeinhandel; denn es werden hier jährlich 30000 Zentner Gummi eingetauscht, die, in Europa gebracht, 10 Millionen Livres werth sind. Die Straußfedern, die man aus Senegal erhält, sollen von allen die schlechtesten seyn. Von Elfenbein wurden sonst 500 Zentner nach Europa gebracht.

Die Waaren, welche von den Franzosen aus Europa nach Afrika gebracht werden, bestehen vornemlich in Eisen, Glaswaaren und Branntwein. Am Senegal und Gambia muß man Albertsthaler, Pia-

ster, silberne Büchsen zum Rauchwerk, silberne Schellen und andres Silberzeug zum Handel haben. Die Flinten und Pistolen müssen mit Kupfer ausgelegt oder beschlagen seyn, weil die von Stahl und Eisen leicht rosten und keinen Absatz finden. Schießpulver, Blei, Kugeln, Feuerstahl, Flintensteine werden begierig gesucht. Leinewand aus Bretagne und andern Orten, ostindische Kattune, als Baffetas, Musselin und andre mehr. Hemden, Schnupftücher, seiden Zeug, Tabak, holländische Pfeifen, Säbel, Messer, Hüthe, Sonnenschirme, Schreibpapier, worauf die Marabuts ihre Grisgris schreiben, Bernstein, Korallen, sind sehr nothwendige Waaren. Keine bringen aber dem europäischen Kaufmanne mehr ein, als Glaswaaren, Glasperlen auf Schnüren, von zehn bis 70 Pfund schwere Kristalle. Weil das Eisen dem Neger das unentbehrlichste Bedürfniß ist, so werden darnach die Preiße geschätzt. Eine Stange Eisen, neun Pariser Fuß lang, zwei Zoll breit, vier bis fünf Linien dick, oder eine Barre, die in zwölf Theile oder Platten, wovon jeder neun Zoll lang ist, getheilt wird, vertritt die Stelle des Geldes, und jeder Kauf wird nach Barren geschlossen. Dabei muß aber vorher ausgemacht werden, ob die Summe wirklich in Barren oder andern Waaren bezahlt werden soll. Eine Barre gilt 5 Livres, 5 Sols, und der Neger pflegt oft einen Artikel einer Barre gleich zu schätzen, die viel weniger kostet: z. B. drei Quartiere Branntewein sind gleich

einer Barre, obgleich jene nur 1 Livre 2½ Sous kosten. Ein junger, gesunder und wohlgebildeter Sklave kostet am Senegal 31 Barren oder 63 Livres 60 Sous. Am Gambia ist er durch die Engländer 1764 zu 51 Barren in die Höhe getrieben, welcher Preiß aber nachher wieder zu 35 Barren herabgesunken ist. Alle von den Franzosen gekaufte Sklaven werden nach einer Mittelzahl, jeder zu 110 Livres oder 27½ Thaler angeschlagen.

Die meisten Nachrichten des französischen Handels nach Afrika, das ist nach Senegal und Guinea, gehen auf die Jahre 1787 bis 1802, und die erste Hälfte des Jahrs 1803. In den Jahren 1787 bis 1789 liefen nach Afrika aus jährlich im Durchschnitt 108 Schiffe, welche 38596 Tonnen enthielten und 18,256,000 Livres Waaren am Bord hatten. Fünf Schiffe oder 833 Tonnen kehrten davon nach Europa zurück mit Waaren zu 2,094,000 Livres am Borde. In der ersten Hälfte 1792 segelten 32 Schiffe mit 8353 Tonnen nach Afrika, mit Waaren zu 4,473,000 Livres am Bord; nur eines kam aus Afrika an und enthielt 140 Tonnen, und der Werth seiner Ladung betrug 389000 Livres. Unter den Importen waren 1779 Zentner Gummi.

Sor, der Insel Senegal gegenüber, am östlichen Ufer des Flusses, mehr als eine Meile lang, und durch

kleine Arme oder Kanäle des Flusses durchschnitten. Der Sand ist von dem senegalischen nicht verschieden, aber doch unbegreiflich fruchtbar. Die Insel ist mit einem dicken Gehölze bewachsen, durch welches die trägen Einwohner keine Straße, sondern nur einen Fußsteig, der kaum diesen Namen verdient, gehauen haben. Das Negerdorf Sor steht unter der Herrschaft eines Eingebornen. Diese Insel heißt auch Jean Barre, nach einem ehemaligen Eigenthümer derselben.

Gougou und Douromour liegen an der Ostseite von Sor, gleichfalls von Negern bewohnt, die dem französischen Etablissement sehr gewogen sind.

Galat, über Sor, mit einer Art von Kieselsteinen bedeckt, woraus man Kalch macht.

Bisesche, mehr als 15 Meilen lang und 6 Meilen breit, wo sie am breitesten ist. Die Südspitze ist nur um eine Meile von Saint Louis entfernt. Der Boden ist sehr fett und fruchtbar, wozu die Ueberschwemmungen des Senegals nicht wenig beitragen.

Man pflanzt Hirse, Reis, Bohnen, Tabak, Indigo. Von den vielen Baumwollenstauden haben die Neger bisher noch keinen andern Nutzen gezogen, als daß sie Baumwolle gesponnen und Pagnes gemacht haben. Die Wiesen geben den Rindern, Schaafen

und Ziegen vortreffliche Nahrung. Die Insel wird von zwei Flüssen, dem Senegal und Sagnerai, einem Arme des Senegal, gebildet, und gehörte einem gewissen Herrn, Namens Bequio, der sie von Brak zu Lehn trug, gegen eine bestimmte Anzahl von Rindern und gewissen Waaren.

Bokxar, oder wie die Franzosen sie von dem Holze, das sie da fällen, nennen, Isle au Bois, eine halbe Meile von der Nordspitze vom Senegal.

Griel, $1\frac{1}{2}$ Meile nordwärts von Senegal, steht in der Regenzeit größtentheils unter Wasser. Drei Negerdörfer liegen darauf.

Noch giebt es andere, minder beträchtliche Inseln, die ich aber nicht der Mühe werth achte, da die meisten derselben gar nicht, oder nur von einigen Negerfamilien bewohnt sind und zur Regenzeit größtentheils unter Wasser stehen.

Siebentes Kapitel.

Die Länder südwärts vom Senegal.

Unter die Einländer, welche dem Senegal südlich liegen, gehört vorzüglich das Königreich Ualo. Es grenzt gegen Westen an den Fluß Senegal, gegen Norden an den Sagueray, gegen Osten an das Land der unabhängigen Fulier, gegen Süden an Kajor, und wird von einem Fürsten beherrscht, der den erblichen Namen Brak (König der Könige) führt. Die Mauren, diese Erbfeinde des Königreichs, fielen 1785 ins Land, tödteten den regierenden König und ernannten einen seiner Verwandten zum Nachfolger, dem sie einen Tribut auferlegten, und dessen Land sie nach Gefallen raubten und plünderten. Das Land erstreckt sich ungefähr 30 Meilen längs dem Senegal nicht tief ins Land, ist nicht sonderlich fruchtbar, und hat sich durch Tapferkeit seiner Einwohner erhalten, die aber endlich der Uebermacht der Mauren weichen mußten.

Das Land der unabhängigen Fulahs grenzt gegen Norden an den Senegal, westlich an Ualo, südlich an Dualof, and erstreckt sich von Kor bis Podor. Es ist in kleine Gouvernements eingetheilt, deren jedes einen

Herrn oder Obersten mit eingeschränkter Gewalt hat, und den Streifereien und Plünderungen der Mauren ausgesetzt.

Das Land der abhängigen Fulier beginnt bei Podor, und erstreckt sich ostwärts an beiden Ufern des Senegal. Der König, von dem sie abhängen, führt den erblichen Namen Seratik, Seratike. Das gesammte Land Fuhah erstreckt sich vom See Kajor bis an das Dorf Embakai, in einer Ausdehnung von 139 Meilen. Es ist überaus bevölkert, sehr fruchtbar, und würde, wenn es von fleißigen Einwohnern bewohnt wäre, der Europäer ganz entrathen können.

Außer den vielen Dörfern längs dem Flusse, könnten noch viele andere im Innern des Landes bemerkt werden, wenn man genauer vordringen könnte.

Es giebt viele Waldungen, in denen das Ebenholz sehr häufig ist. Baumwolle, Indigo, Kassia, Tamarinden und viele andere Produkte gedeihen hier sehr gut. Vielleicht enthält das Land edle Metalle, welche die Trägheit der Neger unbenutzt läßt.

Der König ist sehr mächtig. Der König Brak und die Großen in Hoval oder Ualo sind seine Vasallen, und bezahlen ihm alle vier Jahre einen Tribut von 43 Sklaven und vielen Rindern. Er hat Reite-

rei, und kann durch die benachbarten Mauren so viele Pferde erhalten, als er haben will. Die Großen des Reichs sind über verschiedene Statthalterschaften gesetzt, und lassen, wenn sie aufgefordert werden, ihre Truppen zu dem königlichen stoßen, wofür sie die Erlaubniß haben, in ihrem eignen Lande zu plündern, das heißt: so viele Neger auf dem Marsche gefangen zu nehmen, als sie antreffen.

Podor, im 16° 44½′ nördlicher Breite, 45 Meilen vom Fort St. Louis, die Krümmungen des Flusses mit eingerechnet, am Senegal, der hier kaum 2½ Fuß höher ist, als am Meere. Die Franzosen hatten eine Faktorei und Festung am südlichen Ufer des Flusses in einer ehedem sehr waldigen Gegend.

Das fette, thonige Erdreich wird zum Gartenbau benützt. In den Morästen wächst der Reis wild. Jetzt fangen die Wälder erst zwei Meilen vom Orte an. Agnam ist die Residenz ds Königs.

Das Königreich Galam beginnt 18 Meilen von der Sandbank bei dem Dorfe Guilde, im 14° 57′ nördlicher Breite, nicht weit von Guabo, erstreckt sich längs dem Flusse von Westen nach Osten, ungefähr 34 Meilen, und endigt sich bei dem Wasserfall Felu. Gegen Norden und Nordwest grenzt es an Gegenden, wo Araber und andre nomadische Negerstämme herum

ziehen, und an gewisse Negerdörfer, die unter der Hoheit des Siratik stehen. Die Einwohner heißen Sarakolets, und sind äußerst wild und roh. Wenn sie nur die mindeste Ursache zu haben glauben, mit ihrem Könige unzufrieden zu seyn, so setzen sie ihn ab.

Das nördliche Ufer ist von Dörfern entblößt, und wüste, ein Aufenthalt der herumstreifenden Araber und einiger wilden unabhängigen Negerstämme. Den Reisebericht in diese Länder in folgendem Kapitel.

In Galam sind zu bemerken:

Tafalisia, ein beträchtliches Dorf mit einer Moschee.

Dramanet, ein großes und sehr bevölkertes Dorf, worin über 4000 Seelen wohnen. Die mehrsten Einwohner sind Marabuts, und so redliche Leute, als man unter mohamedanischen Negern antreffen kann. Sie handeln bis nach Tombukta, das ihrer Sage nach dreihundert und siebenzig Meilen entfernt ist. Nahe dabei Fort Sankt Josef, vierzig Karavanentagereisen von Arguin.

Nimmt man nun an, daß eine Karavane an einem Tage 14 solche Meilen zurücklegt, deren 60 auf einen Grad gehen, so ist der Abstand 560 solche oder

140 deutsche Meilen; hundert neunzig Meilen von San Louis, wenn man die Reise auf dem Flusse macht. Zu Lande ist es näher. Von den Kommandanten dieses Fort, waren die kleinen Komtoirs in Karbana, Samarina und Kuota entfernt, mehrmals abhängig.

Konjour, eine Stadt im Innern drs Landes, von Steinen gebaut, mit Ziegeln bedeckt, wo sich die vornehmsten Kaufleute aufhalten.

Kagnou, von den Franzosen Neu-Orleans, auch in der Folge Egalite genannt, eine Insel, die zum Theil überschwemmt wird, hat einen fetten Boden und gute Ziegelerde.

Das Königreich Kassü liegt gegen Osten und Nordosten von dem vorigen, und wird von einem Souverain, Segedova beherrscht, der in einer großen Insel nordwärts vom Senegal residirt. Das Land ist fruchtbar und überaus volkreich.

Das Königreich Bambuk, liegt im 12ten und 13° nördlicher Breite an den Flüssen, die von der Südseite in den Senegal fallen.

Unter ihnen ist Falama der Vornehmste. Von seinem Ursprunge weiß man nichts gewisses. Er vereinigt sich bei Douguioume mit dem Senegal. Sein

Lauf ist schnell. Er hat aber nicht so viel Tiefe als der Senegall und tritt zu gleicher Zeit mit dem Senegall über. Die Felsen bei Kailoura unterbrechen die die Schifffahrt auf dem Flusse, ausgenommen in der Regenzeit. Gegen Norden grenzt Bambuk an Kalan und Kassu, gegen Westen an den Fluß Falama und die Reiche Konton und Kambegota, gegen Süden an Makanna und die Länder, welche westlich von Mandingun liegen. Seine östliche Grenze ist nicht bekannt. Es ist keinem besondern Konig unterworfen, sondern die Dörfer stehen unter gewissen Herren, die man Fariam oder Elemanni nennt, und die, wenn gleich von keinem abhängig sind, doch zusammen eine Republik ausmachen.

Das Land ist an den vielen Flüssen, die es durchströmen, überaus fruchtbar und volkreich. Da es von hohen und kahlen Bergen eingeschlossen ist, so ist die Hitze in diesem durch keine Winde erfrischten Lande, unausstehlich. Das Innere ist reich an Gold, Kupfer, Silber, Blei und Eisen.

Bambuk wird in drei Reiche getheilt, die von Königen beherrscht werden, die in der Mandingo-Sprache Sirakis heißen, nämlich Thomane, Niakalel, dessen König zu Farbana residirt, Makan und Mussa. Die Anzahl der streitbaren Mannschaft möchte sich in diesen drei Reichen auf nicht mehr als 3000 belaufen.

Makan ist noch am besten angebaut und bevölkert. Das reiche Goldbergwerk zu Nadakan zieht fremde Kaufleute in großer Menge hierher. Der Berg, worin es sich befindet, ist ungefähr 300 Fuß hoch, und hat tausend bis 1200 Schritte im Umfange. An vielen Stellen haben die Neger 20 bis 25 Fuß tief gegraben. Sie machen die Stufen, an welchen sie in den abschüssig angelegten Schachten herabsteigeu, einen halben Fuß hoch.

Weil sie die Gruben nicht unterbauen, so stürzen sie oft ein, und bedecken die Bergleute. Das Erdreich wird in Körben von Palmblättern herausgetragen und an den benachbarten Bächen von den Weibern in Kalabaßna gewaschen, welches, wenn es von Eisen und Schmergeltheilen gesäubert ist, auf dem Boden einen feinen Goldstaub zurückläßt. Da sie ihre Arbeit ohne alle Kunst verrichten, so gewinnen sie nur wenig Gold an einem Tag. Je tiefer man in die Gruben kömmt, desto mehr Schmergel und Gold findet man.

Die Goldmine zu Nambia jenseit der ostwärts liegenden Gebirge Tambura liefert ein blasseres Gold, als die zu Natakon, und wird von den Negern vorgezogen, weil es beugsamer ist, und sich leichter hämmern läßt. Sie soll so ergiebig seyn, als die erste. Die Neger, in deren Händen sie sich befindet, haben

nicht gern mit andern Verkehr. Indessen gehen die Mauren von Arkuin, die des Goldes wegen nach Bambuk kommen, lieber hierher, als nach Nadakon, es sey nun, daß sie das Gold für besser halten, oder ihr Salz zu höhern Preisen daselbst verkaufen. Die dritte in dem Dorfe Semaille im Reiche Thomane drei Meilen von Ferbanna, ist weniger reichhaltig, und liefert kein so gutes Gold, als die zu Nadakon. Eine vierte zu Kombadirire, wird auch täglich, die Regenzeit ausgenommen, während welcher alle Arbeit auch bei den übrigen aufhören muß, bearbeitet.

Gegen Westen von Bambuk liegt Bondu, eine Republik, wo viele Viehzucht getrieben, und Baumwolle angebaut wird, wovon die Einwohner schöne Papene fertigen, die mit Indigo, einem hier wildwachsenden Landesprodukte schwarz gefärbt, gegen Gold in Bambuk umgesetzt werden.

Das wollige Haar und die schwarze Farbe der Einwohner, beweisen daß sie Neger sind. Ihr Karakter aber verändert sich, so wie sich die westliche Ebne gegen die Höhe in Osten erhebt. Sie sind, wie die Einwohner in Bondu, theils Mohamedaner, theils Heiden; allein der Unterschied der Religionen erregt keinen Zwiespalt. Ackerbau und Viehzucht sich ihre vornehmsten Beschäftigungen.

In den Manufakturen haben sie große Forschritte gemacht, daß sie das Eisenerz selbst schmelzen, und die zur Wirthschaft und zum Kriege erforderlichen Werkzeuge sich selbst verfertigen können. Die Baumwollenzeuge, die auf dieser Seite von Afrika fast allgemein getragen werden, werden von ihnen auf eine beschwerliche Art verfertigt. Sie haben daher auch nicht, wie an der Küste gewöhnlich ist, Eisenstangen, sondern Stücke Kattun zum Maasstabe des Werths der Waaren angenommen.

Von Vegetabilien wird Reiß, von Thieren, Ochsen; und Schaaffleisch am meisten gespeist. Von gegornen Honig wird eine Art Meth gemacht, der ihnen statt des Weines dient, und an festlichen Schmäusen ein Lieblingsgetränk ist.

Xerbanna, an der Ostseite des Serra Koles oder Goldflusses, ist die dermalige Residenz des Königs.

Das Königreich Kajor oder das Gebiet des Damel, beginnt über der Mündung des Senegall und erstreckt sich längs der Küste. Damel, ist der erbliche Name des Beherrschers.

Kajor grenzt gegen Norden an die Insel Bisecke, gegen Osten und Süden an Bohol und hat eine Länge von 27 Meilen; und erstreckt sich auf 60 Meilen ins Land hinein.

Das

Das grüne Vorgebirge, Kap Verd, hat seinen Namen von der Menge der stets grünenden Bäume. Es liegt im 14° 52′ nördlicher Breite und 3° östlicher Länge von der Insel Ferro, ist die westliche Spitze von Afrika, die man für die höchste nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hält. Von hier zieht sich die Küste nordwestwärts. 4½ Meile vom Kap im 14° 41′ nördlicher Breite und 17° 20′ westlicher Länge von Greenwich und keine Meile vom festen Lande, liegt die kleine Insel Goree, ganz mit Felsen umgeben, bis auf eine Stelle, wo eine Bay 130 Ruthen breit, 70 lang oder tief, den Schiffern einen sichern Hafen gewährt. Das Fort St. Michael, auch einem steilen und nur einer Seite zugänglichen Berge, vertheidigt die Einfahrt, und unter ihm liegt der Ort und Fort Sankt Francois, das jetzt geschleifet ist, die frischen Winde, die bald von der See, bald vom Lande wehen, verschaffen eine gemäßigte Luft. Die Gärten sind mit Bäumen bepflanzt und schöne Gebäude angelegt. Durch den Fleiß der Franzosen gewährt die kleine und trockne und unfruchtbare Insel einen sichern und lieblichen Aufenthalt. Wein und Mehl muß aus Europa gebracht werden. Rinder, Ziegen, Butter, Palmöl, verschafft die Insel oder ihre Nachbarschaft. Wenn die Ausfuhr der Rinder aus dem festen Lande verboten ist, so ersetzt den Mangel die Menge von Fischen an der Küste. Das Brunnenwasser ist für Menschen kaum genießbar, das in den Zisternen auf-

bewahrte, macht das Wasser vom festen Lande nicht entbehrlich. Die 300 freien Neger werden wegen ihres guten Karakters wegen gerühmt. Dakar, ein Weideplatz für Rindvieh zum Behuf der Kolonie.

Rufiska, Rio fresko, ein Dorf $2\frac{1}{4}$ Meile von Goree, wo ein französisches Komtoir mit einem Resi denten ist. Es wird hier kein unbedeutender Handel getrieben, wenn schon er mehrentheils in Goree konzentrirt ist. Die Lage auf einem baumreichen Hügel, der kleine Bach, in welchem sich das gesalzne Wasser um dasselbe herumschlängelt, und der immer grünende Wald, der sich hinter diesem Amfitheater erhebt, bilden eine reizende Landschaft. Die Neger sind hier vorzüglich arbeitsam.

Beeng, über $2\frac{1}{2}$ Meile davon entfernt. Hier nehmen die Schiffe gewöhnlich frisches Wasser ein.

Das Reich Gallof grenzt gegen Norden an die unabhängigen Fulahs, westlich an Kajor.

Das Reich Baol oder das Gebiet Tin, denn dieser ist der erbliche Name des Königs von Baol, liegt $5\frac{1}{4}$ Meile östlich von Goree, fängt bei dem kleinen Flusse Beygny an, und hört an dem Flusse Serene auf. Im Dorfe Portudal an der Seeküste, ist eine französische Faktorei, wo Hirse und andere Lebensmittel sehr wohlfeil eingekauft werden.

Das Reich Salum liegt am Flusse gleiches Namens, dessen Mündung 18 Meilen von Goree entfernt ist. Der Fluß ist für alle Kauffahrtheischiffe, die sich eines geschickten Lootsen bedienen, fahrbar. Der König ist der reichste und mächtigste, und durch sein Land könnte man sich einen Weg nach den Goldminen in Afrika bahnen. Die Schifffahrt aber auf diesem Flusse hat durch die Sandbank an der Mündung ein großes Hinderniß, und man müßte Fahrzeuge haben, die wenig Wasser haben, die wenig Wasser ziehen, und mehr für gute Lootsen sorgen, welches bisher versäumt ist.

Das Reich Bar liegt zwischen dem Reiche Solum und dem Gambia, 27 Meilen von Goree.

Yany, lang 60 Meilen. Hier sind verschiedene unbewohnte Inseln. Auf einer Lemoin sind wilde Thiere und Palmen, die von den Einwohnern auf dem festen Lande, um die Thiere zu jagen, und den Palmenwrin zu erhalten, besucht wird. Yany wird in Ober- und Unteryany getheilt, von einem Jalof- dieser von einem Mandingo-König beherrscht wird.

In Unteryany ist eine englische Faktorei Janimarew, wo ein Portugiese Korn und Reis für Fort James aufkauft. Wooly erstreckt sich einen beträchtlichen Weg längs der Küste. Fünf Meilen von Yany ist die englische Faktorei Fatatenda.

Die Hauptstadt von Wuli ist Medina. Der Major Houghton, der vor mir 1790 seine Entdeckungsreise ins Innere von Afrika auf dem Gambiaflusse unternahm, um nach Tombuktu und Houssa zu kommen, kam erst nach Junkikonda an der Nordseite des Gambiaflusses, welches mit dem vorerwähnten Guiokonda einerlei ist, von hier nach Medina. Der Ort liegt von der See ungefähr 600 Meilen zu Wasser, die Krümmungen des Gambia mitgerechnet; denn in gerader Linie ist er kaum 70 deutsche Meilen von der Mündung, 4 Meilen höher, als Fatakenda. Das Land hat in dieser Gegend Ueberfluß an Getraide, Hornvieh und allen Lebensbedürfnissen, die so wohlfeil sind, daß 10 Pfund Sterling zur Haushaltung für Mann und Frau des Jahrs hinreichen. Welche der mohamedanischen Religion zugethan sind, heißen Bushrins. Der größere Theil aber sind Fetischdiener, machen sich kein Gewissen, die Getränke, welche der Koran verbietet, zu genießen, und werden Sonikis (Trinker)| genannt. Houghton wurde hier von dem König sehr freundschaftlich aufgenommen, und auf eine gastfreie Art bewirthet. Er erlebte aber das Unglück, daß sein Haus, und ein großer Theil der Stadt durch eine Feuersbrunst, die die Schindeldächer der Häuser ergriff, aufgezehrt wurde. Er verlor dadurch die Waaren, die er zur Fortsetzung seiner Reise sich angeschafft hatte.

Die Einwohner des benachbarten Barakonda, öffneten zwar mehr als 1000 Familien der abgebrannten Stadt und auch ihm ihre Wohnungen, allein der Verlust seiner Waaren war unersetzlich.

Den Negernamen dieser Stadt (denn Medina ist arabisch und bedeutet eine Stadt) findet man auf ältern Karten. Sie stammt aus arabischen Nachrichten. Auch ich kannte sie bei meiner erstern Reise unter demselben Namen. Sie heißt Kassana, ist die Residenz des Königs von Wuli, und 30 Meilen von Fatatenda.

Um Fatatenda wächst Blutholz, Bois de Sangue, der den Gummi Dragon giebt, und von den Mansingos Lano genannt wird, in großer Menge.

Südlich von Gambia liegen:

Kumbo, acht Meilen lang. Hier sind virle Ziegen und Hornvieh, und die Britten haben eine kleine Faktorei, welche Lebensmittel für die Garnison im Fort James einkauft.

Fonia, lang fünf Meilen von dem Einflusse des Kabbata bis an den Eirfluß des Vintainflusses in den Gambia. Landeinwärts erstreckt es sich viel weiter, und ist unter der Regierung zweier Kaiser, von der Banyoon-Raçe, die zu den Felupes gehören, von welcher Nazion auch die Einwohner sind.

An dem Flusse Bintain haben die Britten zu Bintain $2\frac{1}{4}$ Meile vpn der Mündung eine Faktorei, und weiter herauf zu Geregia eine für den Handel mit Elfenbein, Honigwachs und andre trockne Waaren. Die Einwohner sind Portugiesen, die hier wie überall sehr höflich und Banyuns, die fast ohne alle Kultur sind. Noch höher als Geregia ist das Land sehr fruchtbar an Baumwolle, Indigo, und wird von einem arbeitsamen und höflichen Volke, das sehr zahlreich ist, bewohnt.

Kaen, 17 Meilen lang von Königen beherrscht, die zu den Mandingos gehören. Die Britten haben eine Faktorei in Tankrowall, nahe am Wasser. Sie liegt sehr angenehm. Dieser Ort wird von Portugiesen und Mandingos bewohnt. Jene wohnen in großen Häusern, diese in runden Hütten. In der Kirche wird, wenn der Priester aus San Jago, welcher alle Jahre hieherkömmt, anwesend ist, täglich Messe gelesen. Der Handel ist lebhaft.

Jagra, ist 9 Meilen lang, von einem arbeitsamen Volke bewohnt, das sich auf den Reis- und Hirsenbau legt. Die Elefanteninsel ist voller Bäume und morastig.

Yamina $10\frac{1}{2}$ Meilen lang, hat einen Ueberfluß an Hirse und Hühnern. Eine große Insel, ist sehr

angenehm, sie hat keinen Namen, eine andere in der Mitte des Stroms, die Flußpferdinsel, ist gleich der Elefanteninsel voller Bäume und morastig, der Uebers fluß von Flußpferden, giebt ihr den Namen.

Eropina, $10\frac{1}{2}$ Meile lang.

Jemarrow, 24 Meilen lang, von einem Mandingo-König beherrscht. Die Britten haben eine Niederlassung nahe bei der Stadt Brukoe, die von Mandingos, welche eifrige Mohamedaner sind, bewohnt wird. Hier geht eine Reihe von Felsen quer über den Fluß, die an der Südseite einen gefährlichen Paß, Poleys paß, offen läßt. Höher hinauf sind noch mehrere solcher Felsenbänke.

Tomany, 17 Meilen lang, hat mehr Städte als irgend ein anderer Landstrich, längs dem Gambia. Die brittische Faktorei zu Yamgakunda treibt beträchtlichen Handel. Das Land wird von einem Mandingo-König beherrscht.

Kantore. Fatatenda gegenüber, an der Südseite des Gambia, liegt Kolar. Das Land ist volkreich; die Dörfer liegen eine Meile vom Ufer.

Ein paar Meilen über Barrakanda sind zwei Felsenrücken quer über den Fluß, wovon der eine in der

trocknen Jahrszeit 10 Fuß über das Wasser steht. Ebbe und Fluth lassen sich auch hier verspüren. Das niedrige Wasser, das sich über den ziemlich breiten Fuß ergießt, hinderte mich weiter zu gehen. Ich war nicht mehr weit von Tinda, zu Lande eine Tagereise, entfernt. Die Einwohner schienen aller Orten gutmüthige Leute, und brachten Lebensmittel wohin wir kamen. Sie entsprachen nicht dem schlimmen Karakter, den die Nachbarn an ihnen geschildert hatten.

Je höher man den Gambia hinaufkömmt, desto häufiger und kühner sind die Flußpferde. In den Klüften und Felsen sind Rebhühner und andres Wild.

Das Ufer des Gambia ist flach und waldig. Gleich hinter dem Gehölze sind angenehme offne Felder zum Reisbau, die in der trocknen Jahrszeit dem Vieh zur Weide dienen. Im Lande sind viele Waldungen, aber neben den Städten ist ein großer urbar gemachter Platz zum Feldbau. Der Boden ist sandig mit etwas Thon vermischt, und zum Theil felsig. Nahe an dem untern Theile des Flusses sind keine Berge. Höher herauf sind hohe Berge, von deren Gipfeln man eine angenehme Aussicht hat. Die Berge zeigen Felsenstücke, demungeachtet sind ihre Wipfel fruchtbar.

Die Waaren, welche unsre Nazion zu Betreibung des Handels aus Europa nach Afrika führen, bestehen

in Kurit, oder einer Schneppenart vom Geschlecht der Ciptea die aus Ostindien, vorzüglich den maldivischen Inseln geholt werden, und an der Küste und dem Kontinnent statt der Münze dienen. In vielen brittischen Fabrikaten: Eisen, Blei und Kupfer in Stangen, Schiespulver, Schrot, Flinten, Flintensteinen, Säbeln, Messern, Kesseln und Pfannen, und anderm Geräth von Metall, Zinn- und Töpferwaare, Glas, Kattun, Leinewand, wollne Waaren, Barchend, Branntewein, in ostindischen Baumwollenzeugen der geringern Art, in Bernstein, Korallen und Glasperlen, die man aus Venedig kommen läßt. Man schätzt den Werth dieser Waaren auf 800000 Pfund Sterling. Für jeden erwachsenen tauglichen Sklaven bezahlten die Engelländer 23 bis 24 Pfund Sterling, die aber doch nur 18 Pfund am Werthe sind.

Sklaven machen die vornehmste Handelswaare aus. Die Engländer erhandelten bisweilen 2000 Sklaven in einem Jahre, welche Kriegsgefangene aus den benachbarten Ländern, Geraubte und Verbrecher sind, einige ausgenommen, die als Sklaven geboren wurden, Gold, Elfenbein und Wachs.

Gummi ist ein unbedeutender Handelsartikel, obgleich es ihnen frei steht, des Gummi wegen nach Portendik zu segeln. Die Zahl der Sklaven von dieser Küste, hat seit einiger Zeit sehr abgenommen.

Die Sklaven werden auf dem Senegal und Gambia auf folgende Art herbeigeschafft. Die europäischen Schiffe senden von dem Orte, wo sie vor Anker gehen, Boote mit bewaffneter Mannschaft zu den verschiedenen Dorfschaften, die entweder am Ufer, oder in der Nähe der Flüsse liegen. Auf diesen Booten befinden sich unter den europäischen Matrosen Eingeborne, die des Handels kundig sind. Wenn sie nahe an die hin und wieder zerstreuten Dörfer kommen, so feuern sie eine Flinte ab, oder schlagen die Trommel, um den Einwohnern zu verstehen zu geben, daß sie Sklaven nöthig haben. Ist der Einkauf geschehen, so gehen sie mit den Sklaven an ihre Schiffe zurück. Da, wo das Schiff angelegt hat, werden von den benachbarten Dörfern gleichfalls Sklaven aufs Schiff gebracht, die man schon bereitet hatte, oder als das Schiff sich sehen ließ, herbeischaffte. Bisweilen kommen auch große Kanots den Fluß herab, worin die Negerkaufleute aus Gegenden, die an die 200 Meilen entlegen sind, 60, 100, 120 Sklaven den Schiffen zuführen. Der Handel der Franzosen wird auch in Friedenszeiten auf mancherlei Weise von den Britten beschränkt. So dürfen sie z. B. nicht über die Elefanteninsel hinaufgehen.

Die vornehmsten Stämme der Neger in Senegambien sind die Fulahs, Jalofs und Mandingos.

Die Fulahs wohnen vorzüglich an beiden Seiten des Senegals, sind nicht so schwarz als die Jalofs, und halten das Mittel zwischen Mauren und Negern, eine weichliche muthlose Nazion, die sich oft von weit schwächern Nachbarn unterjochen ließ. Sie sind ganz von den Mauren abhängig geworden. Sie sind arbeitsam, und treiben den Ackerbau und die Viehzucht mit Emsigkeit und Geschicklichkeit. Sie lassen sich neben den Städten der Mandingos nieder, und man findet Mandingo- und Fulah-Städte abwechselnd. Sie können gewissermaßen als das Hirtenvolk der Mandingos angesehen werden. Wenn sie in dem Lande, wo sie sich niedergelassen haben, übel behandelt werden, so brechen sie ihre Städte ab und wandern in ein andres. Sie sind keine Unterthanen des Herrn, in dessen Gebiete sie wohnen, sondern haben Regenten aus ihrer Mitte, die sie mit vieler Gelindigkeit beherrschen. Die meisten von ihnen sprechen ein verdorbenes Arabisch, das in Schulen gelehrt wird, außerdem wird noch die gemeine Fulahsprache geredet. Sie bauen mehr Mais, Hirse, Reis und andere Früchte und Baumwolle, als sie selbst gebrauchen, und verkaufen den Ueberfluß um einen billigen Preiß. Sie sind gastfrei, selten zornig, mitleidig gegen einander, trinken als strenge Mohamedaner keinen Wein noch andre geistige Getränke. Aus diesem Stamme war Job Ben Salomon, der sich 1733 in London

aufhielt, und wegen seiner Kenntnisse und guten Eigenschaften allgemein geschätzt und geliebt wurde.

Die Jalofs oder Dualofs wohnen an der Nordseite des Gambia bis an den Senegal, sind schwärzer und schöner als die angrenzenden Nazionen. Sie haben weder die breiten Nasen, noch die dicken Lippen der Mandingos und Feluper. Die Weiber verbinden mit der Schönheit auch eine große Gelehrigkeit und vielen Witz. Sie werden daher auch um 20 bis 30 Pistolen theurer verkauft, als andre Negerinnen. Die Männer verstehen sich gut auf die Jagd und Fischerei. Sie fertigen viele Baumwollenzeuge, die 27 Yards lang und 9 Zoll breit sind, da ihre Stühle sehr enge sind. Die Stücke werden sehr zierlich zusammen genäht, um breites Zeug zu bekommen. Sie sind entweder blau oder gelb gefärbt. Sie sind größer, als die Fulahs, kriegerisch, stark und lebhaft. Sie besitzen viele Kameele, Rinder, Ziegen, Hirse und Früchte. Die Regierungsform ist besser eingerichtet, als sie unter Negervölkern zu seyn pflegt. Der König, der unumschränkte Gewalt besitzt, hat verschiedene Staatsminister unter sich, die ihm bei der Verwaltung der Justiz Dienste leisten. Der große Jeraffo Cherib ist der Oberste, der zu Zeit Reisen durchs Land macht, um Klagen anzuhören und Streitigkeiten zu entscheiden. Der Schatzmeister verwaltet dasselbe Amt, und

unter ihm stehen Alkairs oder die Statthalter der Städte und Dörfer. Der Konti oder Vizekönig reißt mit dem Oberrichter, um Rechtshändel anzuhören, und das Betragen des Kadi oder der Magistratspersonen in jedem Stamme zu untersuchen.

Die Mandingos haben sich nord- und südwärts am Senegal und Sierra Leone ausgebreitet. Die an der Südseite des Gambia sind größtentheils Unterthanen des Königs von Kantor, die an der Nordseite von Bursale, und die übrigen von Buli. Sie leben in beständigen Kriegen mit einander. Sie sind Mohamedaner. Ihre Marabuts machen weite Reisen in entlegne Länder, auf welchen sie ihre Kinder und Bücher mitnehmen. Da sie als geheiligte Personen in großem Ansehn stehen, so sind sie selbst in Kriegen keiner Gefahr ausgesetzt, und können sicher aus einem Lande ins andre reisen. Sie kaufen Salz im Reiche Bursali, das sie selbst wenig gebrauchen, sondern tiefer im Lande gegen Gold und Kolanüsse umtauschen. Ueber den Zustand des innern Afrika könnten sie die besten Aufschlüsse geben, die, wie es scheint, sie den Fremden nicht gern offenbaren. Die um das Fort Josef in Galam reisen alle Jahre nach Bambarena, um Sklaven einzuhandeln, die den Handel von Galam ausmachen. Sie werden auch von arabischen Priestern und Fathirs besucht, die von den Ufern des Nils und Marocko aus, dieses und noch viel südli-

chere Länder bereisen, und sich durch ein strenges und enthaltsames Leben ein großes Ansehen zu verschaffen wissen. Ihre Sprache ist, so wie das ganze Volk von der der angrenzenden Neger, verschieden, und scheint ein verdorbenes arabisch; daher es auch von der in den Schulen gelehrten, die man die Sprache des Gebets nennt, sehr abweicht. Sie schreiben sie mit arabischen Buchstaben, und haben sie wie ihre Religion in andern Ländern eingeführt. Die Sklaven werden von ihnen so behandelt, daß sie sich bisweilen gegen sie empören.

Keine Nazion treibt einen so ausgebreiteten Handel, sowohl längs der Küste, als in das Innere von Afrika, als diese.

Der Sklavenhandel am Senegal ist ganz in ihren Händen; sie kaufen Sklaven im Innern des Landes, und bringen sie an die Europäer an die Küste. Man kann sie mit den Juden in Europa vergleichen. Sie stammen aus dem Königreiche Mandingue ab, 375 Meilen von Osten gegen Galam, welches wegen der darin geschehenen Auswanderungen ein volkreiches Land seyn muß. Sie haben sich vorzüglich im Reiche Galam niedergelassen, wo sie sehr zahlreich sind. Sie sind verschlagene, zirkumspekte Leute, ziemlich ehrlich, zuverläßig in ihren Zusagen, arbeitsam und fleißig, und besitzen Talente zu Künsten und Wissenschaften;

denn außer den vielen, die arabisch lesen und schreiben, giebt es auch einige, die rechnen können. Als gute Kaufleute haben sie Achtung gegen die Fremden. Durch ihren Handel erwerben sie sich große Reichthümer, wodurch sie auch den Islamism Eingang verschafft haben. Sie geben sich insgesamt für Marabuts oder Religionslehrer aus, sie lieben sich und stehen einander bei. Sie machen auch keine andern Gefangenen ihrer eigenen Nazion, als solche, die eines Verbrechens schuldig sind. Sie bauen ihr Land sehr fleißig und haben Lebensmittel im Ueberfluß.

Sie besitzen wenige Pferde, aber viele Esel. Die Serreres, die in verschiedene Stämme abgetheilt werden, und wovon einer den Beinamen Nonas führt, werden für ein wildes Volk gehalten, bilden kleinere Stämme unter sich, leben im Naturstande, gehen nackend, haben von der Gottheit keinen Begriff, gehen mit keinem um, sind im höchsten Grade rachsüchtig. Obgleich sie von andern Negern als Wilde angesehen werden, so sind sie gutmüthig, sehr einfach in ihrer Lebensart, dienstfertig und freigebig, vorzüglich gegen die Weisen, die zu ihnen kommen.

Die Sarakolats wohnen in Galam, sind sehr unruhigen Gemüths, zu Empörungen und Faktzionen geneigt, treulos, gierig, begeben sich nicht gern auf Reisen und machen keine Gefangene.

Die Felupes um den Fluß Kassamanza, vornemlich an der Nord- und an der Südseite des Gambia, fünf Meilen tief ins Land, sind außerordentlich wild, grausam, haben mit Niemand Umgang, stehen unter keinem Könige, sondern werden von den mächtigsten unter ihnen beherrscht, sind Fetischdiener, wohnen in Dörfern, die eine Viertelmeile von einander liegen, bauen Reiß und Hirse, besitzen Ochsen, Kühe und Ziegen. Die an der Südseite des Flusses Damengo sind verträglicher. So rachsüchtig sie auch sind, wenn sie sich beleidigt glauben, so geneigt sind sie auf der andern Seite, die erwiesenen Dienste dankbar zu erwiedern.

Die Pappels, an der Südseite des Domingoflusses, werden durch diesen von den Felups getrennt, sind Felischdiener oder Heiden, erkennen Bäume, Ochsenhörner und dergleichen für ihre Gottheiten, opfern, wenn ein großer Herr unter ihnen stirbt, ihren Göttern Ochsen, Kühe, Ziegen und Kapaunen, haben einen König, der fünf bis sechs Meilen weit von ihnen wohnt. Die Pappels auf der Insel Bisao erdrosseln, wenn einer von den neun Königen, die über sie herrschen, stirbt, mehr als 30 Personen, besonders junge Mädchen und Sklaven, die den verstorbenen Herrn getreu gewesen sind. Außer diesen Menschen werden alle seine Reichthümer mit ihm begraben. Das Verfahren bei der Wahl eines neuen Königs ist äußerst

son-

sonderbar. Ich habe sie aus dem Munde eines Eingebornen, und kann nicht für die Wahrheit der Erzählung bürgen.

Die Geagres oder Großen stellen sich im Kreiße um den Sarg, worin der verstorbene König liegt, und der von einigen Negern emporgehalten wird. Die Neger werfen ihn darauf in die Höhe, und der, auf wem der Verstorbene fällt, wird zu seinem Nachfolger ernannt. Den Göttern werden einige Kapaunen, Ochsen und Ziegen geopfert.

Die Portugiesen, welche 1420 sich am Gambia niederließen, vermischten sich mit den Mandingos, und sind nun so schwarz geworden, als diese. Sie reden eine verdorbene portugiesische Sprache, die sogenannte Kreolensprache, und da sie von einem Priester, der aus Jago, einer der grünen Inseln des Vorgebirgs, alle Jahre hierher kömmt, getauft werden, so wollen sie auch für weise gehalten, und nehmen es sehr übel, wenn sie Neger genannt werden, womit sie die Idee eines Sklaven verbinden.

Demanet, welcher viele von diesen Portugiesen 1764 taufte, versichert gleichfalls, daß sie in Neger völlig verwandelt sind. Das Faktum hat aber nicht ganz seine Richtigkeit. Die Portugiesen, die sich seit Jahrhunderten in Afrika niederließen, haben zwar nicht

mehr ganz ihre weiße Farbe, aber doch die Bildung der Portugiesen. Allein viele sogenannte Negerportugiesen sind Nachkommen der Negersklaven, die, als sie Komtoire hatten, in Dienste genommen und nachher freigelassen sind, und diese haben die Sprache und Religion ihrer alten Herrn, obgleich sehr entstellt, beibehalten. Wenn sie sich nachher mit Mulatten oder Mestigen vermischt haben, so ist auch etwas von dem Karakteristischen dieser Rassen den neugebohrnen Kindern eigen geworden.

Daß die Nachkommen der Portugiesen, welche in Neger ausgeartet sind, durch die Vermischung mit Negerinnen die europäische Farbe eingebüßt haben, ist wohl nach der langen Reihe von Jahren kein Wunder.

Das Land zwischen dem Gambia und Kacheo ist von mehrern Flüssen durchschnitten, eben, fruchtbar, gut angebaut und stark bevölkert. Die Niederungen, welche zur Regenzeit überschwemmt werden können, sind mit Reis bestanzt. Die etwas höhern tragen Hirse, Erbsen, verschiedene Arten Melonen u. s. w. Die Viehweide ist vortrefflich. Rinder und Hühner sind sehr gut, und, wie die übrigen Lebensmittel, wohlfeil.

Der Butterbaum ist sehr häufig. Die Fledermäuse, die ich hier sah, sind sehr groß. Die Termiden,

Ameisen bauen sich sieben Fuß hohe Wohnungen über der Erde, die man für Grabmäler halten sollte. Bienen sind in unbeschreiblicher Menge, und Wachs ein Hauptprodukt des Landes. Dörfer sind viele, und mit Bäumen und Pallisaden umgeben.

Am Flusse Bintan ist das Dorf gleiches Namens. Gereges ist die Residenz eines Königs, von der heidnischen Nazion des Flups, die nebst den Bagnons dieses Land bewohnen. Außer ihnen haben sich auch hier viele Portugiesen niedergelassen.

Pasqua ist ein Dorf der Pagnons, worin kaum 300 Einwohner sind. Der König hält hier eine Garnison von hundert Füßeliers, um die Flupes abzuwehren. Das Dorf ist mit sechs Reihen von Pallisaden umgeben.

Zu James wird das meiste Wachs gemacht. Die Portugiesen, die über das ganze Land zerstreut sind, haben von hier allein 500 Zentner.

An der Südseite des Kassamanza haben die Portugiesen zwei kleine Niederlagen, Zinzinchor und Kinguin, die in elenden Hütten bestehen, welche mit Palisaden umgeben sind. Die Portugiesen, welche sich hier gänzlich nazionalisirt haben, werden von niemand in dem Handel, den sie auf dem Flusse treiben, ge-

stört; sie bringen die Produkte nach Sommers, einem Dorfe an der Nordseite des Flusses, und wenn sie sie da nicht absetzen können, nach Gereges, und endlich nach dem Gambia, wo sie des Verkaufs ihrer Waaren gewiß sind.

Kachao, eine portugiesische Kolonie am Flusse San Domingo, 15 Meilen von der Mündung im Lande der Japels. Gegen die Landseite ist sie stark mit Pallisaden befestigt, und wird stark bewacht, um nicht von den Negern überrumpelt zu werden. Die Kirche, das Kapuzinerkloster, der Großvikar, welcher von dem Bischof von San Jago ernannt wird, ein paar Mönche zeigen, daß sich die Einwohner zur kristlichen Religion bekennen. Die weltliche Regierung ist in den Händen eines Kapitänmajors, der verschiedene Beamten, als einen Zolleinnehmer, Schreiber und Aktuarius unter sich hat, und von dem Statthalter der Inseln des grünen Vorgebirgs abhängig ist. Die Garnison besteht in 30 bis 40 Mann, und wird alle drei Jahre, bisweilen öfters, erneuert. Sie sind insgesamt Verbrecher, die, verbannt aus ihrem Vaterlande, das schlechte Leben fortsetzen, weshalb sie aus Europa verbannt wurden. Die Häuser sind von Erde, auswendig und inwendig mit Kalch übertüncht, sehr groß, aber nur ein Stockwerk hoch. Sie sind während der Regenzeit mit Blättern von der Fächerpalme, und während der trocknen Jahrszeit mit Se-

geltuch gegen die Sonne und den Thau bedeckt. Der gebornen Portugiesen giebt es sehr wenige. Fast alle, oder die meisten sind gemischten Geblüts, oder Mulatten, und dabei so schwarz, daß sie sich schwer von den Negern unterscheiden lassen. Sie bauen einige Reisfelder um die Stadt, und vernachläßigen die Viehzucht; sie haben nicht einmal Federvieh. Das Trinkwasser muß einen Büchsenschuß weit geholt werden. Der Fluß ist sehr fischreich, enthält aber auch viele Krokodille. Der Handel ist hier ein bloßer Waarentausch, der vermittelst kleiner Schiffe und Barken, die die Einwohner besitzen, auf den Strömen Roune, Ponges und Sierra Leone getrieben wird, und in Wachs, Sklaven und etwas Elfenbein besteht. Geprägtes Silber und Gold sieht man nicht. Jährlich kommen zwei oder drei Schiffe aus Portugall, den Azoren oder grünen Vorgebirgsinseln, die Wein und Weizenmehl für die Vornehmen mitbringen. Die andern essen Reis, Hirse, Maniok und Ignames. Die Waaren, welche am meisten Absatz finden, sind Eisen, Glas, Kupfergeschirre, Gewehre, Pulver, Bley, Leinwand, Schuhe, Hüthe, Seidenzeug, weiße Pagnes, Gewürz, Heilmittel, vorzüglich Chinarinde, Sassaparille und Guajak, weil die venerischen Krankheiten sehr gewöhnlich sind, und andre dergleichen Sachen. Man erhält dagegen Sklaven, Wachs, Elfenbein und Gold. Franzosen, Engländer und Holländer treiben einen Schleichhandel. Die Engländer kommen von den Fak-

toreien Geregia in drei Tagereisen zu Lande hier an.

Farim, ebenfalls ein portugiesisches Etablissement an demselben Flusse Domingo, liegt auf einer englischen Karte, die ich bei mir hatte, 30 Seemeilen landeinwärts vom Kachao. Der Ort ist mit Pallisaden umgeben, aber nicht so volkreich als Kachao. Die reichsten Kaufleute halten sich hier Grumels, Spediteurs, die Pagnes und etwas Wachs verfertigen. Es ist hier ein Pfarrer und Major, der unter dem von Kachao steht. Alle Dörfer zwischen Kachao und Farim sind von Spediteurs der Portugiesen bewohnt, welche Baumwolle und andre Waaren einsammlen.

Zu den drei Inseln heißt die erste Seidwäns, vom Ausflusse des San Domingo liegenden Inseln, welche von Negern bewohnt wird, die sich der portugiesischen Sklaverei entzogen, und den katholischen Glauben, nachdem sie schon getauft waren, entsagt haben. Von der vielen Baumwolle, die hier wächst, verfertigen sie Pagnes. Auf ihren Kanoes treiben sie Handlung mit den Negern des festen Landes zu Bot, einem Dorfe der Insel gegenüber. Bussy, eine Insel noch weiter gegen Süden, wird von den Papels bewohnt, die zwar einen Ueberfluß an Lebensmitteln haben, als Ochsen, Federvieh, Wachs, Hirse, Fasanen, mit denen aber wegen ihrer Treulosigkeit nicht

gut zu handeln ist. Die Insel hat zwei Meilen im Umfange und ein paar Häfen. Gerade gegenüber auf dem festen Lande ist das Dorf Kazelit. Die übrigen vielen kleinen Inseln hier herum sind nicht bewohnt.

Das Reich Kap, 112 Meilen von der Mündung des Kassamanza, der bis dahin schiffbar ist, eines der blühendsten im Innern von Afrika. Der König besitzt kostbares Silbergeschirr, unterhält 6 bis 7000 Soldaten, und herrscht mit vieler Klugheit, daß man in seinem Lande sicher reisen und handeln kann. Er soll den Portugiesen jährlich 6 bis 700 Sklaven liefern, außer einer großen Menge Goldes und Elfenbein.

Das Dorf Gesves, welches dem Flusse den Namen gab, liegt 15 Meilen von seinem Einflusse ins Meer, und 30 Meilen von der Insel Les Biseaux. Die Einwohner sind Biafarische und Mandingoneger. Die ersten sind Heiden, unter den letzten sind viele Mohamedaner. Hier ist ein beträchtlicher Sklaven- und Elfenbeinhandel.

Melampagne, dem Dorfe Gesves gegenüber, wird von biafarischen Negern bewohnt, die mit Sklaven, Gold und Elfenbein handeln.

Malformoſe, 12 Meilen ſüdlich gegen Les Biseaux zu, eine Gegend, wo ſchönes Schiffbauholz angetroffen wird, das man für Anker oder Branntwein eintauſchen könnte.

Die Inſel Biſſeauin 11° 35′ nördlicher Breite, liegt in einem Meerbuſen von beträchtlicher Länge und Tiefe, der noch viele andre bewohnte Inſeln, als Biſſagots Aurange, oder Warang Karache, Buſſy, Berefel, Bourbon und ferner, die die Biſagoinſeln heiſſen, umfaßt. Die Einwohner ſind Bizagots, Papels und Biafares, die beſtändig mit einander Krieg führen, an Sitten und Sprache ſehr verſchieden, aber insgeſammt ſehr barbariſch.

Biſſago, an der Mündung des großen Fluſſes, hat 30 Meilen im Umkreiſe. Der fette und tiefe Boden bringt alle Lebensmittel, beſonders Reis und Hirſe im Ueberfluß hervor. Es iſt zwar eine Kirche und Franziskanerkloſter vorhanden, aber nicht ſo viele Wohnungen, denen man den Namen eines Dorfes geben könnte. Die Portugieſen ſind im Beſitze eines Forts auf der Inſel, und wollen ſeit einigen Jahren keine Franzoſen, die ſich vorher auf der Inſel niedergelaſſen hatten, daſelbſt dulden. Das Fort iſt ſehr feſt, und man baute ſieben Jahre daran, wobei die Portugieſen 700 Mann durch Strapatzen und Ungeſundheit des Klima verloren. Die Garniſon beſteht

Hauptsächlich aus Verbannten von den Inseln des grünen Vorgebirgs. Die königliche Gesellschaft in Lissabon schickt von hier Sklaven nach Brasilien, und vier Schiffe, jedes von 800 Tonnen, legen auf ihrer Reise von Lissabon nach Brasilien hier an, um sie einzunehmen. Die Einwohner sind größtentheils Mulatten und Schwarze. Die Portugiesen, ein paar Familien ausgenommen, begeben sich alle Abende in die Häuser innerhalb dem Bezirke des Forts, um nicht von den Andules, mit denen sie im beständigen Kriege sind, geplündert oder verschlagen zu werden. Der Hafen ist so schön, daß für jede Anzahl der größten Schiffe Raum und Tiefe ist. Die Franzosen haben sich das Recht angemaßt, hier und in den benachbarten portugiesischen Besitzungen anlegen zu dürfen. Die Portugiesen haben bisweilen das Landen verwehrt, obgleich die Eingebornen geneigt sind, mit allen Nazionen ohne Unterschied zu handeln.

Dem Hafen gegenüber liegt die Insel Sortiere, wo die Neger alle zwei Jahre ein großes Opfer verrichten, dem der König beizuwohnen pflegt.

Die Insel Bulam gehört zu der Gruppe der Bissagoinseln, und liegt im zehnten Grade 30′ oder 11 Grad nördlicher Breite, und fünfzehn Grad westlicher Länge von London, und enthält 400 englische Quadratmeilen. Die Luft ist gesund, und die Hitze

gemäßigt. Das Thermometer steht zwischen 74 und 96 Grad. Die Windstöße von Osten (Tornados) dauern selten länger als eine Stunde. Sie ereignen sich um den Anfang und das Ende der Regenzeit, und sind hier sehr wohlthätig, weil sie die Luft reinigen, und die schädlichen Dünste zerstreuen. Die Regen fallen gegen Ende des Mai oder zu Anfang des Junius und hören auf im Oktober oder November. Die Landung auf der Insel ist leicht, der Hafen ist räumlich, sicher und ruhig und ihre Lage zur Handlung sehr bequem, vor der Mündung des Rio Grande, und in der Nähe mehrerer schiffbaren Flüsse. Obst und andere Bäume umgaben die Insel mit einem schönen grünen Gürtel. In der Mitte ist das Land um 60 bis 100 Fuß über die Meeresfläche erhaben, und beinahe 2000 Morgen von den Einwohnern mit Reiß angebaut. Das übrige, wenigstens 10000 Morgen, sind Wiesen. Baumwolle, Indigo, Reiß und Kaffee, wachsen wild. Die trogischen Produkte, welche ich mehrmals anführte, sind im Ueberflusse hier zu treffen. Die benachbarten Küsten liefern Gewürze, Harze und Färbematerialien, und die See wohlschmeckende Fische. Auf der Insel hat man Büffel, Antelopen, einige Elefanten, Affen, Papagaien, Tauben, Perlhühner und viele schöne befiederte Vögel.

Der Rath, welchen Pomme de George den Franzosen gegeben hat, sich auf Bulam niederzulassen, ist

von den Engländern ausgeführt, die auch bei andern Etablissements die besten Stellen gewählt haben.

Eine Handlungsgesellschaft in London, hat mit Genehmhaltung des Parlaments 1792 eine Niederlassung auf der Insel versucht, und das Eigenthumsrecht zu dieser Insel und Arkas, und dem Gebiet von Großbulam auf dem festen Laude, nebst einigen benachbarten Inseln von den Königen der Bejugahs, die zu Kanaback wohnen, und der Pahnts und Biafares, die ältrre Ansprüche darauf hatten, erhandelt.

Die Anzahl der neuen Kolonisten, Landleute und Handwerker beliefen sich bei ihrer Arkunft in Afrika auf 300, und waren mit Waaren, Lebensmitteln, Waffen und Amunizion reichlich versehen. Die Ansiedler wurden durch Krieg und Krankheit bald zu einer geringen Zahl heruntergebracht, und noch jetzt sind sie nicht gänzlich von der Insel vertilgt. Denn die edle Absicht, die diese und die Sierra Lione Gesellschaft erreichen will, mitten unter den Negernazionen, eine auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründete Niederlassung und Handlung zu errichten, weder Land noch Menschen zu rauben, ein Territorium käuflich an sich zu bringen, keinen Sklavenhandel zu treiben, noch auf ihrem Bezirke zu dulden, europäische und afrikanische Produkte bei den Eingebornen umzutauschen, Entdeckungen im Innern von Afrika zu machen, aus-

ländische Produkte dahin zu verpflanzen, die Neger zu zivilisiren, wird gewiß den Beifall jedes Menschenfreundes erhalten, und wer wird nicht wünschen, daß dergleichen Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt werden?

Matrosen und auch Schriftsteller nennen die ganze Küste, woher die Europäer Sklaven holen, Guinea. Smith, Atkin, Snellgrave, betiteln ihre Bücher: Reisen nach Guinea, und verstehen darunter die ganze Küste, welche sich vom grünen Vorgebirge bis an die Küste Angola erstreckt. Ich nehme Guinea im engern Sinne.

Die Küste vom Flusse Nonunes R. de Nuno tristo 10° 21, nördlicher Breite, und ungefähr 12 Grad oder 40′ Unterschied der Zeit westlich von London bis zum Kap Sankt Anna im 7° 12′ nördlicher Breite südlich von Scherbrough Bucht, Serboro erstreckt sich beinahe gerade von Norden nach Süden, auf 50 Meilen lang und ist mit großen und kleinen Flüssen durchschnitten, wovon einige große, alle aber kleine Fahrzeuge tragen können. Sie ist bis an Sierra Lione niedrig und morastig; das Land erhebt sich allmählig 15 Meilen von der See.

Der Fluß Nonues ist bei seinem Einflusse ins Meer breit und schnell. Von dem Fort und Gebäu-

den, die die Portugiesen erbaut haben, sieht man noch einige Trümmer. Sie selbst und ihre Abkömmlinge sind jetzt davon vertrieben.

Sklavenhandel wird hier nicht mehr getrieben, sondern ein Handel mit Elfenbein. Die Eingebornen heißen Nalloes. Der Fluß Kappadches, fließt $3\frac{3}{4}$ Meilen südöstlich von jenem, ist landeinwärts breit und tief, hat feuchte Mündungen, die von kleinen Inseln gebildet werden. Die Einwohner heißen Bagoes und handeln mit Elfenbein.

Kap Merga, eine niedrige, in die See laufende Landspitze, $1\frac{1}{2}$ Meile vom Kapadches. Hier fangen die Landkarten Guinea an, welches man zum Unterschiede von Niederguinea auch Oberguinea, oder Nordguinea nennen kann. Es erstreckt sich bis an die Linie, wo, oder nicht weit davon, in Süden Niederguinea anfängt.

Der Fluß Pongeos ist nicht so ansehnlich als der Nonunes, aber dennoch wichtig für den Handel. Die schwarzen Kaufleute, die nach Gambia kommen, kommen auch hierher. Die Eingebornen sind Susees. Die Vornehmen wollen Abkömmlinge der portugiesischen Kolonisten seyn, obgleich keine Spur einer solchen Abstammung an ihnen zu bemerken ist. Sie sind Römischer Religion, und werden alle Jahre von einem

Geistlichen aus Bisoa besucht, der die Kinder tauft, Beichte hört, und das Abendmahl austheilt. Sie sind aber nur den Namen nach Kristen, und übertreffen ihre heidnischen Landsleute an Rachgier und Treulosigkeit. Die Einwohner bauen viel Reiß und machen eine schlechte Art baumwollener Zeuge und Matten, auch Salz. An dem Flusse Dembea, sechs Meilen vom Flusse Pongeos, südostwärts, wird auch ein starker Handel getrieben. Die Einwohner heißen Kubeh Bogoes.

Am Flusse Dania, drei und $\frac{3}{4}$ Meilen von Pongeos, wohnen auch Bagoes, die, wie die erwähnten Nachbarn, im Fischfange, Reißbau, und Verfertigung grober Zeuge, Matten und Salzes, sich hervorthun. Der Handel ist unbedeutend.

Die Inseln Deloß, von den Eingebornen Forodimah genannt, liegen westlich von der gegen Südwesten hervorragenden Spitze Domba, im 9° 21′ nördliche Breite $5\frac{1}{4}$ Meile von Dania. Drei von diesen sind bewohnt, die übrigen vier sind kahle Felsen. Auf der östlichen besitzen die Engländer eine Stadt und Faktorei, hat nicht über zwei englische Meilen im Umfange, und gehört dem Herrn Hodysons, afrikanischen Kaufleuten in Liverpol. Sie enthä einige Häuser für die Handlungsdiener, Waarenlager und Hütten. Es sind einige Zitronen und Orangebäume,

nebst weuigen Moosbäumen und Gurken, aber wenige Gartenfrüchte. Die Faktorei wurde von den Franzosen kurz vorher, ehe sie Sierra Lione angriffen, zerstört. Die Sklaven, welche man von dieser Insel und den benachbarten Flüssen erhandelt, belaufen sich auf 1500. Die westliche Insel ist die größte, und mit schönem Bauholze bewachsen. Die Inseln werden von Bagoes, verlaufenen Susies und Mandingosklaven bewohnt. Südwärts von Tomba, zieht sich das Land weiter gegen Osten zurück, und bildet zwischen dieser und der Spitze Matakong, sechs Meilen südöstlich von den Inseln Delos eine Bay, in welche sich die Flüsse Quia, Porte und Purrie ergießen.

Am Guia wird starker Handel getrieben, und an den Armen des Flusses liegen viele große Städte, in welchen sich europäische Kaufleute niedergelassen haben, welche mit Reiß handeln. Die Einwohner sind Susiens, die viel Reiß bauen und starke Handelsleute sind.

Kissey, ein breiter und tiefer Fluß, in dem sich zwei Flüsse, die von Bierrarih und Kiangesa herunter kommen, ergießen. An ihnen wird starker Handel getrieben, und längs derselben, liegen die vornehmsten Städte der Mandingos.

Sama läuft 1½ Meile südlich von Kissey, an dem auch ansehnliche Handelsplätze liegen.

Der große und kleine Skarziefluß, laufen vier $\frac{1}{2}$ Meile südlich von Sama. Zwischen diesem und dem Kissey, liegt das Land der Mandingos, die viel Reiß bauen, aber zum Handel zu träge sind. An dem Skarziefluſſe wird mit Sklaven, Reiß, Kamholz und Kolafrucht, welche die Eingebornen an die Portugiesen in Bissago verkaufen, starker Handel getrieben. Die in den niedern Gegenden des Flusses und zwischen ihm und dem Sierra Lione wohnenden Neger, sind Bulams. Höher hinauf, und an der Nordseite, wohnen die Timmanier. An der Küste zeigen sich deutliche Spuren, daß die See vieles vom festen Lande abgerissen habe.

Sierra Leonefluß. Zwei und eine Viertelmeile vom Skarziafluß. Die Mündung ist wenigstens eine und eine halbe Meile breit. Er hat ein sicheres und tiefes Bett, für Schiffe von jeder Größe, und zu allen Jahreszeiten vortrefflichen Ankergrund. Er theilt sich nach einem $5\frac{1}{4}$ Meilen langen Laufe in zwei Arme; in dem nördlichen liegen die Inseln Tasso und Banze, zwei englische Sklavenfaktoreien. Auf der letztern war sonst ein Fort; in dem südlichen oder Banzefluß, die Insel Gambia, worauf die Franzosen ein Fort und eine Faktorei haben, die aber ganz neuerlich von ihnen verlassen ist. Am nördlichen Ufer des Sierra Leone, ist das Land niedrig und eben, und bringt viel Reiß hervor. An dem südlichen steigt

das

das Land nach und nach zu Hügeln empor, die endlich hohe und mit immerwährendem Grün bedeckte Berge werden. Das südliche Ufer ragt westwärts hervor, und an der Spitze ist Kap Sierra im 8° 12′ nördlicher Breite.

Das falsche Kap, 1½ Meile südlich vom Kap Sierra Lione.

Bananas-Inseln noch 4½ Meile weiter südlich. Die Sherbroh, Serbora Bay, wird von den Kaps Shalling und Sankt Anna gebildet, in welche sich verschiedene große Flüsse ergießen, an welchen mit Sklaven, Kammholz und Reiß viel Handel getrieben wird. Die Bewohner der Bay und auf den Inseln, die Bulams, sind fleißig im Handel und Ackerbau, und fertigen sehr schöne Matten aus buntem Graße. An der nördlichen Seite der Bay liegen die Platanen-Inseln, an der südlichen die Schildkröten-Inseln.

Der Fluß Sherbroh, dick mit Mangebäumen besetzt, im 7° 30′ nördlicher Breite, wurde des Kammholzes wegen, das zum Färben gebraucht wird, besucht, ist einen großen Weg hinauf schiffbar, bis man in bergige Gegenden kömmt, wo der Fluß sich schlängelt, aber nicht reißend wird, 2 oder 3 Wasserfälle ausgenommen, wovon der eine sehr beträchtlich ist, indem das Wasser mit großem Ungestüm sich über Fels

sen 20 Fuß hoch stürzt. Die Kanoes können ihn weder hinauf noch hinab passiren, sondern werden eine Strecke Wegs, so weit als der Katarakt reicht, getragen. Die beiden andern Wasserfälle sind klein, und in der trocknen Jahrszeit ist kein Wasser zu sehen. Die Neger gehen zu Ende der Regenzeit, die acht Monate anhält, mit ihren Kanoes den Fluß hinauf, fällen Kammholz, und suchen Elfenbein, und kommen damit in der nächsten Regenzeit den Fluß herunter. Ein großer Arm Sherbro, ergießt sich bei Kap Mauta in die See, ist aber nicht schiffbar.

Die Sierra Lione Kolonie, welche die afrikanische Gesellschaft in der schon angeführten edeln und menschenfreundlichen Absicht gestiftet hat, verdient eine besondere Erwähnung. Sie ist an der Südseite des Flusses nicht weit vom Kap Sierra Lione angelegt. Das Klima ist dasselbe wie in Senegal. Die trockne Jahrszeit fällt auch hier in die Monate Dezember bis Mai, und die regnigte in den Junius bis November. Fürchterliche Wirbelwinde gehen vor der Regenzeit vorher. Früh im Junius fangen sie an, und dauern bis gegen Ende des Julius; fangen wieder in der Mitte, oder zu Anfang Oktobers an, und dauern bis gegen Ende des Novembers. Das Thermometer steigt im Schatten von 75 bis 100 Grad. Obgleich bei Gründung der Kolonie die Krankheiten viele von den Andauern weggerafft haben, so haben doch die Erfah-

rungen, die man bei der Gelegenheit gemacht hat, gelehrt, daß das Klima in diesem Theile des heißen Himmelsstrichs der Gesundheit nicht nachtheiliger sey, als in andern Gegenden, und daß mit der vorschreitenden Kultur des Landes und der Sitten der Anbauer, viele von den Ursachen der Krankheiten wegfallen werden. Reis, Baumwolle und Zucker, wird von den neuen Pflanzern, großentheils freien Afrikanern, die um den Lohn arbeiten, und aus Neuschottland, wohin sie während des amerikanischen Krieges aus Amerika flüchteten, hierher in ihr altes Vaterland zurückgebracht sind, angebaut.

Die von ihnen erbaute Stadt Freedown (Freistadt), liegt auf einem trockenen und etwas erhabenen Boden, 70—80 Morgen groß, an der Südseite des Flusses, beinahe $\frac{1}{3}$ englische Meile lang und fast eben so breit. Die Stadt hat beinahe 400 Häuser und bei jedem Hause ist ein Zwölftheil Morgen Land zu einem Gemüsegarten. Neue Straßen gehen von Nordwest nach Südost und drei queer über sie. Sie sind 80 Fuß breit, eine am Ufer ausgenommen, die 160 Fuß breit ist. Die öffentlichen Gebäude sind großentheils in der breiten Straße errichtet, nämlich eine Kirche die für 800 Personen Raum hat, das Haus und Wirthschaftsgebäude des Statthalters. Das Magazin, unter dem ein Keller von Backsteinen ist, ein großes Hospital, sechs oder acht hölzerne Häuser und Laden für

die Bedienten der Kompagnie. Das Holz zu diesen Gebäuden ist in England zugeschnitten, und dauerhaft. Die Häuser, die von den Materialien des Landes aufgeführt sind, verfallen. Die Wohnhäuser der Ansiedler übertreffen weit die Hütten der Eingebornen. Sie sind durch Steine oder Klötze ein oder zwei Fuß über den Boden erhöht, von inländischem Holze erbaut, und mit Schindeln und auch noch einige mit Rohr gedeckt. Wenige haben Oefen; man pflegt aber doch ein Feuer in den meisten während der Regenzeit anzuzünden, und der Rauch findet seinen Weg durch die Thüren und Fenster oder das Dach. Die Häuser sind 20 bis 30 Fuß lang, und 12 bis 15 Fuß breit und gemeiniglich in zwei Zimmer abgetheilt. Der Ort wurde von einer französischen Flotte 1794 fast ganz zerstört, aber dennoch nicht von den Britten verlassen. Die Beschuldigung, daß es auf Befehl der französischen Regierung geschehen sey, hat der Bürger Gregoire für eine Verläumdung erklärt.

Von dem Lande, dicht an der Stadt, hat die Kompagnie sich ungefähr 20 Morgen vorbehalten. Die Grundstücke, die man den Neuschottländern eingeräumt hat, liegen südöstlich von Freedown, und der westliche Distrikt, ist im Besitz der Eingebornen. Sie mögen zusammen vier englische □ Meilen, oder 2560 Morgen ausmachen, und die am meisten entlegenen, sind nicht über $2\frac{1}{4}$ englische Meile von der Stadt.

Um die Ansiedler zum Anbau von Reis, Yams, Pisang, Eddows, Kohl, Maiz und Baumwolle zu ermuntern, wurden Prämien stipulirt, die eine gute Wirkung hatten. Die neuschottländischen Neger, die den größten Theil der Kolonie ausmachen, sind in Nordamerika von afrikanischen Eltern oder Vorfahren geboren, wenige ausgenommen, welche aus Afrika importirt, und wie sie sagen, in ihrer Kindheit gestohlen waren.

Im amerikanischen Kriege waren sie Anhänger der brittischen Regierung, als man ihnen den Auftrag gab, sie nach Afrika überzuschiffen, nahmen sie ihn mit Freuden an. Sie haben zwar, seitdem sie als freigelaßne Sklaven sich daselbst niedergelassen, den Direktoren durch ungegründete Klagen bisweilen Verdruß gemacht. Allein im Ganzen haben sie doch der Erwartung die man sich von ihrer Erziehung und dem Zustande, worin sie sich befanden, machte, Genüge gethan. Ihre Kinder, deren ungefähr 300 waren, besuchen die Schule, und nehmen so gut in Kenntnissen zu, als Kinder in Europa.

Die ganze Küste ist nicht sonderlich bevölkert. Weil an der Bullam oder nördlichen Seite des Flusses die Europäer wegen der schlimmen Landung nicht so vielen Verkehr mit den Eingebornen haben, als an der entgegengesetzten Küste: so sind auch jene weniger barba-

risch, dem Trunke weniger ergeben, und arbeitsamer, als ihre Nachbarn, an der andern Seite.

Je weiter man in das Land hineinkömmt, desto volkreichere Städte findet man, dir allem Vermuthen nach im Innern Afrika einen ausgebreiten Handel treiben, und nicht geringe Fortschritte in der Kultur gemacht haben. Die Naturprodukte von Sierra Lione sind mannigfaltig, und verdienen hier um so mehr eines Verzeichnisses, da man meines Wissens noch kein systematisches Verzeichniß davon in irgend einer Reisebeschreibung findet.

Die zahmen Hausthiere sind: Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, Enten, Puder- und Hühner. Die Rinder gedeihen gut, und wrrden sogar fett, aber nicht so gewöhnlich, als in Europa. Viele Stiere, Ochsen und Kühe grasen in den Savanahs. Die Schaafe haben ein sonderbares Ansehn, indem sie keine Wolle, sondern rauhe Haare, wie Ziegenhaare haben. Sie scheinen von der Hitze zu leiden, sind gemeiniglich mager, und vermehren sich nicht sehr. Ziegen und Schweine sind sehr fruchtbar und erreichen die Größe, die sie in andern Ländern haben. Stachelschweine, wilde Schweine, Eichhörnchen und Antelopen, können unter die eßbaren Thiere gezählt werden. Von dem Leder der letztern, kann man Handschuhe machen. Einige Esel, die man nach der Kolonie

geschickt hat, werden zu nützlichen beiten gebraucht und sind nicht durch das Klima verdorben, obgleich sie den Maulthieren nicht gleich kommen. Die Raubthiere sind Löwen, von deren Menge die Portugiesen der Gegend den Namen: Leone gaben. Leoparden, Hiänen, Zibethkatzen, Wieseln. In den Gebirgen hält sich der Schinpansee auf, der dem Menschen noch ähnlicher ist, als der Orang-Utang. Er ist der simia Troglodytes des Blumenbachischen Systems. Von zwei solchen Affen, die lebendig nach der Kolonie gebracht wurden, starb der eine bald, und der ältere lebte einige Monate. Er war beinahe zwei Fuß hoch. Die völlig erwachsenen sind fast fünf Fuß hoch. Der Affe hatte schwarzes, langes und dickes Haar auf den Rücken, aber kurzes und dünnes auf der Brust und dem Bauche. Sein Gesicht war blaß, seine Hände und Kopf waren, wie die eines alten Neger, ausgenommen, daß die Haare seines Kopfes gerade waren. Er aß, trank, schlief und saß am Tische wie ein Mensch. Anfangs kroch er auf allen Vieren herum, und zwar auf der Außenseite seiner Hände; als er heranwuchs, bemühte er sich aufrecht zu gehen, und stützte sich an einem Stocke, den er in seiner Hand hielt. Er schien melancholisch zu seyn, war aber gutartig, und that niemand etwas zu leide.

Es giebt Kranniche von ungeheurer Größe, die sich leicht zähmen lassen und gute Nahrung geben.

Verschiedne Arten von Turteltauben, Krokodille im Sierre Lionefluß in unzähliger Menge, zwanzig bis dreißig Fuß lang, thun vielen Schaden. Kaymanns, oder Alligators 10 oder 12 Fuß lang. Sechs Arten von Eidechsen, worunter der Guava und Chameleon. Schlangen sind fast unzählig. Sie kriechen des Nachts in die Häuser um Federvieh zu suchen. Die größten, die man bisher entdeckt hat, sind 18 Fuß lang, nicht giftig, und verschlingen ihre Beute ganz. Fische und Säugthiere, die in Wasser leben, sind in Menge, sowohl in der See als im Flusse. Der Kachelot ist in Sierra Lione, doch mehr gegen Süden. Haifisch, Delfin, Stachelroche, Aale, Makreelen, Tarpoons, Kavillos, Muilets, Meerbarben, Meerbarseu, Yellowtails, oder Perca punctata, alte Weiberfische, tenpounders oder eine Art Esox, die insgesammt, die Aale und tenpouders ausgenommen, sich gut speisen lassen. Austern sind im Ueberflusse und häugen sich an den Zweigen der Mangebäume am Ufer des Sierra Lionesflusses. Der gemeine Schwan, der das sandige Ufer am Flusse Sierra Lione bedeckt, hauptsächlich der neuen Kolonie gegenüber, an der Bulam Seite, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Von allen eßbaren Pflanzen verdient er die erste Stelle, und ist die Stapelwaare des Landrs. Gekocht und mit Pfeffer angerichtet, ist er die vornehmste Nahrung der Eingebornen.

Wenn schon der Reis am besten in den niedrigen und überschwemmten Gegenden gedeiht, so kömmt er doch in den höher liegenden auch fort, allein er wächst dann dünner, kleiner, aber auch besser und ist nahrhafter. An der Bulamküste gegenüber wächst er so üppig, wie in Karolina, und wenn er recht behandelt würde, würde er auch weiß seyn. Durch die Nachläßigkeit der Einwohner behält der Reis, sowohl der zur Konsumption, als der zum Handel bestimmte, etwas von der bräunlichen Kleye oder Rinde. Die Reisfelder werden während der trocknen Jahreszeit zubereitet, und erhalten den Saamen zur Zeit des Tornado, oder wenn die Stürme wehen, ehe die Regen eintreten; weil aber die Jahrszeiten veränderlich sind, so ist auch die Saatzeit verschieden.

Kassada (Jatrapha Manhiot L.), ist nach dem Reis die vornehmste Nahrung. Der Anbau erfordert Zeit und Mühe. Sie gedeiht am besten in sandigen und offenen Plätzen. Drei oder vier Monate, nachdem sie gepflanzt ist, können die Wurzeln genossen werden. Oft werden sie roh gegessen. Die Eingebornen halten die Erndte nicht auf einmal, sondern graben die Wurzeln aus, so wie sie sie nöthig haben. Wenn darauf die Regenzeit herannahet, so wird das ganze Feld geräumt, das nur zur Nothdurft auf ein ganzes Jahr angepflanzt war. Die Eingebornen machen bisweilen Kuchen von Kassada, die, wenn sie

gleich trocken sind, sehr gut schmecken und weiß sind. Bisweilen kochen und braten sie dieses Produkt. Vielleicht ließ sich eine Art Bier davon machen, wie die Arabawests in Surinam thun.

Yams (Dioscorea L.). Sie gleichen den Kartoffeln und können ihre Stellen vertreten, weil sie trokken mehlig und nahrhaft sind. Hier ist nur eine Art. Die größten Wurzeln in dem Garten der Kampanin wogen nur 4 Pfund, weil der Boden zu hart war. Die Eingebornen wenden nicht so vielen Fleiß auf den Anbau der Yams, als der Kassada. Man ißt sie gekocht, und bisweilen gebraten. Man könnte sie auch zu Mehl oder Stärke benutzen. Vielleicht könnte auch ein geistiges Getränke daraus destillirt werden.

Süße Patatten, Batatten, Convolvulus batatas L., sind gute und nützliche Wurzeln, die übrigens den eigentlichen Kartoffeln nicht gleich sind. Die Eingebornen kochen sie, aber in der Kolonie werden sie gebraten und zu einem nahrhaften und wohlschmeckenden Brode gemacht. Batatten treiben am besten in einem lockern Boden; allein die Eingebornen bekümmern sich so wenig um die Kultur der Batatten, als der Yams. Die gedachten Blätter schmecken gut, und sind eine vortreffliche Nahrung für Schaafe, Ziegen und Schweine.

Erdnüsse (aragis hypogea L.) werden von den Eingebornen roh oder gebraten gegessen.

Arumswurzeln (Eddoes, Arum peregrinum L.), ob sie gleich sehr häufig sind, werden nicht so viel genützt, als sie es verdienen. Die Blätter, wenn sie jung sind, sind so gut als Spinat, und die Wurzeln, wenn sie gekocht sind, gleichen den Kastanien. Sie können genossen werden, wenn sie drei Monate alt sind, am besten aber sind sie, wenn sie vier oder fünf Monate gewachsen haben.

Gemeine Kartoffeln von zweierlei Art, Ajuk, eine runde Wurzel, etwas größer als eine Haselnuß, die häufig in niedrigen Gegenden gefunden wird, mit einem langen Stiele, der sich auf der Erde um sie schlängelt. Sie schmeckt besser als Batatten, und ist weniger stark. Abunk, die an den Baumzweigen auf eine sonderbare Art wachsen, und eine unregelmäßige, winkliche und aufschwellende Gestalt haben. Sie schmecken fast wie Batatten.

Die Oelpalme ist sehr gemein, schön und nützlich. Sie verschafft den Einwohnern Oel, Wein und Speise. Der Wein sieht aus wie Molken, hat, wenn er frisch ist, einen guten Geschmack, aber gährt leicht, wird sauer, und in drei oder vier Tagen in Weinessig von einem unangenehmen Geruche verwandelt. Man ge-

winnt ihn durch Anzapfen. Das Oel wird von der Frucht gewonnen, die so groß als eine Haselnuß ist, die aus einem harten Kerne besteht, in eine dicke, fette und öligte Materie eingeschlossen, und mit einer dünnen Haut bedeckt ist, die zerfließt und Oel giebt, das von den Eingebornen statt der Butter zum Reis gebraucht wird. Das Oel, ob es gleich anfänglich flüssig ist, wird bald hart und ranzigt. Ein besseres Oel, aber in geringerer Quantität wird erhalten, wenn die Kerne in Wasser zerstoßen und gekocht werden. Die innere und markige Substanz des obern Theils der jungen Palme giebt, in Wasser gekocht, ein Gericht, das dem Kohl ähnlich ist. Die Blätter dienen den Eingebornen zu Körben.

Bisam und Bannanas (Musa parasidica und Musa sapientum L.) sind sehr gewöhnliche und nützliche Bäume, die den Palmen gleich kommen. Die Frucht der Pisangsplantains ist größer als die Bannanas, regelmäßiger unten gebogen, weniger reich in jeder Traube, härter uud weniger saftig, wird roh, gekocht und gebraten gespeist. Bannanas gehören zu den vorzüglichen Früchten des Landes, sind weich und süß, und werden gemeiniglich roh gegessen. Ungefähr 100 wachsen an einer Traube. Die Blätter werden auf mancherlei Art in der Haushaltung gebraucht, und die Fibern darin dienen an einigen Orten statt Zwirns.

Papaya (Carica papaia L.), eine feine Frucht von dunkelgrüner, und wenn sie reif ist, von gelber Farbe, wird roh gegessen, aber auch ein gutes Gerücht, wenn es gekocht ist. Die Blätter werden zum Waschen statt Seife, und die hohlen Stiele zu Pfeifen gebraucht, und Stricke können von der Rinde gemacht werden.

Juava (Psidium L.) ist in einer benachbarten Bai entdeckt.

Pomeranzen und Limonienbäume sind in ihrem wilden Zustande sehr gewöhnlich, tragen reife Früchte das ganze hindurch, aber nicht in allen Jahreszeiten. Die Pomeranzen sind vortrefflich, und besser, größer wenigstens als die europäischen. Einige Zitronen (Melons), die von den Portugiesen vor langer Zeit in der Nähe der Kolonie gepflanzt sind, sind so ausgeartet, daß sie Limonien (Limes) ähnlich geworden.

Kürbisse werden auf lockerm Boden wild gefunden. Einige wachsen fünfzig Fuß lang, aber die Frucht erhält nicht dieselbe Größe, als in Europa. Man nützt sie zu Pasteten und Pouddings, und kann sie das ganze Jahr bekommen.

Melonen, Wassermelonen, Gurken und Zuckermelonen, Musk melons, erreichen die größte Vollkom-

menheit, und könnten durch gute Wartung die europäischen Gewächse übertreffen. Die ersten Ansiedler fanden keine Wassermelonen, sondern brachten den Saamen mit.

Ananas riechen weit angenehmer, als die europäischen, obgleich sie in der Mitte zäher sind. Man findet sie das ganze Jahr hindurch wild in den Wäldern, und an Abhängen in der Nähe vom Wasser. Die Eingebornen pflanzen sie auch bei ihren Städten.

Erbsen (Pigeonpea), eine gute, gesunde Hülsenfrucht, und wird auf dieselbe Art zugerichtet, als Erbsen oder Bohnen in England. Sie wachsen wild in den Wäldern und auf den alten Reis- und Kassavafeldern, und man kann sie das ganze Jahr bekommen.

Mais oder Indischkorn (Zeamais L.) wird mehr an der Bulamküste als in Freetown angebaut. Es erfordert nur drei Monate zu reifen, und kann also mehrmals im Jahre geerndtet werden. Die Körner werden in Salzwasser gekocht, oder mit den Aehren gebraten und mit Butter gegessen, bisweilen roh gespeist. Die Eingebornen auf der Goldküste stoßen sie und machen Bouddings davon. Die Ziegen und Rinder fressen die Blätter mit Gier. Hirse von zweierlei Art wird wild gefunden und dem Federvieh zu fressen gegeben. Die Stengel der größern Art enthalten einen süßen und erfrischenden Saft.

Kakaobäume wachsen in Scherbro, wo sie gepflanzt sind. Die Frucht wird roh oder in Pasteten gebacken gegessen.

Akajonußbäume (Anacardium L.) sind von den Europäern hierher verpflanzt; zu Sierra Leone sah ich keine davon, die ausgenommen, welche von der Bullamküste gebracht sind.

Okras, die Frucht eines kleinen Baumes, der den englischen Pappeln ähnlich, ist in Sierra Leone sehr gewöhnlich. Die Hülsen davon machen die Suppe gallerartig und nahrhaft. Die Blätter kochen wie Spinat.

Zuckerrohr, obgleich in keiner großen Menge, ist in der Nachbarschaft von Sierra Leone entdeckt, von guter Art, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach vortrefflich fortkommen, so bald das Land, wo es gepflanzt ist, eine Zeitlang angebaut ist.

Der Seifenbaum (Sapintus saponaria L.) ist gewöhnlich in den Niederungen von Freetown mit einem Safte angefüllt, der in Farbe und Dauerhaftigkeit (gamboge) ähnelt. Er quillt nach dem geringsten Einschnitte hervor, und wird zäher, dicker und schwärzer. Das Holz ist stark und scheint zu mancherlei Gebrauch bequem zu seyn. Die Frucht ist beinahe

oval, noch einmal so dick als eines Mannes Faust. Die Rinde ist dick, fleischig und angenehm säuerlich. In dem Inwendigen findet man fünf bis neun Saamenkörner von der Größe einer Wallnuß, die eine öligte Substanz enthalten, die von den Eingebornen ausgezogen und mit Reis genossen wird.

Von Tamarinden finden sich hier viele Varietäten. Die Sammet- und weiße Tamarinden wachsen in Menge auf der Insel Bananas. Die weißen Tamarinden, die nicht gut schmecken, werden sehr vernachläßigt; der Baum ist aber zu mancherlei Behufe brauchbar. Die braunen Tamarinden sind süß und werden sehr geschätzt. Eine harte und unschmackhafte Frucht, die der Tamarinde ähnelt und von den Eingebornen gespeist wird, heist Massino.

Die Frucht des Feigenbaums wird hier kaum größer als eine Haselnuß, ist zwar angenehm, aber wegen der Menge von Insekten ungenießbar. Die einhemischen Feigen sind den eigentlichen Feigen nur in der Menge des sandigen Saamens ähnlich. Die Frucht hat die Größe eines Apfels, beinahe rund, und einen angenehmen Geschmack. Wenn sie vollkommen reif ist, so ist sie den europäischen Erdbeeren ähnlich. Der Baum kömmt in gutem Boden, auch in Waldungen fort.

Die Pflaumen sind bei weitem kleiner, als die europäischen, von einer gelben Farbe und angenehmen Geruche, aber etwas unschmackhaft. Die Eingebornen essen sie sehr gern. Der Baum, worauf sie wachsen, hat in gewisser Hinsicht Aehnlichkeit mit der Esche. Von gemeinen Pflaumen sind außer der bemerkten verschiedene Sorten. Sie enthalten gemeiniglich ein oder mehrere Kerne, und haben die Größe einer Haselnuß. Weil sie sich nicht sehr unterscheiden, so ist es genug, die Namen von sieben Arten anzuzeigen: 1) Besabis, 2) Drap, 3) Abube, 4) Machai oder Makander, 5) Maginț, 6) Malinta, 7) Wanibe. Wahrscheinlich ließen sich ihrer noch mehrere auffinden.

Die einheimischen Weintrauben sind ruud und schwarz, von einem säuerlichen Geschmacke. Sie könnten verbessert werden, doch nicht so, daß sie Trauben ähnlich würden; denn sie gehören zu einem ganz andern Geschlechte.

Sauerampfer enthält eine Säure, die der des wirklichen Sauerampfers ähnlich ist, hat übrigens keine Aehnlichkeit damit. Die Pflanze ist sehr gemein.

Kalkeloo, eine Pflanze, die, wenn sie gut zubereitet ist, die Stelle von Spinat vertritt. Sie wächst auf ausgerodetem Boden, und eine Menge davon zeigt einen guten Boden an. Die eingebornen Europäer und Ansiedler empfehlen sie.

Portulat findet sich häufig auf den Hügeln an der Küste. Drei Tage, nachdem er gesäet ist, kömmt er aus der Erde hervor. Man sagt, daß wenn er gestoßen ist, mit gutem Erfolge auf Wunden gelegt wird.

Mageapfel, mangifera indica, ist in Westindien sehr geschätzt. In Sierra Leone ist sie verschieden, aber weder in Größe noch Geruch dem Westindiaapfel desselben Namens nachzusetzen.

Lainito, Bumelia und Ibato oder Taubenpflaumen, drei westindische Früchte. Die letztere ist unschmackhaft, verbesser sich aber sehr durch die Kultur.

Antidesma hat den Geschmack von rothen Johannisbeeren, und Mantanka gleichfalls von ziemlicher Güte.

Die Kirschen übertreffen alle Früchte in Sierra Leone, und können am besten mit einem feinen Nektarine, einer Art Aprikosen, verglichen werden.

Der Brodfruchtbaum sieht in der Entfernung einem alten Apfelbaume am ähnlichsten. Eine Art davon wächst häufig an der Bulamküste und in niedrigen und sandigen Oertern. Die Frucht hat die Größe eines Apfels, und ist frisch, überaus gut und nahrs

haft, hat beinahe den Geschmack von Pfefferkuchen, verliert aber vieles davon, wenn sie alt wird.

Die Milchrahmfrucht ist größer und ganz rund. Zwei Früchte sind allezeit verbunden, und hängen an dem Ende eines kleinen Zweiges. Sie enthalten eine Menge von feinem weißen Saft, der dem Zucker oder der besten Milch ähnelt. Die Eingebornen lieben ihn außerordentlich und löschen ihren Durst damit. Der Baum wächst sehr hoch und ist sehr häufig, hauptsächlich auf den Banasinseln.

Eine Klasse von Pflanzen, welche die Botaniker Amonum nennen, ist mehr oder weniger gewürzreich, und wird in drei Gattungen abgetheilt. Zu der ersten gehören die, deren Kraft in den Wurzeln enthalten ist, und die man gewöhnlich Pfeffer nennt. Zu der zweiten die, deren Kraft in den kleinen Körnern liegt, z. B. Paradieskörner oder Molaguettapfeffer. Die dritte hat einen aromatischen Geruch in ihrem Saamen und heißen Kardamoms. Der eigentliche Pfeffer wächst im Lande der Susies, ob er gleich noch nicht in Sierra Leone gefunden ist. Von Malaguettapfeffer findet man hier verschiedene Arten: 1) Mabuba, wovon der Saamen ziemlich groß, länglich, und von einem angenehmen, aber schwachen Geruche ist. 2) Massaela, kleiner als der erste, übrigens ihm ziemlich ähnlich. Das Fleischige in der Hülse, wenn es frisch

ist, säuerlich. 3) Massa Amquona, wovon der Saame von derselben Art ist, als der vorher gemeldete, aber winklich und stechend. Die Blätter und Stengel sind mit dem feinsten Gewürz versehen, in Absicht auf Geruch und Geschmack. 4) Tossan ist der einheimische und wahre Malaguettapfeffer von Afrika und die Paradieskörner der Apotheken. Er übertrifft an Hitze alle Uebrigen.

Eine neue Art von Gewürznelken, die aber die Stelle der bekannten wohl schwerlich ersetzen dürfte.

Kaffeebäume von zweierlei Art.

Piper ethiopicum, ein bekanntes Gewürz, wächst auf hohen Bäumen in großer Menge auf den Bergen. Die Ansiedler und Eingebornen gebrauchen es statt des schwarzen Pfeffers.

Mabek, ein feines, aber nicht pikantes Gewürz, dessen Kraft vornemlich in der Hülse ist, wird von den Eingebornen zu mancherlei medizinischem Gebrauche angewendet.

Barreliera, eine kleine Pflanze, hat denselben Geruch wie Thimian und denselben Gebrauch.

Tomatos, womit die Eingebornen ihren Reis würzen, ist eckig und roth. Man glaubt, daß Kapsikums wild wachsen. Wegen der großen Nachfrage in England verdienen sie angebaut zu werden.

Offizinelle Pflanzen. Kola, eine berühmte Frucht, die von den Eingebornen sehr geschätzt wird, und der sie dieselbe Wirkung, die die Chinarinde hat, zuschreiben. Die Portugiesen gebrauchen sie in derselben Absicht, und schicken daher kleine Fahrzeuge längs der Küste, allen Kola zu sammeln, den sie bekommen können.

Von der Chinarinde (Cortex peruvianus L.) hat man eine neue Art entdeckt, die vielleicht so nützlich seyn wird, als die bekannte. Die Eingebornen bedienen sich ihrer zur gleichen Absicht.

Die Staude, wovon Kastoröl gewonnrn wird, wächst allenthalben in Sierra Leone. Die afrikanische Kassia ist mit der in Westindien sehr verwandt, und wird, wie man glaubt, nicht minder nutzbar seyn.

Was die Farben anbetrifft, so kann gelb aus dem Brodfruchtbaum, und blau aus Indigo erhalten werden. Schwarz und roth kann von andern Pflanzen gewonnen werden. Gummi Kopal und Gummi Senegal, gemeiniglich in den Apotheken für arabisches Gummi verkauft, gehört zu den vorzüglichsten Gummis auf der Küste.

Baumwolle wächst in Menge in Sierra Leone, wie die Seidenbaumwolle unter den Baumwollenfrüchten.

Die Eingebornen machen aus der Rinde von Mahant (Mahana conocarpus erecta L.) Stricke und Peitschen, und aus den Wurzeln der Mangebäume Bast zu Matten.

Tabak wächst wild und wird von den Negern nicht gebaut. In der Mineralogie dieses Landes sind bis jetzt noch keine großen Fortschritte geschehen. Edelsteine scheint es hier nicht zu geben. Das Gold, was die Weiber tragen, kömmt aus dem innern Afrika. Magnete giebt in den gebirgigen Gegenden, die gewiß auch an Metallen nicht leer sind. Südlich von Sierra Leone wird weißes Eisen gefunden, das sich gut schmieden läßt. Die Eingebornen fertigen daraus Messer und Säbel, und ziehen es dem europäischen vor.

Der Handel ist bis jetzt noch sehr unbedeutend. Die afrikanischen Produkte, die man nach England gebracht hat, betragen nur wenige tausend Pfund Sterling an Werth. Man schmeichelt sich, daß von der Abschaffung des Sklavenhandels, der sonst 2000 Seelen von Sierra Leone bis Kap Mont wegnahm, ein größerer Handel wird getrieben werden können. Denn wenn die Afrikaner erst sehen werden, daß für die europäischen Waaeen nichts als Produkte ihres Landes und Fleißes angenommen werden, so werden diese nothwendig sich vermehren. Schon jetzt zeigen sie sich geneigt, den Boden anzubauen, wenn es ihnen nicht

an Ermunterung fehlt; und sollte der Sklavenhandel ihnen nichts mehr einbringen, so wird der Anbau zunehmen, und Sierra Leone das Beispiel abgeben, nach welchem man sich im übrigen Afrika richten wird. Die afrikanische Gesellschaft hat in dem Handel verschiedene Verbesserungen gemacht, schickt, obgleich jetzt mit ihrem Schaden, bessere Waaren nach Afrika, als sonst Sitte war, macht den Chefs, mit denen sie in Verbindung steht, kleine Geschenke von Rum, hat geprägte Münze eingeführt, und Dollars, die einen leicht zu berechnenden und beständigen Werth haben, statt Stangen (bars) zum Maaßstabe bei ihrem Handel angenommen. Bar war ursprünglich so viel als bar if iron, eine Stange Eisen, einer der gewöhnlichsten Handelsartikel, der 3 Schille Sterling oder 20 Groschen werth seyn mochte. Weil aber der Werth veränderlich war, so entstand daraus viele Verwirrung und Anlaß zu Betrügereien.

Der Fluß Sierra Leone theilt zwei Königreiche, wovon das gegen Norden Burlon, und das gegen Süden Bourn heißt. Die Residenz des letztern ist 6 Meilen von der Mündung, in einem Dorfe von 300 Häusern und 6 bis 700 Mann, die Waffen tragen können. 1666 soll hier ein kristlicher König regiert haben.

Unsre Seefahrer nennen die Küste zwischen Sierra Leone und Kap Palmas the windward coast, Küste

an der Winterseite. Im engern Sinne führt diesen Namen die Küste vom Kap Monte bis an Kap Palmas. Die Küste hat von der See zu ein schönes Ansehen, da sie mit immer grünenden Bäumen bedeckt ist. Reis, Baumwolle und Indigo von der besten Sorte, nebst einer Menge von Wurzelgewächsen, als Yams, Kasara, Batatten u. s. sind ihre Produkte. Der Reis wird dem aus Karolina vorgezogen, und wächst in solcher Zahl, daß Europa allein von hieraus damit versehen werden könnte. Die Baumwolle ist gleichfalls sehr fein. Die vielen schönen Flüsse, die es bewässern und fruchtbar machen, können in kleinen Fahrzeugen eine ziemliche Strecke herauf gefahren werden. Die Eingebornen sind stark und tapfer, vorzüglich um Setreku, wo sie sich beständig mit der Jagd und Fischerei beschäftigen. Sie können viele Meilen schwimmen und fast zu einer jeden Tiefe untertauchen. Eisen oder andre Sachen, die man über Bord wtrft, werden von ihnen wieder herauf geholt. Ihre Kanoes sind schmal, wiegen nicht über 28 Pfund, und führen selten mehr als zwei oder drei Menschen; demungeachtet wagen sie sich damit wohl zwei Meilen weit von der Küste aufs Meer. Wenn bei stürmischen Wetter das Wasser die Kanoes anfüllt, so springen sie ins Meer, fassen das Kanoe bei den beiden Enden an, schütten das Wasser aus, setzen sich wieder ein mit großer Behendigkeit, und werfen mit einer kleinen dazu gemachten Schaufel das übrige Wasser heraus.

Ihre Häuser sind reinlich, und ihre Speisen werden ordentlich zubereitet. Das Hornvieh ist klein. Das Elfenbein vornemlich um Kap Lahoe ist sehr fein. Dieses nnd Malaquetapfeffer sind die Waaren, die sich zum Handel anbieten. Weil sie selten Kriege führen, so erhalten die Europäer nicht viel Sklaven, und sie haben es auch nicht der Mühe werth gehalten, Niederlassungen anzulegen. Die Schiffe, die hier handeln wollen, brennen eine Kanoe los, worauf die Neger, wenn sie Sklaven zu verkaufen haben, ein Feuer anzünden. Boote werden dann sogleich in die Gegend, wo das Feuer gesehen wird, abgeschickt, und diese suchen in den Dörfern, an dem Ufer der Flüsse die Sklaven auf, die sie erhandeln können. Die Boote sind wohl 14 Tage bis 3 Wochen abwesend, und kommen mit 8 oder 12 Negern zurück. Ein Boot hat nicht über 3 oder 4 Mann Gefangene. Bisweilen bringen die Eingebornen selbst die Sklaven, die sie verkaufen wollen, am Bord der Schiffe. Den verkauften Menschen werden Verbrechen vorgeworfen, mehrentheils angedichtet; denn wahrscheinlich sind die mehrsten geraubt.

Das Land von Sierra Leone bis Kap Apollonia, zwei oder drei Vorgebirge und die Gegend um Durim ausgenommen, ist niedrig, mit Bäumen besetzt, ohne Baien und Einlässe. Weil das Meer hohe Brandungen macht, über die nur Negerkances gehen können,

ist das Anlanden sehr schwer. Die Tiefe ist ziemlich gleich, nemlich 14 Faden eine Meile vom Ufer. Vertrag wird geschlossen, wenn man ein wenig Salzwasser ins Auge tröpfelt, oder in den Mund nimmt und wieder ausspeiet. Wenn dieses von beiden Seiten geschieht, so läßt man sich auf den Handel ein.

Vom Kap Sierra Leone bis an Kap Monte rechnet man 45 Meilen. Die Sandbank St. Anna ist gefährlich und die Schiffer müssen sie vermeiden.

An dem Ausflusse des sehr beträchtlichen und tief aus dem Lande kommenden Flusses Madre Bomba ist eine lange, aber nicht breite Insel, St. Anna, deren westliche Spitze Kap St. Anna heißt. Die Engländer hatten am Ausflusse ehedem ein Fort, wodurch sie sich Meister von dem Handel zur See gemacht hatten, und wo sie keine andern Europäer zuließen. Sie bedienen dabei der Portugiesen, die an der Küste und tiefer ins Land sich niedergelassen haben, zu Mäklern.

Rio des Galhinas hat von der großen Hühnerzucht, welche die Neger treiben, worin sie durch die reine Luft und das vortreffliche Wasser begünstigt werden, den Namen. Man baut viel Mais und Hirse. Die Holländer hatten hier ehemals ein kleines Komtoir.

Lago di Monte im 10° 39′ nördlicher Breite und 7°. 30′ westlicher Länge von Ferro. Die Küste ist nie-

drig. Der König wohnt 10 Meilen tief ins Land, und wird von dem König von Boura als Oberherr anerkannt. Die Europäer die hinr handeln, bezahlen ihm eine kleine Abgabe unter dem Namen eines Zolles. Die Franzosen hatten hier noch zu Anfange des 17ten Jahrhunderts eine Niederlassung. Der bei diesem Kap von Nordost kommende und südostwärts sich ins Meer ergießende Fluß, kann nur von Schaluppen und Kanoes befahren werden. Die vielen Bäche und Quellen um ihn herum, machen das Land sehr fruchtbar. Nicht mehr als 100 Schritte von der Küste, ist eine mehrere Meilen lange Ebne, die gegen Süden durch das Kap, gegen Norden durch einen Wald von hochstämmigen Bäumen begrenzt wird. Auf den Wiesen springen Rinder, Ziegen, Schweine, unter Hirschen, Rehen und Gazellen herum. An allen Seiten sind Dörfer, um welche Federvieh in unzähliger Menge ist. Hirse, Reis, Mais, Erbsen, Bohnen und alle Früchte stehen damit im Verhältniß, die mit vielem Fleiße angebaut werden. Die Einwohner sind auch geschickt im Salzkochen. Küste und Flüsse sind voll von Fischen. Der Palmwein ist vortrefflich. Da das Land durch eine unzählige Menge von Flüssen durchschnitten ist, und durch die Nord- Nordost- und Ostwinde, die Tag und Nacht regelmäßig auf einander folgen, erfrischt wird, so ist die Luft, obgleich hier beinahe die Mitte des heißen Himmelsstrichs ist, dennoch sehr gemäßigt. Die Engländer, Holländer und übrigen Eu-

ropäer kaufen Elfenbein, Löwen- Panzer- und andere Häute, Sklaven, Matten, Pagnen die sehr hübsch und von schöner gelber Farbe sind, und Gold, das von den Mandingos aus dem Innern gebracht wird. Das rothe Färbeholz wurde eine Zeitlang dem Fernambukholze von Brasilien vorgezogen, und von den Engländern eingehandelt. Die Sklaven, deren man hier sonst wohl 1500 erhalten konnte, werden von den Mandingos hergebracht, die sie in dem Innern von Afrika koufen. Der König und seine Beamten verkaufen nur solche Unterthanen, die ein Verbrechen das mit der Todesstrafe gebüßt werden sollte, begangen haben. Jetzt hat dieser Handel sehr abgenommen, daß die Einwohner nur wenig Reis gegen Branntewein und Nürnberger Waaren an die Europäer eintauschen.

Kap Mesurado, an einem großen und reißenden Flusse Mesurado oder Rio Duro, der mit dem Gambia verbunden seyn soll, 6° 34′ nördlicher Breite, 13½ Meile südöstlich von Monte an einer gesunden Küste, wo guter Ankergrund ist. Die Engländer pflegen hier Holz, Wasser und Reis einzunehmen. Es können aber nur kleine Fahrzeuge den Fluß hinaufgehen. Von Mesurado bis an den Fluß Sehtern, sind 30 Meilen südöstlich. Dazwischen ergießen sich die Flüsse Junko im 5° 5′ nördlicher Breite, und 9° 10 Minuten, westlicher Länge, und Tabo ins Meer. Am Flusse Septern, sahen einst die Portugiesen zuerst

den kleinen Pfeffer, Paradieskörner, Mallaghata oder Managueta genannt, woher die Küste den Namen hat. Hier fangen auch einige Erdbeschreiber die eigentliche Pfefferküste an, und erstrecken sie bis Kap Palmas.

Der Fluß Sehtra kommt von Nordnordwest, und hat einen sehr langen Lauf. Sein Ufer ist an beiden Seiten mit großen Bäumen besetzt. Kleine Fahrzeuge können 15 Meilen hinaufgehen, wo er nur für Kanoes fahrbar wird. Man sieht noch Trümmer eines englischen Komtoirs. Die Brandung ist nicht sehr gefährlich, und man kann sich mit Schaluppen in den Fluß wagen. Die Neger sind groß, wohlgebildet und stark. Den Brantwein lieben sie sehr, und lassen sich damit zu vielen Diensten bewegen. Die von dem Neger am meisten geliebte Frau wird, wenn der Mann gestorben ist, feierlich in Gegenwart vieler Zuschauer und unter Aufsicht der Priester getödtet und in die Grube ihres Mannes geworfen.

Das vornehmste Produkt ist der Guinea oder Malaguettapfeffer, den die Einwohner an die benachbarten Nazionen und die Europäer, namentlich die Engländer verkaufen. Außerdem besteht der Handel in Elfenbein und Sklaven.

Die Stadt Sestre ist groß und die Häuser 4 Fuß hoch über die Erde erbaut. In der Höhe ist das erste

Zimmer mit Matten von Baumrinden gedeckt, auf Pfeiler gestützt, und in der Mitte steht ein Kohlenfeuer, um die Insekten und Würmer zu vertreiben, nnd Reis und Hirse zu trocknen. Die zweite Etage dient zu einem Waarenlager und geht kegelförmig in die Höhe. Daher die Stadt in der Entfernung einem Haufen von Thurmspitzen ähnlich sieht, deren jede allein sieht.

In dieser und andern Städten hier herum, ist ein Palaverzimmer, wo das Volk zusammenkömmt, sich zu berathschlagen, oder öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln. Es ist vier Fuß hoch von der Erde, und oben gegen Regen gedeckt.

Der König und seine Untrrthanen, Vornehme und Geringe, kommen hier zusammen, und rauchen vom Morgen bis zum Abend. Hier ist auch der Marktplatz.

Die Einwohner sind höflich gegen Fremde, aber scheu gegen die Engländer. Die Lebensmittel sind ziemlich theuer, Reis ausgenommen.

Der Fluß Sestre bis an den Fluß Sanguin sind 9 Meilen, im fünftrn Grad 12′ nördlicher Breite 120 westlicher Länge. An der Küste ist ein großes Dorf, sehr angenehm zwischen hohen Bäumen gelegen, womit der Fluß an beiden Seiten geziert ist. Die Küste

bis nach Kap de Pälmas, ist durch viele große und kleine Flüsse bewässert, an deren Ausflusse Dörfer gleiches Namens liegen, als Sestrekrů, Ketakrů, Setrekrů. Hier sind die Häuser auf Pfählen, fünf Fuß hoch über die Erde gebaut, theils gegen die aus der Erde aufsteigenden schädlichen Dünste, theils gegen wilde Thiere. Reis und Palmöl ist das gewöhnliche Essen, selbst des Königs, und eine Muschelschaale vertritt die Stelle des Löffels. Malaguetta Pfeffer und Ananas, werden hier verkauft. Weiße Menschen kommen selten hierher, und werden, wenn sie sich einmal sehen lassen, als Wunderthiere angestaunt.

Die Neger reden hier eine sehr schwere Sprache, und man macht sich ihnen durch Zeichen verständlich. Sie verstehen die Kunst das Eisen zu härten, sind weniger bekleidet als andre Neger. Sie halten viel Vieh, mehr zum Handel als zum eigenen Gebrauch, denn sie nähren sich von Fischen und Früchten.

Das Kap Palmas liegt im 4ten Grad 10′ nördlicher Breite, und 12ten Grad 30′ westlicher Länge.

Die Zahl der erhandelten Sklaven auf der Küste von Kap Monte bis Kap Palmas, wird in den neuern Registern zu 3000 angegeben.

Die Zahn- oder Elfenbeinküste erstreckt sich vom Kap dos Palmas bis an Kap de tres puntas in öst-

licher Richtung gegen 80 Meilen lang, und hat den Namen von den vielen Elefantenzähnen, die man daselbst findet.

Die Neger bis an das Dorf Druin, haben von ihrem schlechten Betragen Malos gentes bekommen. Vielleicht aber sind die Europäer selbst Schuld an ihrer schlechten Aufnahme. Die Engländer hatten, als Smith hierher segelte, so viele Menschen gestohlen, daß keiner sich auf ein Schiff begeben wollte, das eine englische Flagge führte. Sein Schiff steckte daher die französische Flagge auf, und die am Bord bedienten sich der französischen Sprache, um die Eingebornen aufs Schiff zu locken. Sie stehlen, was sie auf die Seite bringen können, und wenn ihnen irgend etwas abgeschlagen wird, so verlassen sie unzufrieden das Schiff und lassen keinen wieder auf dasselbe kommen. Wenn sie Feuergewehr merken, so begeben sie sich augenblicklich in ihre Kanoes und können nicht dahin gebracht werden, wieder zurückzukehren. Würden sie sich davor fürchten, wenn sie nicht die Gewalt desselben empfunden hätten? Die Boote, die zum Handel ans Ufer abgesendet werden, müssen 40 bis 50 Yards davon vor Anker gehen, und abwarten, daß die Kanoes zu ihnen kommen. Sie verheelen es nicht, daß ihnen Menschenfleisch angenehm schmecke.

An der Mündung der Flüsse sind Dörfer Grue, Tabo, klein Tabo, groß Druin oder Drewin, Botru,

Kap

Kap la Hon, Kap Apolonia, Vollou; die Flüsse führen dieselben Namen. Weil die Einwohner keine Europäer ans Land lassen, so geschieht der Handel am Bord der Schiffe, der ungeachtet dieses Hindernisses wichtig ist. Bei St. Andree werden Zähne 200 Pfund schwer, Pagnen, Häute, Baumwolle und Gold eingehandelt. Das Land ist mit einer Menge von Thieren aller Art angefüllt, unter denen eines, Guogello genannt, der nähern Untersuchung werth wäre. Das Land trägt Zuckerrohr, das von Elefanten ausgesogen wird. Hin und wieder prangen Waldungen von Palmen, Orangen, Zitronen, Nuß- und andern Bäumen, die ohne Kultur vortreffliche Früchte hervorbringen. Reis, Hirse, Mais, Batatten, Bananen, Feigen, Ziegen, Schaafe, Schweine und Vögel, sind in einem so großen Ueberflusse, daß man sie um einen äußerst billigen Preis bekommen kann. Oestlich vom Kap Laho im 5° 10′ nördlicher Breite, wohnen die Neger bonos gentes, oder wie die Holländer sie nennen, Quaquas. Dieses Wort bezeichnet: „willkommen!" Die Neger fertigen von der Baumwolle, die sie in großer Menge einsammeln, blau und weißgestreifte Pagnen.

Baumwolle und Indigo wachsen wild, die Weiber tragen viel von den dasigen Fabrikanten, sehr zierlich gearbeiteten Goldschmuck in ihren Haaren, an ihrem Halse, Armen und Lenden, der ihnen aber von

ihren Männern abgerissen wird, wenn sie europäische Waaren davor eintauschen können.

Die Furcht der Eingebornen auf die europäischen Schiffe zu kommen, hat aller Wahrscheinlichkeit nach, den Grund in Mißhandlungen, die sie darauf erfahren haben. Smith selbst gesteht, daß sie sich nie einem englischen Schiffe nähern, aus Furcht in Sklaverei geschleppt zu werden.

Man findet hier die ostindische Sitte, daß der Sohn das Handwerk seines Vaters treibt, z. B. ein Weber, wenn es der Vater war, von dieser Sitte wird nie abgewichen. Sie ist aber für die Vervollkommnung der Künste sehr nachtheilig gewesen; denn diese sind noch in ihrer Kindheit. Ein gemeines Schloß ist eine solche Merkwürdigkeit, daß man aus dem ganzen Lande zusammenkömmt, um es in Augenschein zu nehmen. Eine Uhr wird noch mehr von ihnen bewundert, und wie es möglich ist, auf Papier andern seine Gedanken mitzutheilen, übersteigt ihre Fassungskraft.

Wenn die Eingebornen Sklaven zu verkaufen haben, so zünden sie ein Feuer an. Die anlegenden Schiffe geben auf die Signale Achtung und senden offne Boote ab, die sich wohl an die 20 Meilen und auf 7 Wochen von den Schiffen entfernen. Viele von

diesen Booten mit der Mannschaft gehn verloren. Die, welche die Flüsse hinaufgehen, sind noch größern Gefahren ausgesetzt. Die Boote bringen drei oder Sklaven auf einmal an die Schiffe. Bisweilen kommen die Einwohner selbst mit Sklaven am Bord.

Von Kap Palmas bis Kap Appolonia, werden jährlich tausend Sklaven von den Europäern weggebracht.

Die Goldküste beginnt bei dem Flusse Sukre, Rio Suairo da Kosta, und erstreckt sich 47 Meilen in die Länge von Osten nach Westen, nämlich bis an Rio da Volta. Wenn jetzt nicht mehr der tausendste Theil an Gold aus dieser Landschaft gewonnen wird, so ist die Ursache nicht darin zu suchen, daß sie nicht so reich an Golde sey als ehemals, sondern, daß Millionen Menschen ermordet, ganze Nazionen ausgerottet, und die Akimer, welche eigentlich die Kunst Gold zu graben verstunden, seit 1747 aus dem Lande gewichen sind.

Die Tornados, von den Spaniern Travadoes genannt, sind fürchterliche Stürme zur See, von Norden und Nordost, die sich durch allmählige Verdunkelung des Himmels gegen die Windseite, und fürchterliche Blitze und Donnerschläge einige Stunden vorher anmelden und in Regen und Stille endigen. Sie

halten nicht über 3 oder 4 Stunden an, erstrecken sich niemals weit. Die Air Matans oder Hermatans wehen von Osten um Johannis und Weihnachten, selten mit Blitz und Donner, wie die Tarnados, sondern mit Nebeln verbunden, dauern 3 oder 4 Stunden, und hören mit dem Regen auf. Sie sind mehr der Küste von Benin, als der Goldküste eigen. Die Hermatanzeit dauert vom Dezember bis Januar. Während derselben herrscht ein trockner Nebel oder Erdrauch, der dick ist, daß man nicht über 100 Schritte weit sehen kann, aber eine dem unsrigen Nebelgang entgegrngesetzte Eigenschaft hat. Denn in eben dem Grade, in welchem dieser feucht ist, ist jener trocken. Die Regenzeit fängt mit dem April an, um einen Monat früher als in Sierra Lione, und süd- und südöstliche Winde gehen vorher. Während des Regens ist der Wind östlich sonst westlich, dreht sich aber am Tage etwas südlich, und des Nachts nördlich. Jener heißt der See, dieser der Landwind. Obgleich man dee Regenzeit sechs Monate, April bis Oktober oder November, beilegt, so ist dieses nicht so zu verstehen, daß es alsdann beständig oder jeden Tag regnet. Zwei von diesen Monaten ist neblichtes Wetter, zwei regnet es, und zwei ist es windig. Die Jahrszeiten, die regnigten und trocknen, nehmen auch nicht jedes Jahr um dieselbe Zeit ihren Anfang. Zudem ist manchmal bei einer kleinen Entfernung ein großer Unterschied in der Witterung. So regnet es in Axim wenigstens sechs

Monate; daher auch die Früchte, Reis und Baumwolle ausgenommen, nicht sonderlich fortkommen.

Die größte Hitze bemerkte ich am Rio Volta, wo das Thermometer im Zimmer bisweilen auf 95½° stand. Im Freien würde es über 134° gestiegen seyn, welche die Hitze, die Andanson am Senegal beobachtete, weit übersteigt.

Von den Säugthieren giebt es hier eine außerordentliche Menge von Affen, und die verschiedendsten Spielarten derselben. Man unterscheidet vorzüglich 3 Arten, wovon die größte beinahe Mannshoch ist. Einige sind groß, wie Wasserhühner, andere mittelmäßiger Statur, wie gemeine Mausekatzen, andere so klein, wie Schooshündchen. Igel sind nicht in Menge, werden zwei ½ Fuß hoch, haben scharfe Zähne, sind an Kopf, Stacheln und ganzen Leibe ungleich größer, als die Europäischen, heißen Cottoco, und eine etwas kleinere Art Pense.

Fledermäuse hängen sich in den Affenbäumen, machen des Nachts ein fürchterliches Geschrei, das man durch Hayn, hi, i, i, ausdrücken kann, sind des Tags über ohnmächtig. Hasen sind nur halb so groß, als die europäischen. Verschiedene Arten von Mäusen und Ratten, oder ihnen ähnliche Thiere. Zibethkatze, (Viverra zibetha. L.) von den Negern Kankom, von

den Portugiesen Gato de Agalia genannt, werden von den Europäern jung gekauft.

Zu der Viverrengattung gehört das schon von Losman beschriebene und in Kupfer gestochne Thier, Faulthier, von den Negern Potto genannt. Es scheint dasselbe zu seyn, das Zimmermann, Winkelschwanz Viverra cautivolvola und mit einem von den Holländern, die es in Surinam und Berbize angetroffen, belegten Namen, ebenfalls Potto nennt, und so beschreibt, wie er bei Boemann abgebildet ist, obgleich Afrika nicht als die Heimath des Thieres angesehn wird. Die Hunde können nicht bellen, wie die europäischen, sondern geben nur ein Geheul von sich, werden nicht zum Jagen gebraucht, können auch nicht dazu abgerichtet werden. Wenn sie drei oder viermal geworfen haben, verlieren sie alle Stimme. Die Schakals Boshond (Canis aureus. L.) nicht, wie Ifert sagt, Canis carcharias, fallen Thiere und Menschen an; die sie im Maule fortschleppen, um sie in Ruhe zu verzehren, scheinen bei den Einheimischen Abaku und Assan zu heißen, woraus vielleicht Buffons Adive entstanden ist. Es ist der in der ganzen Levante bekannte Schakal oder Goldwolf, hier nur größer als der in Sirien. Nach ihm sind hier Panther und Leoparden die furchtbarsten und zahlreichsten Raubthierr. Löwen giebt es äußerst wenige. Die Pferde sind sehr klein und häßlich gebaut. Man findet sie nicht an

der Küste, sondern tiefer im Lande. Die Esel sind etwas größer, als die Pferde, und in ihrer Art, bes ser. Die Neger bedienen sich ihrer zum Lasttragen, nicht zum Reiteu. Schaafe, Ziegen, haben glatte Haare. Hirsche, Rehe, Antelopen sah ich in unge heurer Menge bei Tausenden zusammen; von verschie denen Arten, unter denen eine so klein als ein Schoos hund, aber doch überaus zierlich ist, Ava genannt — die Zwerg-Antelope. Man sieht nur Stiere und Kühe; denn die Neger verstehen nicht, jene Ochsen zu schnei den. Büffel weit größer als polnische Ochsen. Die von den Negern gezogenen Schweine werden nicht fett, besser die von den Europäern. Elefanten sind nicht blos an der Zahnküste, sondern auch an der Goldküste in Anle, Awine und andern Provinzen einheimisch. Zwischen Anle und Akra sind sie nicht so häufig, weil dieses Land ziemlich bevölkert ist.

Unter den Vögeln sind hier einheimisch, das Huhn, Putter und Taube, diese aber nur in europäischen Wirthschaften. Fasanen, Wachteln, Rebhühner in großer Menge, eben so die wilden Enten, unter ihnen vorzüglich die (Anas vidunta. L.) Turteltauben und Schnepfen. Korn oder Fetizvogel, wegen einer großen Kuppe rder gelben Krone, auf dem Kopfe, und weil er als Fetisch angesehen wird und nicht geschossen wer den darf; Papagai, von vielen Arten, zieht in Heer den, die durch das Geschrei der Affen von den Bäu

men verscheucht wird (Psittacus pullarius. L.); Reiher von verschiedenen Gattungen; Adler, Falken, Konturs.

Es ist falsch, daß die Vögel der heißen Zone nicht singen. Die Nachtigall hörte ich hier eben so lieblich schlagen, als in Europa, und der Gesang des Rohrsängers, Notacilla curuca L., ist von dem eines ähnlichen Vogels in Europa nicht viel unterschieden.

Kröten sah ich hier von fürchterlicher Größe; Frösche, Eidechsen in ungeheurer Menge; Krokodille, Kaimanns in allen Flüssen; Salamander, Schlangen der verschiedensten Arten auf jedem Fußtritte. Ich selbst sahe deren von 50 und 40 Fuß Länge. In ihren Eingeweiden findet man nicht nur Rehe und andere Thiere, sondern auch Menschen. Die meisten davon sind giftig, und wer das Unglück hat, von ihnen gebissen zu werden, kömmt selten mit dem Leben davon. Eine Art würgt Menschen und Thiere und überzieht ihr gewürgtes Schlachtopfer mit ihrem Geifer, der es in kurzer Zeit so mürbe macht, wie gebraten, ehe sie es verzehrt.

Von den Fischen sah ich Hechte, Schollen, Steinbutte, Plattfisch, Goldfisch oder Dorado, Lippfisch, Makrele, Roche, Störe, Harder, Batavia oder Battabia in der Landessprache, einer von den eßbaren

Flußfischen, nicht wie ein Barsch, vielmehr wie eine Karausche. Schwerdfische, Sardelle, Rothfisch, Hayfisch, letztere haschen begierig nach Leichen, welche von den Schiffen über Bord geworfen werden, halbjährige Kinder nnd Färkel verschlingen sie ganz; fliegende Fische, Seeschwalben.

Von den Insekten fiel mir vorzüglich auf, der Krebs; die Kratte, Hummerrs, größer als die Europäischen; Skorpionen; Spinne, Biene, und ihr Produkt, wachs; Grille, spanische Fliege, Heuschrecken bemerkte ich über 20 Arten. Mücken, Muskilos in einer so ungeheuern Menge, daß die Einwohner zur Nachtszeit ihren empfindlichen Stichen auszuweichen, sich in den Sand vergraben; weiße Ameisen termes fatalis, deren Bau ich schon erwähnt habe.

Der Guianawurm ist sehr häufig, Pfahlwurm teredo. Austern sah ich über einen Fuß lang, eine hat mehr Fleisch als sechs oder sieben in England, kleinere hängen sich an die Zweige der am Ufer stehenden Mangebäume. Sumpfschnecke Helix varie; Muscheln, davon die Schaale die Kalk verbrennt wird; rothe Korallen (Isis nobilis L.)

Die Palmen werden auf mancherlei Art genützt. Der Saft davon ist ein tägliches Getränk; das Oel dient zur Arznei, Speise und Lampenöl; das Holz zur

Feurung, die Zweige zu Dächern, die Blätter zum Zwirn, womit die Neger ihre Kleider, Stricke und andre Sachen machen. Die Oelpalme (Elais guineensis L.), die Kokospalme erreicht eine Höhe von 50 Fuß, und die Frucht wird von den Negern gegessen; man findet besondere Arten davon. Limone (Citrus medica L.), Orange, Zitronen, Brambas genannt, nicht so groß, aber saftiger und von dünnerer Schaale, als die spanische. Papaya oder Popau, halb so groß als eine Kokosnuß (Caeica papaya L.). Tamarinde, Guavabaum, Zimmtbaum, Granaten, Kormandinapfel, Weinstöcke, sind schon von den Portugiesen aus der Thomasinsel hieher verpflanzt. Kolanußbaum, Erbsenbaum (Robinia species nova), Drachenbaum (Draco), Talgbaum, Feigenbaum (Ficus indica), Affenbrodbaum (Adansonis digitata), wovon ich mehrere Arten bemerkte. Mangrovebaum oder Mangebaum (Rhizophora mangle), Zedern, Tulpenbaum, Pifangs, Bakoven oder Bako (Musa sapientum.).

Unter den Sträuchen zeichnet sich der Pfeffer durch mehrere Arten aus. Zuckerrohr, in der Landessprache Agwire, woraus die Neger keinen Zucker bereiten, sondern den Saft ausziehen, ihren Durst zu stillen; Kokopflaumen (Chrysobalanus Icao L.); brasilische Winde (Convolvulus brasiliensis L.); lobäische Skävola (Scaevola lobelia L. q.); Baumwolle, Seidenbaumwolle (bombyx pentandrum); eßbarer

Ibisch (hibiscus esculentus); lindenartiger Ibisch (hibiscus tiliaceus L.); Peitschenstrauch (Flagellaria indica L.), ein aloeartiges Gewächs, vielleicht Pandanus adoratissimus; Corchorus olitorius, Cleome pentaphylla L.

Zu den Kräutern des Landes gehören vorzüglich die Ignames, Yams, Enjamos, Egin, von der Gestalt einer europäischen Rübe. Stockjams (Intropha mannihot L.), Batatte, Patate, kleiner als Igname; Bohnen von verschiedener Art, die wie Vitsbohnen wachsen; Kriechbohnen; Grundbohnen, die unter der Erde wachsen und aus Angola hieher verpflanzt sind. Große Bohnen (deligos lignosus B. O.), Ananas, Anassas, Melone, Tabak im Ueberfluß von der schlechtesten Sorte. Die Neger rauchen ihn so gern, daß sie lieber Hunger leiden, als ihn entbehren; Balsaminen, Gartenblumen; gloriosa superba, eine Blume; Pistia stratiotes, eine Art Wurzeln, wovon die eine Bignonia, die andre eine Tubernae montana ist, und die zum Blaufärben gebraucht wird; Ingwer, wahrer und unächter.

Gräser: Indische Hirse oder große und kleine Milie, sind wahrscheinlich von den Portugiesen hieher verpflanzt. Reis, mehr im Innern des Landes, als an der Küste. Binsen mannshoch, Schilf (typha australis), eine Art spanisch Rohr. Gumeagras wächst

13 Fuß hoch im Durchschnitt, und erreicht diese Höhe in fünf Monaten. Die Vegetazion vieler andern Pflanzen ist eben so geschwind, und ihm gleicht nur die Schnelligkeit, womit eben dieselben aus natürlichen und zufälligen Ursachen wieder vergehen. Wenn Bäume und Holzungen durch Tornados oder Feuer zum Theil zerstört werden, so wird der Rest durch viele wirkende Ursachen bald ganz aufgelöst. Haben die Einwohner einen Ort verlassen, wie dieses oft geschieht, so wird in zwei oder drei Jahren alles mit sehr dickem Holze bewachsen, und kein Merkmal der alten Häuser bleibt übrig, wenn sie nicht von Eisenholze erbaut waren.

Das Mineralreich ist auch an diesem Theile der afrikanischen Küste am wenigsten untersucht. Das Gold scheint die Europäer so sehr geblendet zu haben, daß sie sich um andre Mineralien fast gar nicht bekümmerten.

Das Gold wird aus dem Meersande, der in Trögen gesammelt und mit darauf gefülltem Wasser umgerührt wird, gewaschen, wo das Gold am Boden sitzen bleibt. Höher im Lande wird es an und in den Bergen gegraben. Die Erde enthält gemeiniglich Gold, wenn man nur eine Elle tief gegraben hat. Findet man auf zehn Ellen Tiefe keine reichhaltige Erde, so gräbt man an einer andern Stelle. Die Löcher wer-

den wohl 20 Fuß tief in die Erde gemacht, oder bis die Erde nachschießt. Auch gräbt man seitwärts. Zu einer Mine sind wenigstens 40 Arbeiter nöthig. Durch das Schlemmen werden die Goldkörner von dem Sande gesäubert. Das Goldwaschen wird nur von den Weibern verrichtet, die vermöge der Religion oder der Gesetze des Landes sich nur sechs Wochen des Jahrs damit beschäftigen. Die Negerinnen bei La Mine waschen den Sand nach heftigem Regen, der die Goldkörner von den Bergen herabspühlt. Bisweilen findet man Goldstücke, die eine oder mehr Unzen schwer sind, auch wohl ganze Klumpen.

Der König von Assiante soll ein Bergwerk unterhalten, in welchem Sklaven arbeiten, die ihm jeder zwei Unzen Goldes täglich bringen müssen. Goldadern, aber nicht sehr ergiebige, finden sich in der Landschaft Accania oder Akim, fünf Tagereisen von Kristiansburg, der dänischen Niederlassung. Das Land, welches die reichsten Goldbergwerke hat, und woraus Gold nach dem Strande gebracht wird, ist noch 12 Tagereisen von Akim entfernt, Akabl, von Akasern bewohnt. Da das Gold von den Negern mit Silber und Kupfer oft vermischt, und auch Silber falsches Gold gemacht wird, so existiren auch diese Mineralien im Lande.

Salz wird aus dem Meerwasser durchs Kochen in kupfernen oder irdenen Kesseln, oder durchs Ausdün-

sten in Gruben gewonnen, und ist sehr fein und weiß. Weil tiefer im Lande Mangel daran ist, so wird ein einträglicher Handel damit getrieben, der aber, weil die Menschenzahl dort nicht mehr so groß ist, abgenommen hat.

Zu der Goldküste gehören 11 Provinzen, wovon 7 Königreiche und die übrigen wie Republiken zu betrachten sind. Die Europäer haben auf dieser die meisten Besitzungen, und führen jährlich 10000 Sklaven aus, die sich von allen übrigen durch Festigkeit des Körpers, einen rohen, wilden Karakter, Thätigkeit, Muth und Beharrlichkeit auszeichnen.

Axim, $4\frac{1}{4}$ Meile lang, hat einen Ueberfluß an Reis, Annanas, Wassermelonen, Bananas, Limonien und andre Vegetabilien. Das Land ist beständigem Regen ausgesetzt; Reis wird in die benachbarten Länder ausgeführt, und Palmöl, Hirse, Yams und Batatten eingeführt. Kühe, Schaafe, Ziegen und zahme Tauben sind in Menge. Das Land ist mit volkreichen Dörfern an der See und tiefer im Lande angefüllt. Die Regierung ist republikanisch, und befindet sich in den Händen der Kabozeres (der Vornehmen) und der Manzeroes (der Gemeinen).

Axeim, ein Dorf, sechs Meilen vom Kap Apollonia. Der bei diesem Dorfe fließende Fluß gleiches

Namens, oder Reo Manco führt vielen Goldsand, welchen die ins Wasser untertauchenden Neger aus dem Boden herauf holen und von Erde und Sand reinigen.

Das holländische Fort Sankt Anton liegt auf einem hohen Felsen, der in die See geht und eine Halbinsel bildee, die mit Felsen umgeben ist. Gegen die Landseite wird es durch Bastionen, Zugbrücken und Batterieen vertheidigt. Unter den Kanonen der Festung ist der Hauptort Schanbone, und im Hintergrunde ein Berg, der mit Waldung ganz bedeckt ist; eine reizende Gegend.

Nahe bei dem Berge Manforn ist das große und volkreiche Dorf Pokeso, wo jedes Haus mit Kokosbäumen umgeben ist. Die Faktorei Friedrichsburg, welche die Brandenburger auf dem Berge angelegt hatten, ist seit 1750 in den Händen der Holländer.

Anta ist gebirgig und mit hohen Bäumen bedeckt, unter welchem viele Dörfer liegen. Das Land ist gut gewässert, die Thäler sind reich und schön und bringen viel Reis, Mais, Zucker, Yams und Batatten. Nirgends habe ich die Affen zahlreicher gefunden, als hier. Der Boden längs dem Flusse Boudri ist vortrefflich, und wird von keinem an Reichthum und Schönheit übertroffen. Das Volk ist durch die vielen

Kriege mit Adom und andern Nachbarn so sehr herunter gekommen, und hat mit der Menschenzahl auch allen Muth verloren, und sich in den Schutz der holländischen Forts begeben.

Der größte Theil des Landes ist unangebaut. Alles ist indessen sehr wohlfeil, und das Land hat auch den Vortheil, daß es die gesündeste Lage auf der Küste hat.

Kapo de Tres Puelas (das Kap von drei Spitzen) hat seinen Namen von drei Bergen, die das Vorgebirge ausmachen und zwei zum Landen sehr taugliche Bayen bilden. Die Neger sind zum Handel sehr aufgelegt, und vertauschen gern Gold, Sklaven, Elfenbein und Salz gegen europäische Waaren. Das am meisten geschätzte Holz ist gelb, und wird zu Tischen, Stühlen und auf andre Art genützt. An dem Ufer der Bayen liegen die Dörfer Akora, Akoda, neben welchen das kleine holländische Fort Dorothea steht. Akron und Insiama, oder wie die Holländer es nennen, Dichs-kove, zwei Meilen östlich von Dorothea. Letzteres ist ein englisches Fort, das zu Smiths Zeiten eine vollständige und reguläre Festung war, jetzt aber nur schlecht befestigt ist und nur fünf Soldaten hat. Die Neger verkaufen hier viel falsches Gold und machen den Engländern viel zu schaffen, deren Herrschaft sie nicht anerkennen wollen.

Der

Der Fluß Bourtry ist nur 4 Meilen schiffbar, wo Felsen und hohe Wasserfälle die Fahrt unterbrechen, aber die Schönheit der Aussicht vergrößern. An beiden Ufern sieht man Affen, wilde Katzen, Leoparden in Menge, nebst einigen Elefanten, auch Pferde, Kühe, Schaafe, Schweine, Hühner und viele Gattungen von Vögeln. Sehr schmackhafte Fische schwimmen in den Gewässern, aber der Fischfang ist wegen der Krokodile und Hayfische gefährlich. An diesem Flusse liegt das Dorf Bourtri, an dem Fuße einer Anhöhe, worauf die Holländer das Fort Badenstone erbaut haben. Die Batterien des Forts bestreichen das Dorf, welches keinen andern Handel, als Goldhandel mit den Negern von Adom hat. Die Einwohner sind sehr gutmüthig, und sehen die Europäer als ihre Beschüzzer an.

Tokorary, die vornehmste Negerpflanzung auf der Küste, liegt auf einem Hügel, der sich in die See erstreckt und mit Felsen umringt ist, an welchem sich ungeheure Wellen brechen. Von dem Fort, welches die Portugiesen, Dänen, Preußen, Holländer und Engländer nach der Reihe im Besitz gehabt haben, sieht man nur noch Trümmer. Die Einwohner haben den Ruhm, daß sie die besten Kanoes in Guinea machen, 30 Fuß lang und 8 breit, und aus einem Stamme gehauen.

Sukonda, eine reiche und angenehme Negerey, sechs Meilen von Bourtri. Das Land, acht Meilen herum, ist überaus artig. Die Holländer und Engländer haben Forts errichtet. Das Holländische heißt Orange Fort, das Englische nach dem Nameu des Dorfes. Es ist größer und besser befestigt, als Dixkove, hat einige Kanonen, und zu Smiths Zeit vier Weiße und zwanzig Schwarze, jetzt fünf Weiße und zehn Schwarze zur Besatzung.

Sama, Yama, liegt auf einer Anhöhe, wo die Holländer ein zum Handel sehr bequem gelegenes, aber unbedeutendes Fort Sankt Sebastian errichtet haben.

Jabha. Das Land ist zwar ein Königreich, der König aber ist in sehr armseligen Umständen.

Fluß Kama, Rio de San Suan, von den Negern Bossum Pra genannt, weil sie ihn für einen Bossum, das ist: Gottheit, halten, giebt dem Ankober an Größe nichts nach, hat süßes Wasser und nutzbares Gehölz an seinen Ufern. An demselben und in der Nachbarschaft wohnen die Adom, eine kriegerische Nazion.

Kommani, ungefähr vier Meilen lang. Die Provinz heißt auch Zittakui. Das englische Fort Kommenda war sonst das Vornehmste nach Kap Koast,

und hatte eine Garnison von 60 Mann, mit Inbegriff der Neger. Jetzt ist es nicht in den besten Umständen, und nur wenige Sklaven werden hier eingetauscht.

Ekke, Tekki, Wedenburff, ein holländisches Fort, nur einen Büchsenschuß von jenem, war 1695 in so gutem Zustande, daß Bosmann mit 20 Mann, wovon nur die Hälfte zum Dienste tauglich war, die Neger zurückschlagen konnte. Die Neger dieses Landes halten viel auf Glasperlen, Wollenzeuge, Leinwand, Schellen und Knöpfe. Diese Waaren werden aber nur im Detail verkauft, und die Neger gebrauchen dabei so viele Faktoren, Mäkler und Agenten, daß der Handel mit ihnen sehr unangenehm ist. Wenn sie Kriege führen, so kann man Sklaven wohlfeil kaufen, weil sie sich ihrer Gefangenen gar bald entledigen.

Fetu ist drei Meilen lang und breit, sehr fruchtbar und angenehm, gebirgig und waldig.

Felu, ein Negerdorf, Residenz des Königs und seiner vornehmsten Bedienten, ziemlich groß und volkreich.

St. George de la Mine, Della Mina, Elmina, Oddena, am Flusse Beja, 5° 20′ nördlicher Breite, das vornehmste Komtoir und Fort der Holländer, wo

ihr Direktor und General residirt, von dem die übrigen Komtoirs und Forts, deren sie in allem 14 besitzen, abhangen. Das Fort ist auf einem hohen Felsen erbaut, der von der See bespült wird, und wird von dem Kastell Konradsburg, das nahe dabei auf dem Berge San Jago liegt, gedeckt. Die Holländer eroberten das Fort 1637 von den Portugiesen. Das Land umher ist nicht fruchtbar, und der Boden längs der Küste sandig. Gold, Elefantenzähne und Sklaven werden hier gegen Korallen, Spiegel, Pagnen, Messer, Scheeren, Gewehre, Pulver, Blei, Branntwein, Zwirn, Nähnadeln, Pfeifen und Tabak eingehandelt. Die Neger in den Dörfern, nicht weit von der Festung, sind in verschiedene Quartiere abgetheilt, sehr zahlreich, und machen ungefähr 14—15000 streitbare Mannschaft aus, ohne Weiber und eine ungeheure große Anzahl kleiner Kinder. Der holländische Handel ist in neuern Zeiten sehr gesunken, und hat selten über 17, oft nur 8 Fahrzeuge im Jahre beschäftigt. Nur 2000 bis 2500 Sklaven werden ausgeführt. Gold und Zähne sind die vornehmsten Exporten.

Kapo Korse, Kap Koast, 5° nördlicher Breite, 3 Meilen von Mine, das Hauptfort der Engländer. Das Dorf, worin die Neger wohnen, ist das ansehnlichste in Fetu, und besteht aus mehr als 200 Häusern, in geraden Straßen erbaut, mit einem großen Platze in der Mitte. Längs der Küste gehen beständig

englische Fahrzeuge, die die erhandelten Produkte in das Magazin bringen, aus welchem sie nach Amerika oder Europa gebracht werden.

Phipps Tower und Fort Royal, oder Queens Anne Fort, ein paar englische Forts nahe bei Kap Kovst, sind jetzt von den Engländern verlassen.

Sabu, zwar klein, bringt aber eine ungeheure Menge Korn, Batatten, Yams, Orangen, Limonen, Bananas und andrer Früchte. Die Einwohner sind als die fleißigsten an der ganzen Küste bekannt, die mit den Europäern und Akanesern viel Verkehr haben, ihr Landgut bestellen und sehr emsige Fischer sind. Sabu, die Residenz des Königs, ein volkreicher und großer Ort. Queen Annes Point, ein englisches Fort auf einer Anhöhe, eine Viertelmeile vom Fort Roial, hatte eine Garnison von 5 Weißen und 10 Negern. Mawry liegt zwar auf einer Anhöhe, ist aber sehr ungesund. Die meisten Einwohner sind Fischer, die ein Fünftheil von ihrem Fange als Zoll an die Holländer im Fort Nassau, das an drei Seiten von Mary eingeschlossen ist, abgeben müssen. Dieses Fort ist das beträchstlichste, welches die Holländer nach Elmina besitzen, auf einem Felsen, und hat gegen Süden die See.

Fantin, eine Republik, erstreckt sich sieben Meilen in die Länge, geht aber 50 Meilen tief ins Land hin-

auf und hat in Westen den Eisenberg zur Grenze, der ganz mit Waldung bedeckt ist. Das Land ist goldreich und bringt Lebensmittel in Menge hervor.

Anamaboa, ein englisches Fort auf einem hohen Felsen, hat noch jetzt fünf Soldaten nebst 18 Negern zur Besatzung. Der Gouverneur ist Vizepräsident des Raths und die Gouverneurs der übrigen Forts werden Mitglieder des Raths betitelt.

Aja oder Adjo, wo ein Kaufmann für die Engländer den Ankauf der Hirse für ihre Schiffe besorgt. Klein Kormandin auf einer Anhöhe, wo die Franzosen und Portugiesen vielen Handel trieben, bis sie entdeckten, daß die Neger das Gold verfälschten.

Fort Amsterdam, ein holländisches Fort, wo die großen Zisternen mit Wasser reichlich angefüllt sind. Die Garnison besteht aus 25 Weißen und vielen Negern, die sehr glücklich und gemächlich leben.

Groß Kormandin, unter den Kanonen von Fort Amsterdam, eine große und volkreiche Stadt. Hier wohnen über 1200 Kaufleute und Fischer, außer den vielen, die andre Gewerbe treiben.

Tantumquery, ein englisches Fort in ziemlich gutem Stande. Die Besatzung besteht in 5 Soldaten

und 16 Negern. Sklaven machen den vornehmsten Handelsartikel aus.

Akron, ein Königreich, das unter dem Schutze von Fankin steht. Die Einwohner führen ein ruhiges Leben und verkaufen ihr überflüssiges Korn an ihre Nachbarn. Nahe bei Adam liegt ein Dorf, dem die Holländer den Namen Leydsamheyde oder Geduldsfort gegeben haben. Unter dem Fort ist ein Dorf von Fischern bewohnt.

Agonna, ein angenehmes, fruchtbares Land, beginnt um den Teufelsberg, der sehr hoch ist und Goldadern enthält. Es unterscheidet sich dadurch von andern Negerländern, daß hier auch die Weiber der Thronfolge fähig sind.

Siega, ein englisches Fort, unter ihm ein Dorf desselben Namens, hat wenigen Handel mit Sklaven. Die Besatzung besteht in 4 Soldaten und 4 Sklaven beiderlei Geschlechts.

Akra war ehedem besser angebaut und bevölkert, als jetzt. Die Aquamboer haben dieses ehemals mächtige Königreich zerstört. Jetzt ist es eine Republik.

Das englische Fort James oder Akera und der dabei liegenden Negerei, auf einem Felsen, der über

die See ragt, ist sehr verfallen und mit 8 Soldaten und Kastelsklaven besetzt. Die zum Fort gehörigen Salzgruben sind so ergiebig, daß sie nicht blos die Goldküste, sondern auch die daselbst anlandenden Handelsschiffe mit Salz versehen können.

Krevekör, ein holländisches Fort, einen Kanonenschuß von jenem, zwar größer, aber nicht besser befestigt, als jene.

Kristiansburg, der Hauptsitz der Dänen, das Fort ist nicht regelmäßig gebaut, aber fest, wenigstens gegen einheimische Feinde. Die Dänen besitzen jetzt 4 Forts und drei Logen, wozu eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bedienten erfordert wird. Die jährliche Ausfu[illegible]r der Sklaven kann im Durchschnitt zu 1400 Köpfen berechnet werden, indem von 1778 bis 1789 in allem 17113 Neger ausgeführt sind. Mit Anfange des Jahrs 1803 soll aller Negerhandel der dänischen Unterthanen auf der afrikanischen Küste aufhören, und kein Neger weder auf der dänischen Küste, noch an andern fremden Orten, durch oder für dänische Unterthanen transportirt, oder nach den westindischen Inseln zum Verkauf eingeführt werden.

Adambi und Reo Volta liegen östlich von Akra.

Labodei ein Negerdorf, $\frac{3}{4}$ Meilen von Kristiansburg. Der Sitz eines berühmten Fetisches.

Teffing, zwei Meilen von ihm liegt Temma. Ponny und Prampram, sechs Meilen von Kristiansburg, eine befestigte Handelslage der Engländer, liegen an der Seeküste auf dem Wege nach Friedensburg, dem zweiten dänischen Fort, das ein regelmäßiges längliches Viereck mit vier Bastionen ist. Von hier bis an den Fluß Volta, oder 12 Meilen ist kein Negerort oder europäisches Komtoir. Am westlichen Ufer des Volta, der Insel Ada in diesem Flusse gegenüber, eine Meile von der Sentanke, haben die Dänen ihr drittes Fort Königstein, ein regulaires längliches Viereck, 136 Ellen lang und 130 Ellen breit, mit vier Bastionen, jede zu 36 Kanonen.

Achtes Kapitel.

Reise ins Innere der Goldküste.

Von Kristiansburg aus, machte ich eine Reise ungefähr 10 Meilen tief ins Land.

Zwei Meilen davon kam ich nach Aschiana, einem kleinen Dorfe, wo die Vornehmen der Ursunger ihre Landsitze haben. Zwei oder drei Meilen weiter ist eine steile Bergkette, von grobkörnigen Granit, Gneis und Fettquarz, die mit hohen Bäumen besetzt ist. Der Boden ist nicht mehr sandig, sondern lehmig, oder gute lockere Gartenerde. Aboden, eine beträchtliche Negerei, acht Meilen von Kristiansburg. Die Dörfer Tiasso, Schentema, Tutú Mampon, Otaky, Manno, Manfeng liegen nicht über $\frac{1}{2}$ Meile von einander. In Manfeng wohnt der Hauptmann des Königs in Assiante, der den Zoll einnimmt, welchen die schwarzen Sklavenhändler entrichten müssen. Eine Meile weiter ist Kommang, die Residenz des Prinzen von Aquahin, der über die angeführten Negereien und noch viele mehr, Kabozero en Chef ist. Die Häuser der Bergneger sind viereckig, von Stöcken aufgebaut, und die Wände mit Lehm belegt. Von den Termiten, die am

Strande so vieles Unglück anrichten, sind sie befreit. Die Gegend ist waldig, aber angenehm. Berge, Klippen und Thäler wechseln in einer schönen Ordnung mit einander ab. Das frische Wasser, das am Strande selten und schlecht ist, ist hier vortrefflich.

Hier fand ich eine Menge unbekannter Bäume und Sträucher, und doch weder Elefanten noch sonstiges Wild, wahrscheinlich wegen Mangel an Gras in den undurchdringlichen Wäldern. Affen, wilde Schweine, Papagaien und Insekten sind zahlreich. Das Klima scheint gesünder zu seyn, als am Strande. Die Luft ist kälter, und der Thermometer fiel auf dem Berge 10 Grade herab.

Weiter im Lande fand ich keine Menge fremder Völkerstämme, und der Weg wurde beschwerlicher, je weiter ich landeinwärts mit meinen Gefährten vordrang. Die Erscheinung weißer Menschen war ihnen fremd und wurde von den Negern für ein dem Lande bevorstehendes Unglück, bald für eine gute Vorbedeutung angesehn. Die mehrsten indessrn glaubten, ich käme Sklaven zu kaufen oder zu rauben, denn ich mochte betheuern wie ich wollte, so war es ihnen völlig unmöglich, daß ein Mensch zur bloßen Befriedigung seiner Neugier so unendlich weite Reisen wagen, sich so vielen Gefahren aussetze, und vielleicht seinem Tode in die Arme laufe. Manche fragteu wohl

gar: bist du vielleicht ein Auswurf deines Vaterlandes, der seiner Verbrechen wegen fliehen muß? — Mehrere hielten mich für einen Spion, der so, wie an den Küstenländern, erst sehen sollte, wo taugliche Plätze für die weißen wären, welche sie dann mit Gewalt einnehmen, und die Schwarzen unterjochen und verkaufen würden.

Die Amina sind die mächtigste Nazion, die sich weit ausgebreitet haben muß, weil ein Theil davon nur eine, ein anderer vierzehn Tagereisen von der See oder dem englischen Kastell wohnt. Ihr Land ist groß, voll großer Dörfer. Sie haben Gold in Menge aber kein Eisen. Ihr Geld besteht theils in Goldkörnern und ganzen Stücken, theils in Seemuscheln, Kauris genannt. Sie handeln mit Gold, Elfenbein, Sklaven, wogegen sie von den Europäern Eisen, Gewehre u. dergl. eintauschen. Oestlich, vier Tagereisen von den Akra, wohnen die Tembu oder Attembú, die in den Kriegen mit den Watje und andern, sich vergifteter Pfeile bedienen. Sie haben sehr große Dörfer, und jedes Haus ist mit einer Ringmauer umgeben und mit einem Thore verschlossen, um gegen die Einfälle der Amina, welche auf Menschenraub ausgehen, gesichert zu seyn. Jedes Dorf hat seinen besondern Gouverneur, Anführer, Kabozero. Sie treiben Handel mit den Kassendi, Para und Adampa, woraus sich auch ihre Lage bestimmen läßt.

Die Kassiantheer wohnen gegen Südosten von den Assianten, und es werden zwei Monate Reisen erfordert, nm aus einem Lande in das andere zu kommen. Die Reisenden vereinigen sich in Karavanen von 3 bis 4000 Mann, und sind der Gefahr, von großen Raubthieren angegriffen zu werden, ausgesetzt, deshalb gehen sie auch nie unbewaffnet. In Kassiantha wird Gold ausgegraben, das aber schlechter ist, als das akunische. Die Sklaven daher sind lang und stark von Gliedern, und können an ihrer Bildung vor andern erkannt werden. Das Land ist sehr groß und wird in verschiedne Provinzen, als Notbarry, Ajanja, Bruk, Tampruma, Bambona und mehrere abgetheilt. Der König heißt Attabi und residirt in der großen Stadt Gambak. An die Kassenti grenzen die Aeala oder Attern, und die Bombra. Mit dem letztern führen sie Krieg. Die Bombra liefern die Gefangenen, die sie von den Kassenti machen, an die Amina, und diese an die Weißen auf der Goldküste. Die gefangenen Kassenti bringen wohl ein halbes Jahr unterweges zu, ehe sie von ihrer Heimath die Goldküste erreichen. Kassenti ist ein Name, den ihnen die räuberischen Amina beilegen. Ihr rechter Name ist Tiemba.

Die Sokko oder Assokko grenzen an der einen Seite an die Amina, an der andern an die Uwang, sechs bis sieben Wochen Zeit von der Küste entfernt. Der König, von dem viele kleinere Könige oder Statt-

halter abhangen, heißt Mansa. Sie werden von den Amina und andern Nazionen, die Menschen rauben wollen, bekriegt, und verüben gleiche Ungerechtigkeit gegen ihre Nachbarn, doch rauben sie keine Menschen aus ihren eigenen Stämmen. Sie handeln mit den Weißen, und bedienen sich der Korallen und Muscheln zur Scheidemünze. Sie haben Gold und Eisen, und Leute, die es zu bearbeiten wissen.

Unsere Reise gieng 21 Tage durch Büsche und Waldungen. Flüsse hemmten fast beständig unsern Weg. Unser Gefolge litt keine Noth, weil Früchte, Wurzeln und Wild im Ueberfluß vorhanden war. Darauf kamen wir in eine fürchterliche Einöde, wo wir 14 Tage durch Flugsand waden mußten, und bisweilen in zwei Tagen kein Wasser hatten. Mehrere unsrer Begleiter blieben ohnmächtig liegen und verschmachteten theils aus Hunger, theils vor Hitze. Ich selbst fühlte mich schwach, und eine dunkle Ahndung sagte mir: Hier sey das Ziel meiner Reise. Wir fanden endlich einige Wegweiser und durch sie ein ebnes Land, wo Flecken und Dörfer mit Einwohnern besetzt waren.

Ich beschloß weiter nordöstlich zu gehen. Nach einem Marsche von zehn Tagen hörte der fruchtbare Boden wieder auf, und eine schreckliche Wüste mit Flugsand, dehnte sich vor unsern Augen.

Meine Begleiter murrten und machten mir die bittersten Vorwürfe, die ich diesmal nicht, wie die vorigenmale ablehnen konnte. Man sprach von zu großen Aufopferungen, und daß es unmöglich der Wille der afrikanischen Gesellschaft sey: Menschen hier in Wüsteneien zu schicken und verhungern zu lassen. Alles Zureden half nichts, und ich beschloß mit einem Beispiele, das in solchen Fällen die beste Wirkung thut, voranzugehen.

Wohlan! sagte ich, ich kann euch nicht zwingen mit mir zu gehen, aber eben so wenig sollt ihr's vermögen, mich zu zwingen euch zu folgen. Ich habe meine erste Reise einsam und unter tausend Gefahren gemacht — auch itzt komme ich zurück und bringe Euch gute Nachricht, wohlan, so könnt ihr folgen, wo nicht — so kehrt zurück.

Wir beredeten ihn vergebens bei uns zu bleiben. Er eilte allein und im größten Zorne von uns. Bald verschwand er aus unsern Augen.

Zwei Tage hatten wir gewartet, als einige Neger uns begegneten, welche die uns wohl bekannten Kleider trugen. Sie konnten uns keine Auskunft geben, woher sie die Kleider bekommen hätten. Aber uns ward es mit einemmale deutlich genug: Mungo

Park sei beraubt, wahl gar erschlagen. Weit konnte es nicht von uns seyn. Wir brachen auf und schon am Ende der ersten Tagreise, fanden wir seine blutige Leiche in einem Felsenthale. Er war von allen Kleidungsstücken beraubt, und allen Anzeigen nach mit Keulen vor den Kopf geschlagen, denn seine Hirnschaale war bei genauer Untersuchung zerschmettert. Wir begruben ihn sehr tief im Sand, und um seinen Körper keinen weitern Mißhandlungen auszusetzen, ebneten wir den Boden, so daß keine Spur vom Grabe sichtbar war. Spätere Nachrichten bestätigten unsre Vermuthung. Ein König, dem er vorher vorgestellt worden war, und der ihm vorher alles in seinem Lande zeigen ließ, hatte ihn meuchelmörderisch umbringen lassen. Wir zogen nun wieder zurück nach unsern Faktoreien, und kehrten mit dem nächsten Schiffe nach England, da unsre Reise geendigt war.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Mss.

Par

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Park, Mungo,

Neueste und letzte Reise ins Innere von Afrika nebst dem Tode dieses merkwü rdigen Reisenden aus seinem Tagebuche und den Relazionen seiner übrig gebliebenen Gefährten niedergelegt bei der afrikanischen Gesellschaft zu London

Hamburg 1807

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7195
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249394-6